Opp. 578
/1

<36601400220017

<36601400220017

Bayer. Staatsbibliothek

Ex
Libris
Josephi Altenbuchner.
1814.

274 G

Lorenz v. Westenrieder's

sämmtliche Werke.

Erste vollständige Originalausgabe.

Bayerische Staatsbibliothek München

1

Erster Band.

Kempten, 1831.

Druck und Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung.

69 g Wbg 6313

Opp. 578/1

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

274 G

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Einleitung.

Mit Bewunderung und Ehrfurcht sprechen wir einen Namen aus, den jeder Bayer mit dem Gefühle des Stolzes und der Liebe im Herzen trägt — Die deutschen Literaturhistoriker, welche den Namens- und Sterbetag jedes gelehrten Ausländers nachzuweisen wissen, werden sich wundern, daß sie einen der glänzendsten Namen, die je der Unsterblichkeit überliefert wurden, einen der größten Schriftsteller deutscher Zunge, in ihre Compendien und Lehrbücher einzuregistriren bis jetzt vergessen haben. Genie, Scharfsinn, Gelehrsamkeit, die Flamme der Phantasie, Sentimentalität, Witz, Humor, das, was den Schriftsteller, den glänzenden, den schönen, den großen, den wissenschaftlich gebildeten Geist, den Poeten und Gelehrten ausmacht, hat man in Deutsch-

land genug bewundert. Jetzt sind die Zeiten gekommen, wo man anfangen wird, auch in unserm Vaterlande die Großartigkeit der Gesinnung, das Feuer der Vaterlandsliebe, die Schönheit des Herzens, den willensfesten Charakter, das, was den Menschen, den Bürger und den Mann macht, anzuerkennen. Wir haben Göthe und Tieck um ihrer Schönheit willen, in Jean Paul das Gemüth, bei andern die Schärfe des Verstandes, die Wärme des Gefühles, in Schiller zugleich den großen Charakter verehrt und geliebt Jetzt werden wir einen Schriftsteller mehr haben, in dem wir Schönheit und Charakter, zarte Empfindung, Schwärmerei und Weiche des Gemüthes, und die Unerschütterlichkeit der Grundsätze und des unbeugsamen Willens, das angeborne Genie und die erworbene Tugend des Menschen lieben und bewundern können.

Es ist der Bayer **Lorenz Westenrieder**, von dem nur die Gelehrten als Historiker, und auch als solchem bei weitem nicht nach seinem vollen Werthe reden. Gab es je einen universellen und wissenschaftlichen Gelehrten; einen tiefsinnigen, gründlichen Denker; einen ursprünglichen

in sich gegründeten, unerschrockenen, frommen, und umfassenden Geist, gab es je einen in tugendhaften Charakter; einen aufrichtigen Christusjünger, einen Lehrer und Verkündiger der Religion und Moral; so ist es Westenrieder. — Man hat Goethe nicht mit Unrecht den Dichter der Höfe und des Adels, Tieck den Liebling und Gesellschafter der Salons und ästhetischen Theegesellschaften genannt. Westenrieder, so voll Geschmack und innerer Liebenswürdigkeiten er ist, ist kein geschmackvoller, liebenswürdiger Autor für die sogenannten schönen Geister. Westenrieder ist ein Bürgerschriftsteller für das Volk, für die that- und willenskräftigen Naturen. Westenrieder war einer jener wenigen, von ihrem Volk und Vaterlande durch und durch erfüllten, von Recht und Freiheit erwärmten Autoren, deren patriotische Feder niemals in einem andern, als dem Dienste für Recht und Freiheit, Moral und Religion, Menschen- und Bürgerglück unermüdlich bis zum letzten Schrift- und Athemzuge thätig war. Der Patriot, der warme Bürgerfreund, der thatkräftige, zum Handeln stets bereite Mensch, der tolerante religiöse Weise, der Eiferer für Recht und Wahrheit, der verklärte Geist, der in jenen

Regionen wandelt, sprechen bei Westenrieder aus jeder Zeile.

Es könnte bedenklich scheinen, in Zeiten wie den unsrigen mit einem solchen Unternehmen aufzutreten. Aber eben in solchen Tagen der Befürchtungen und Hoffnungen, der äußern Ungewißheit bedürfen die Menschen, bedürfen die bewegten, die irregeleiteten Geister eines festen, eines geistigen Haltes. — »Ein großer Mann ist allemal ein Geschenk des Himmels; aber das meistemal auch ein Vorwurf für sein Zeitalter, wenn diesem der Geist, die Kraft und Bildung gebricht, ihn zu bemerken und nachzuahmen. Wir sind hier doppelt glücklich, einen großen Geist besessen, und ihn schon in seinem Leben geehrt zu haben. — Wenn Bayern mit Recht stolz ist, Westenrieder den seinigen zu nennen; so bleibt Deutschland ein anderer eben so edler Stolz, ihn zu bewundern, sich anzueignen, und durch Liebe und Bewunderung zu dem seinigen zu machen. Eine große Gesinnung, eine hochherzige Begeisterung geht jetzt durch ganz Deutschland hin. In andern Zeiten haben andere Geister einen andern Ruhm gefunden. Der Ruhm, einen Bürgerschriftsteller, einen

Mann der Nation, der Freiheit, der Moral, des Rechtes anzuerkennen, konnte vielleicht nur diesen Zeiten vorbehalten bleiben. Goethe, Tieck und andere, die in ihrer Jugend so manches, was ihre Nation nun immer schmerzlicher vermißt, von Westenrieder gelernt haben könnten — Goethe und Tieck haben wir lang genug nachgeahmt. Glücklich und groß wird Deutschland seyn, und unsere Nachkommen werden sich besser dabei befinden, wenn sie Westenrieder an Mannessinn und Mannestugend, an reinem Willen, an Kühnheit, Kraft, Selbstständigkeit, Wahrheit und Charakter nur halb so sehr als jene nachahmen werden.

Der Historiker, der Geschichtsforscher kann sich, wie aus Johannes Müller und den wenigen, die ihm gleichen, die reine, große, menschliche, welthistorische Ansicht aus Westenrieders Schriften holen. Sein kräftiger, männlicher Styl ist Muster eines kühnen männlichen Ausdrucks. An Kraft, Mächtigkeit und Erhabenheit der Gesinnung kommt ihm keiner gleich. Seine historischen Calender, die, wie Alles, was aus Westenrieder's Feder kam, in einer populären musterhaften Sprache abgefaßt sind,

wurden selbst unter dem Volke viel gelesen. Seine Geschichte des dreißigjährigen Krieges ist von Männern, wie Luden und Heeren, wenn nicht als das Beste, als ein Meisterwerk historischer Kunst und Vollendung in deutscher Sprache anerkannt. Man unterrichte sich in seinen wissenschaftlichen und gelehrten Abhandlungen, seinen Schriften über Erziehung, seinen philosophischen, kritischen und ökonomischen Aufsätzen; man lese seine Beiträge über Kunst, Literatur, seine Denkreden und dramaturgischen Abhandlungen nach, — und der Gelehrte vom Fach, der Geschäfts- und Staats-, der Schulmann, der Theolog und Philolog, wie der Künstler, der Schauspieler, Aesthetiker, der Freund der schönen Wissenschaften und Künste wird in Westenrieder's Werken Belehrung, Genuß und Erhebung, ausgebreitetes Wissen und nebenbei noch etwas, das mehr und eben so wie das Wissen Noth thut: jene frisch sprudelnde Quelle, die bei den Studien über der nächtlichen Oellampe nicht austrocknet, einen Tiefsinn, eine Stille des Gemüthes, jenen Hauch des Geistes, der das Wissen frisch macht, aus dem Erkannten, aus Gefühl und Ueberzeugung überall zur That, zum Handeln hindrängt, finden. —

Man hat bisher Alles, was von Bayern kam, mit einer großen Erwartung in Deutschland aufgenommen. Mit Berühmtheit und großen Namen hat man in unserm Vaterlande einen wahren Götzendienst getrieben. Jetzt reißt die Zeit, die im Kampf begriffen ist, von den falschen Autoritäten sich los. — Wie ein Donnerschlag wird die mächtige Stimme dieses großen Todten, die man in der Welt nicht glaubte, in den Widerstreit der Partheien fallen. Die Tieck und Schlegel, rühmt man, haben (und ich gebe es zu) für die — ästhetischen Zärtlinge und geschmackvollen Empfinder, die an Charakter Schwachen, eine Dichterschule gegründet. Westenrieder wird eine Schule des Volkes gründen! Westenrieder führt Moral und Bürgertugend in die zerflatterte Kunst, das verpoetisirte Leben hinein. — Ja, diese bayerische, diese deutsche Eiche wird durch ganz Deutschland grünen und kräftige Wurzeln treiben. Unter ihrem Schatten wird die deutsche Jugend und das Alter sich versammeln. —

Obige Worte der Ankündigung, welche bereits im November v. J. geschrieben wur-

den, haben in dem Herzen manches Patrioten an den Stufen des Thrones wie im Bürgerhause Anklang gefunden. Oeffentliche Blätter haben über den Werth und die volksthümliche Bedeutung des Westenrieder'schen Nationalunternehmens vor Bayern und Deutschland ihre Stimmen erhoben. — Geister und Ereignisse sind seitdem mit dem Jahrhundert riesenhaft vorgeschritten. Die Wissenschaft fängt an auch in Deutschland näher an das Leben heranzutreten. Man fordert von der Kunst, dem Publicisten, dem Schriftsteller nicht nur, daß sie national, sondern auch patriotisch reden. Wie die politischen Kräfte gähren: so bereitet auch in der deutschen Literatur eine Revolution, welche manche legitime Autorität von ihrem Throne zu stürzen droht, sich vor. — Für die Verehrer Westenrieder's möge ein literarisch-poetisches Gemälde altbayerischer Literatur, das im May 1830 in den Bayerischen Blättern abgedruckt wurde, als nähere Einleitung in den Werken dieses Autors, der sich den größten aller Zeiten zur Seite stellt, um zu zeigen, was Bayern an großem und tiefem Geist vermag, hier eine Stelle finden.

Die Winde rauschten, die Wolken zogen über die Thürme der Hauptstadt. Wenn der volle Mond aus dem schwarzen Gewölk am dunklen Nachthimmel hervortrat, lagen die schönen Gebäude und freien Plätze im bleichen Schimmer. Die Saiten der Harfenistinnen rauschten aus den hellen Fenstern der Caffeehäuser, die voll Gäste waren.

Die beiden bayerischen Jünglinge hatten den Fremden in ihrer Mitte. Wir wandelten Arm in Arm über die freien schönen Plätze und äußern Anlagen dieses Theils der Residenz bis dort, wo an der offenen Heerstraße die Säulen der Glyptothek, an der vordern Fronte dieses großartigen Gebäudes mit seinen schönen Verhältnissen im edelsten Style der Bauart der Alten sich erheben. Wir setzten uns unter das hohe Portal. Der Mond erleuchtete die Gegend.

»Diese Räume hat König Ludwig der Kunst und seinem Gedächtniß aufgebaut. Wie spricht sein königlicher Geist uns groß und mächtig an! O sagte der Jüngling: nicht nur Lettern, Leinwand und Wänden von Kalk, auch Erz und Steinen können

die Könige ihre Gedanken, die der Unsterblichkeit überliefert werden, aufprägen!«

Diese Gegend, sagt' ich, ist weit und breit kein Blüthenthal und Paradies, die Natur hat ihre Reize, die karge Hand des Frühlings hat ihren Schmuck und ihre Blüthen nicht verschwenderisch ausgetheilt. Aber es blüht und duftet hier heimlich und von Vielen unbemerkt Etwas, das, wenn seine volle Knospe ausbricht —! Wie athmet sichs in der Luft der Freiheit und des freien Denkens doch so süß, so frei! —

»O ich möchte mit Stürmen mich ausbrausen, in Strömen meinen Geist über die Länder, wo die Freiheit noch nicht ist, ausgießen! so weit die freien Lüfte Gottes und die Donnerstimmen des Himmels über die Berge und Städte gehen, meinen Jubel ausschütten; und den Königen und Fürsten, so weit sie auf Thronen sitzen, und den Völkern und Nationen, die sich um die Throne lagern und hoffend und erwartend auf die Gesalbten des Herren warten, zurufen, und ungestümer wieder rufen, und immer ungestümer, wie die Stimme des Zeitgeists, bis die Throne und die Herzen der Fürsten Antwort geben, den Ruf, der

der Ruf der Zeiten und der Völker ist, wiederholen: Kommt und seht und fühlt! lernt meine Hoffnungen, meine Wünsche, die eure Hoffnungen und Wünsche sind, meinen stillen und lauten Jubel lernet theilen! So ist es einem Menschen zu Muthe, der freie Luft und freies Denken athmet! So stolze Gefühle quellen auf den herein, solch hoher Muth der Seele hebt dem die Brust, der unter einem Volke lebt, das frei ist, oder frei seyn kann, sobald es seine Rechte und Freiheit gebrauchen will!«

Als wir um die Straßenecke bogen, schimmerte im Bücherladen zu ebener Erde ein Licht uns entgegen. Der Antiquar, ein rüstiger Alter, wie es in Bayern viele gibt, mit silberweißen Locken, die Stirne und Augen noch voll Heiterkeit und Lebenslust und den gutmüthigen nationalen Zug, an dem man den Bayer erkennt, um die Lippen, hatte den Hut schon auf dem Kopfe, und war eben im Begriffe, den Laden zuzuschließen.

»Grüß Gott im Bayernlande!« — Suchen die Herrn in stockfinstrer Nacht die

Weisheit mit der Laterne? Heut zu Tage sammelt man bei der mitternächtlichen Lampe, wie die fleißigen und unermüdeten Alten, die eisernen Männer der Gelehrsamkeit, die Schätze der Weisheit in Folianten und Quartanten nicht mehr. Wie Tagesschmetterlinge und Feuerwürmchen muß es in die lockern Morgen- und Abendblättchen hinausflattern und fliegen.«

O sagt' ich, das Licht, das ich suche —. Findet man hier nicht alte Bayer'sche Bücher, verstehen Sie solche, welche Bayern, die bayerisch fühlten, dachten, geschrieben, bayerische Pressen gedruckt, Bayern mit bayerischem Herzen gelesen, ihr Vaterland darin empfunden und zu allen Bürgertugenden, der Treue und dem Ernst der Pflichten gegen König und Gesetze sich durch sie erhoben haben?

Der brave Mann sah mich erst mit großen Augen, indem er mich von Kopf bis zu den Füßen maß, verwundert an; dann lächelte er halb wehmüthig.

»Wahrhaftig! diese Frage ist in diesem Quartal des bayerischen Patriotismus noch nicht zum zweitenmal an mich gethan wor-

den. Aber treiben Sie nicht ihren Muthwillen mit einem alten Manne, der kindisch genug ist und über Dinge, über die man heut zu Tage lacht und leichtsinnig sich hinweggaukelt, in helle Thränen ausbrechen möchte. Sind Sie vom Adel, mein Herr! leben Sie viel in großen Cirkeln, nun so wissen Sie, daß Patriotismus und vaterländisches Wesen nicht zur Mode und zum großen Tone gehört. Oder sind Sie gar ein Schriftsteller — Die Schwaben, die Preußen und Sachsen sind mit Recht auf ihre großen Geister stolz. O wir Bayern haben auch wohl Namen und Geister aufzuweisen, die sich vor Tiek und Göthe und Schlegel nicht zu schämen brauchen; ja auf die wir wohl, was den Kern des Charakters und der männlichen Gesinnung, den Bürger- und Vaterlandssinn ausmacht, stolzer als jene zu seyn ein Recht haben. Von den Gelehrten und wahrhaft Gebildeten red' ich nicht. Aber nennen Sie einmal Westenrieders großen Namen in München in der größten Gesellschaft. Wer ist der Mann? Ist er anziehend und unterhaltend? Wir müssen doch einmal nachschlagen — Steht er im Conversations-Lexikon? Nun für seine Zeit mag er gut genug geschrieben haben! —«

O wohl dir, großer Schatten, daß du die Schande nicht erlebt hast, rief mein junger Begleiter, dem das bayerische Herz aufwallte.

»Große Bücher haben wir viele — für große Seelen; da ist z. B. der einzige Westenrieder, ein Mann für Könige, Herrschaften, Nationalschriftsteller, — mit einem Worte — für die Classe der Menschen, die in Verrichtungen stehen, wo sie schlecht handeln, wenn sie nicht groß handeln. Auch könnte ein einziges Gemälde von — Westenrieder große Seelen aus kleinen machen; man liest ihn, und rühmt ihn, und stellt ihn schön gebunden in seinen Bücherschrank; aber wo sind die großen Seelen?« *)

»Griechen und Römer hätten dein Bild in Erz und Marmor in ihren Tempeln, wo den großen Patrioten vaterländische Feste gefeiert wurden, in ihren Häusern und auf den öffentlichen Plätzen, wo man sich beim Anblick der großen Helden, Schriftsteller und Dichter für das Vaterland stärkte und erbaute, aufgestellt. Nicht nur in den Aka-

*) Eigene Worte Westenrieders über Klopstock.

demien der Wissenschaften und Bibliotheken, in allen Schulen, Hörsälen, Erziehungshäusern, wo junge Seelen zur Freiheit und Bürgertugend gebildet werden, sollte dein Beispiel, sollten deine Bücher als Muster aufgestellt, als ein Festtag der Nation und Wissenschaft dein unsterbliches Gedächtniß gefeiert werden. Ja es wird eine Zeit kommen, wo alle Patrioten, die wie du von hohem Sinn und Vaterland erfüllt sind, jubeln, und alle bayerischen Herzen, wenn sie Westenrieders Namen hören, vor Stolz und Freude hüpfen! Die Erwachsenen werden deine Bücher wie den Katechismus der Freiheit und des Vaterlandes auswendig wissen. In die kleinste Bauernschule, in die stillen Gebirgsdörfer hinein wird die Kunde deines Ruhmes dringen, und die Mütter werden ihren Kindern deinen hohen Namen, in dem alle Hoffnungen des Vaterlandes, alle Furcht, alle heilige Scheu der Gottheit, der Freiheit und des Gesetzes sich vereinen, aussprechen lehren! —

»Ich merke schon« sagte der Alte, indem er mich an einer zahlreichen Reihe von alten Büchern, deren fester und solider Einband in Schweinsleder (die Buckel und Ecken waren zum Theil mit gelbem oder

weißem Blech beschlagen) schon auf eine gewisse Solidität und Festigkeit des Inhalts schließen ließ, vorüberführte,«

»nun wenn Sie nach altbayerischer Hausmannskost begierig sind, — hier die Altvordern und Urgroßväter meiner altbayerischen Bibliothek sind freilich keine beliebten Erzähler und unterhaltenden Modeschriftsteller, die mit aufgeputzter Phantasie, gefälligem und blumenreichem Styl und zurechtgestutzten sogenannten interessanten Gedanken ihren Lesern, die eben so hohl sind, als sie selber, die wüstesten und langweiligsten Stunden vertreiben, mit Begierde greifen. Aber sie waren Männer, vollkräftige, hochherzige Menschen, die erst handelten, als treue Bürger Pflichten übten, Unrecht erlitten, das Gute und Bessere auszuführen versuchten, so viel sie es vermochten, über Dummes sich ereiferten, über Niederträchtiges und Schlechtes sich ärgerten, und als ihre Seelen großer Dinge voll waren, als sie erhabene Angelegenheiten auf dem Herzen hatten, nach der Feder griffen, ihre Freude, ihren Zorn und ihren Jubel von der Seele wegzusprechen, und was sie für ihre Mitbürger, ihr Vaterland, Gegenwart und Zukunft für nöthig und nützlich hielten, in die Welt hinauszureden.

„Nur in das Rosaroth der Freude, oder das muntere Grün der Hoffnung und des Frühlings sollte man deine heitern Geister binden, glücklicher, trefflicher Landsmann, von dessen Lippen ewig Scherz und mildes Lächeln fließen!« rief der schöne Jüngling, indem er einen etwas zierlicheren Band aufschlug: „Wie viel süße herzinnige Stunden, wie viel Sonnenschein des Herzens und Gemüthes hab ich zu verdanken Dir, dessen frische Seele in den hellen Frühlingslichtern der Heiterkeit und des Frohsinns wandelt! der wenn du aufathmest, wie frische Morgenwinde, Gedanken des Lebensgenusses hauchst! und überall Rosen pflückend, um den Freudenbecher deiner Landleute zu kränzen, mit unschuldigen Kinderaugen in die Blumen, welche Gottes Hand auf Erden gepflanzt hat, schaust!«

»Diese süße Schwärmerei, diese zarte Empfindsamkeit, diese milde blumenreiche Weisheit, die warme Sinnlichkeit und Phantasie, die feine Schalkheit, welche Moral und Sitte nie beleidigt, sondern mit neuen Reizen kleidet, wird man in vielen berühmten Romanen, die als Muster des Angenehmen und Geistreichen, gepriesen werden, vergebens suchen. Der frische Born seiner un-

getrübten Laune sprudelt unerschöpflich. Sein gewandter leichter Styl, ausgebildet und fließend, wie er ist, ist für alle Deutsche klassisch zu nennen. Dietl ist weich, süß und zart wie Tiek, aber weichlich, schlüpfrig ist er nirgend. Die gesunde Nüchternheit und Einfalt des mannhaften bayerischen Charakters verläugnet sich auf keiner Seite. Wenn man einen Autor bändereicher wünscht, so ist es dieser. Die feinen und lüsternen ästhetischen Gaumen im Auslande sollten unseren bayerischen Yorik nur schmecken: sie würden das attische Salz, den feinen Witz, das köstliche Gewürz mit dem Beigeschmack des Pikanten aus dieser geschmackvollen bayerischen Schüssel schon herauskosten. Die Engländer und Franzosen müßten uns um Dietl*) beneiden.

»Hier das Gegenbild zu unserm sanften Weisen, der mit der Wahrheit nur liebkosend unter Scherzen und verstohlenem Tän-

*) Vertraute Briefe eines Geistlichen (Yorik) in Bayern an seinen Freund. Freundschaftliche Briefe, ein Pendant u. s. w. Dietls nachgelassene freundschaftliche Briefe, herausgegeben von Joseph von Ehlingensperg.

deln ihr süße Küsse raubt: **Bucher***) der scharfe starke Geist, dessen Worte scharfen Messern, dessen Gedanken spitzigen Dolchen gleichen, der wie Blitze das Schwerdt des Verstandes mit seiner ganzen Schneide schwingt, und mit Lanzenstichen und Kolbenschlägen den Gegner zu Boden schmettert!«

»**Cajetan Weiler**, der Mann Gottes voll Licht und Wahrheit, der nur ein Feind der Lüge war, und die Fackel der Vernunft, da es gefährlich war, anzuzünden wagte.«

»**Aventin**,**) **Oefele**, **Zirngibl**, **Scholliner**, die fleißigen Sammler der Schätze und Thaten ihres Volks, »die auf unbetretenen einsamen Spuren sammelten die Denkmäler und die Männer unseres Bayerns, und auf deren Ruf hervorkamen aus Schutt und Verwesung die Namen derer, die keine Auferstehung dieser Art hofften,«***) und welche auch das Ausland als Muster historischer Treue und forschenden gelehrten Fleißes ehrt.

---

*) Ant. **Buchers** sämmtl. Schriften, herausgegeben von Jos. v. **Klessing**.

) Eigentlich: **Thurmayr oder **Thurmajer**, daher er sich auch Thurniomarum und Joannem Aventinum Duramarum nannte.

***) Eigene Worte Westenrieders.

Der ritterliche von Aretin, der Stolz des bayerischen Adels, der wahrhaft Edle! der als die übrigen bayerischen Pairs unlustig zu turniren, und die constitutionelle Lanze zu brechen, hinter die Schranken der öffentlichen Meinung sich zurückzogen, mit aufgeschlagenem Visir als Gottes-Kämpfer der Freiheit, des Volkes und Gesetzes den Fehdehandschuh hinwarf. Er, der, wenn er nicht adelig geboren, einen schönern Adel sich erworben!«

»Aretin hat, wie die Freiheit selber, der er nichts vergibt, in des Thrones heiligen Schatten mitten zwischen Fürsten, Volk und unter die Bäume des Adels sich hingestellt. Er ist gewappnet mit Wissenschaft, der Schild und der Panzer seiner Kenntnisse sind undurchdringlich. In seinem Kopfe sind nichts als die hellen Gedanken der besonnenen Wahrheit, und das leuchtende Schwerdt seines Verstandes ist stets bereit für das verletzte Recht des Volkes zuzuschlagen. Aber sein Herz klopft unter der Rüstung und kann nicht ruhig bleiben; sein ganzes Gemüth wallt auf, wenn die hohen Gegenstände des Vaterlandes und der Menschheit seine beredte Zunge in helltönende Begeisterung setzen, und die Heroldstimme dieses unpartheiischen Mundes, wenn sie

für die hohe unantastbare Würde des Gesetzes, Recht und Gerechtigkeit und die Heiligkeit des Thrones sich erhebt, bringt auch die Sprache der Freiheit, die aufhört dem Ohr der Fürsten und ihrer Minister ein Laut des Aufruhrs und des Verbrechens zu seyn, in die Kabinette hinein.

O Stolz! doch nicht des Wappens und des Stammbaums, sondern wie bei dem Edlen von Aretin des gemeinsamen Menschenadels! O Stand und Rang und Würde; doch nicht wie sie angeboren, anerzogen und mit dem Titel und der Staatsuniform angezogen, sondern Ausfluß und Inbegriff von Thätigkeit, Rechten und Pflichten, die für das Heil des Vaterlandes gewissenhaft ausgeübt werden, wie bei diesem Würdigen, bei diesem Geist vom ersten Rang sie ist! Ja hier ist Lektion und Lektüre für den Adel und den Bürger! Auf den Schreibtischen und Büreaus der constitutionellen Minister sollte man, wie jener Gottesgelehrte die Bibel, v. Aretins constitutionelles Staatsrecht mit der Kette anschließen.

So redeten an jenem Abend der Alte und die bayerischen Jünglinge von den vaterländischen großen Schriftstellern, berühmten bayerischen Gelehrten; und nannten über den Gräbern der unsterblichen Todten auch

die Namen derer, die lebendig unter dem Volke wirken.

Und jubelten höher auf und fühlten ihr Vaterland und ihre Seelen größer: als sie unter den großen gefeierten Dichtern nicht nur des bayerischen, sondern des gemeinsamen deutschen Vaterlandes den königlichen Dichter begrüßten, in dessen goldener Krone das grüne Eichenlaub des Bürger- und der Lorbeer des Dichter-Königs zum doppelten Kranze sich schlingen! Und waren, wenn München durch Ihn ein Königs-Sitz der Wissenschaft und deutscher Musen geworden ist: großer Hoffnungen der Zukunft für Vaterland und Menschheit voll, und wußten nicht begeistert genug von der freien großen Richtung, die König Ludwig den Geistern und Ideen in Wissenschaft und Kunst aufgethan, zu reden.

Nun sagt' ich, indem ich diese Reihe glänzender Namen, (die zum Theil nur den Gelehrten und noch lange nicht genug der bayer'schen und deutschen Nation, im Auslande aber, wo man viel geringere und weniger deutsche Namen übersetzt und liest, und nach ihnen urtheilt, gar nicht bekannt sind,) um bei ihnen zu lernen und die Kraft und das geistige Vermögen des Vol-

kes zu erforschen und nach ihnen abzumessen, im Gedächtniß noch einmal überschaute: Das sind schon Männer und Namen, an denen ein Volk sich aufbaun, und wenn es solche Geister und Kräfte aus sich erzeugt hat, in Licht und Wissenschaft und Wahrheit, Schönheit in aller Menschengröße weiter schreiten —

»Still, sagte der ehrwürdige Greis, (und seine Miene war feierlicher und sein Auge von heiligem Feuer leuchtender geworden) indem er mich schweigend an ein mit grünseidnen Vorhängen verhängtes Bücherbret führte, von welchem die Büste eines Mannes ernst und milde, wie der vaterlandsliebenden großen Alten einer, den königl. bekränzten Büsten Maximilians und Ludwigs gegenüber, herniederschaute, »Still —!«

»Wie es kein Land gibt, welches nicht wenigstens alle Jahrhunderte einen großen Geist hervorbringt, der über die gemeine Menschenbahn wegtritt und mit seiner Größe die Schande seiner Nation deckt: so erhielt Bayern auch Männer, die es von dem tiefen Schlaf und von dem Gedankentod aufweckten, in welchem es begraben lag. Westenrieder trat auf mit stiller Feierlichkeit,

wie ein seltenes Meteore am Himmel; er trat hin mit Riesenschritten und selbstvertrauender Stärke.“ *)

»Seine Seele war ein Lied, und eine Musik war sein Leben. Wer nie in höheren Erscheinungen das Bildniß einer großen Seele gesehen, nie die Miene eines begeisterten Mannes kennen gelernt hat, der trete näher zu Westenrieder.« *)

»Hier lebet, stehet vor uns sein Geist, lehret und blühet mit ewigen Lorbern umkränzet der Ruhm seiner Verewigung! Von da dringt Licht in das Aug des Blöden, von da sprühen und entzünden geistige Funken die schöne Unruhe fähiger Gemüther. Siehst mit dem Blick eines Boten, der Menschheit durchsucht, kühn und ungekünstelt umhergehen den Meister in seinem Reich; hörst ausgehen aus seinem Munde wenige Worte, worüber andere Bücher geschrieben hätten, klagst und trauerst mit ihm über die Kälte der Mitwelt, die manchen braven Mann vergessen hat, und wirst vielleicht das Erstemal in deinem Leben patriotisch und stolz auf den Ruhm un-

---

*) Eigene Worte Westenrieders.

sers Vaterlandes, und weißt vor edler Beklemmung nicht, wo du hin sollst in der Gegenwart des Landsmanns, der diese Saiten deines Herzens gerührt hat.«*)

»Ein großer Mann ist allemal ein Geschenk des Himmels; aber auch das meistemal ein Vorwurf für sein Zeitalter, wenn diesem Geist und Kraft und Bildung gebricht, ihn zu bemerken und nachzuahmen. Wir sind hier doppelt glücklich, einen großen Geist besessen, und ihn schon in seinem Leben geehrt zu haben. Man sprach seinen Namen mit Ehrfurcht, und nannte Ihn, wenn man einen Mann, dessen Verdienste entschieden sind, nennen wollte. Unser König gab ihm die thätigsten Proben wahrer überzeugter Hochachtung, und vernahm mit dem hohen Gefühl eines erleuchteten Fürsten, mit der Betrübniß eines Weisen seinen Tod.«*)

»Ernstere Stille und ahnenden Kummer schauerte die Nachricht seines Todes in fähige Seelen aus, und der wärmere Mann und der bessere Jüngling fühlten Beklemmung und suchten mit bangem Schweigen Ermunterung einer in des andern Aug;

*) Eigene Worte Westenrieders.

denn sie fühlten, wer Er war, denn in ihren Herzen begannen die männlichen Thränen, zu weinen am Grabe des frommen Christen, des guten Weisen, des redlichen Bayern.« *)

»Und unsere Kindeskinder werden weinen die männliche Thräne auf dem Grabe des frommen Christen, des guten Weisen, des redlichen Bayern!«*)

»Ihr Brüder unsers Vaterlandes, wenn wir stolz sind, wie wir es denn alle sind, einen Bürger wie Westenrieder zu besitzen; so laßt uns auch stolz seyn, jeder nach seinen Kräften ihn nachzuahmen.«*)

»Er ist es, der in den Zeiten des Wohlstandes, wo alles die Hände in den Schoos legt, wo alles schweigt und genießt, an das Schicksal der Nachwelt denkt; er sorget für die Eintracht der Nationen und für das Wohlseyn derjenigen, die noch nicht geboren sind, er opfert seine freien Stunden

*) Eigene Worte Westenrieders S. 115. Beiträge Jahrg. 1780. 4. Stück. Zum Andenken des Andreas Felix von Oefele, eine Denkrede, die an hohem Styl, Kühnheit und Mächtigkeit der Gedanken und alles überragender Gesinnung nur den großen Mustern des Alterthums an die Seite zu stellen ist.

der Wohlfahrt des Staats auf, indeß sich andere allen Freuden und Ermunterungen überlassen; er stirbt, wenn andere leben, um dann, wenn jene gestorben sind, wieder aufzustehen, wieder zu leben und Muth und That in alles Leben zu bringen.«*)

»Wenn ich in lauen Zeiten, wo der Muth der Meisten gesunken ist, einem Manne die Kraft zutrauen sollte, schlafende Gemüther aufzustürmen, und sie mit einer thätigen Gährung, und mit Eifer nach etwas Großem zu beleben, so wär' es Westenrieder. Der Mann war ganz eines deutschen Sinnes, und was er in diesem Ton sagte, das glühte vor Ungestüm, das trieb muthigen Stolz und unternehmende Zuversicht auf eigne Kraft in des Lesers Seele. Vielleicht schlägt einst noch mancher seine Schriften nach, wenn er Muth und Festigkeit, zu stehen mit eigner Last, nöthig hat, und liest dann eine warme Stelle, um sich aus seiner Kälte zu lesen.«**)

»Nichts von erweichendem Zittern durchbebt und erschlafft deine Nerven hier, son-

*) Eigene Worte Westenrieders.

**) Westenrieders Worte über Schubert. Bayerische Beiträge 1780 1r. Bd. S. 242.

dern hohe Lieder vernimmst du, Harmonien und Begeisterungen der stärkenden Ewigkeit.« *)

»Solche Seelen waren es, welche die großen Revolutionen in der Menschheit verursachten; welche glänzten hellstrahlend auf dem Thron, oder in hinreißenden Schriften, und weckten aus der Nacht die Todtschlummernden, und verbreiteten Licht und Wärme und Nahrung auf Jahrhunderte; oder als Eroberer ihren mächtigen Geist ausströmten auf dem Schlachtfeld, oder im Jammerbette, bedauert und beklagt von Himmel und Erde.«

»Um ihn blühet, reifet und duftet himmlischer Ueberfluß der seligsten Heimath des ersten Menschen. — So wurde der Schriftsteller, der in gewöhnlichen Dingen weit über alles Gewöhnliche erhaben, nicht idealische Zauberdinge der Einbildungskraft zum Lesen, sondern wirklichen Genuß lebender Gefühle enthält; den keinen unsrer unzähligen Zusätze und Zuschnitte in der Natur um sein Urgefühl betrog; der Schriftsteller, in dessen Gegenwart man immer so Vieles auf dem Herzen hat, so schmerzlich von höherem Gefühl belastet, so voller Gelübde und Vorsätze,

---

*) Westenrieders bayer. Beiträge 1780. 1r Bd. S. 503.

und so müde, und so stark wird;*) der Huld und Starkmuth, Liebe und höheren Thatenernst, Empfindung und Ueberlegung in Einem enthält!" —

So sprach an jenem Abend feierlich (und seine Stimme zitterte) mit den Geisterlauten des unsterblichen Todten der gerührte Alte, und rief die erhabenen Gedanken der vaterländischen großen Geister aus ihren Gräbern und Särgen auf.

Wunderbare Schauer, eine hohe Feier schwebt um einen großen Mann. Es ist etwas Heiliges um eine Seele, die von den Gedanken und Ideen eines großen Geistes ganz durchdrungen und erfüllt, mit kühnerem Aufschwunge und erhöhten Kräften zu allem Unsterblichen und Ewigen sich erhebt. Wir begegnen oft in Bildergallerien und Conzerten, (seltener in Theatern) auf einsamen Spaziergängen solchen empfindsamen und zarten Gemüthern, die von der Schönheit des Dichters, der Kunst des Schauspielers, der Fülle und Harmonie der Töne im innersten Herzen mächtiglich berührt, in jene süßen Entzückungen und die Flammen der Begeisterung aufwallen —

*) Westenrieders Worte über Jakobis Woldemar. Bayer. Beitr. 1779. S. 551 u. f.

Aber nicht das ist uns die Bedeutung der Kunst und Literatur; nicht für das Gefühl, die Erleuchtung und Entzückung des Einzelnen stellen wir unsere Gemälde und Bücher in den Museen und in unseren Bibliotheken auf. In dem Ruhm der Wissenschaft, der Geistesgröße eines Volkes, die für Thaten gelten, rühmlicher, größer und zuversichtlicher sich zu empfinden; in Allem, was der einzeln Begabte denkt, hervorbringt, in jedem Kunst- und großen Gedankenwerke des unsterblichen Genius den Geist, den Schönheitssinn der Nation; im Licht und Bewußtseyn aller Geister mein Denken, moralisches Gefühl, all meines Geistes Kräfte höher und lichter und vergrößert zu empfinden: — Davon wußte noch kein Literaturhistoriker und Compendienschreiber, welcher die Geburts- und Sterbetäge und die Büchertitel der berühmten Autoren aufzählte, mir etwas zu sagen. —

Auch die beiden bayerischen Jünglinge, als ob sie in ein nationales Heiligthum, an den Hochaltar ihres Volkes, wo das Geistigste ausgestellt wird, träten — — Ihre Seelen, an denen, über das Leben und die Gräber sie hinüberrufend, wie Boten der Unsterblichkeit die großen Schatten vorübergingen, schauerten in hoher Feier.

»Ihr deutschen Nachbarn am Main, an der Ilm, der Donau und der Elbe! Schwaben, Hannoveraner, Sachsen und Preußen! zeigt eure großen Namen auf! Es darf den Bayer nicht stumm und verlegen machen, wenn man das Glänzendste und Größte zuerst neben seinem Größten nennt.«

In Frankfurt ward Göthe geboren. Dieser ursprüngliche, sichere, seltene Geist, als er mit der ungeschminkten Natur und hohen Einfalt, die sie verlernt hatten, wie aus einer verjüngten vollkräftigen Welt unter seine Zeitgenossen trat, ist er wie eine stolze frische Eiche über sein verkrüppeltes Jahrhundert, das an ihn nicht hinanreichte, emporgewachsen. Göthe hat nicht nur Deutschland, sondern auch England und Frankreich, die ihn mit Lorbern überschütteten, ja der ganzen modernen Welt gezeigt: daß auch unter einem über Geldkasten, Stammbäumen und in Bibliotheken abgewelkten und eingeschrumpften, über seinem Wissen alt und grau gewordenen Geschlechte, in unsern philosophirenden, merkantilischen, spekulirenden, diplomatisch pfiffigen und politisch kniffigen Zeiten, wo man unter Müh, List und Hast des Lebens, vor dem Tode schon dem Leben absterbend, den grünen Weg des Lebens sich verrennt: der hohe

bräutliche Reiz, die Heiterkeit und Jünglingskraft der Schönheit noch erfrischend, auf die Herzen wirkt.«

„Es war und ist noch immer so etwas Sieghaftes, Diktatorisches, Imperatorisches in den Aussprüchen und gedruckten Parolen dieses literärischen Autokraten. — Der hitzige Enthusiasmus unsrer Künste steht auf gleichem Fiebergrade mit dem kalten Fieber unsrer Politik. — Und es ist ganz dasselbe: ob die physisch und moralisch sich selbst nicht mächtigen Naturen unsrer Tage politisch feig sich unter Bajonette und den Druck des Schwerdtes; oder hier, wo der Knechtssinn unsrer Bildung unter der kranken Reizbarkeit eines der Schönheit zugewandten Herzens sich verbirgt, unter die diktatorische Autorität und den Absolutismus eines großen Namens sich gefangen geben.«

»Göthe hat wie Napoleon ein Reich der Macht, eine Weltmonarchie der Kanonen und Bajonette, eine Literatenherrschaft, wo er länger, als ein halb Jahrhundert unter seinen Bewundrern und Enthusiasten, die noch heut zu Tage seine Höflinge und Courmacher abgeben, thronte, sich aufgebaut. Man hat diesen eminenten Geist den größten und einzigen des Jahrhunderts, nach dem es keinen zweiten, der ihm gleiche, gebe, ge-

nannt. Als ob alle untergegangene Schönheit der alten Welt, was die Neuen groß und unsterblich und den Alten gleich macht, alle Bildung, alles, was die Zeit an Wissenschaft und Fülle des Talentes in sich hat, in ihm neu auferstanden, in ihm sich erfüllt; als ob die Natur in dieser ihrer glänzendsten Geburt sich erschöpft habe: so haben sie Göthe nicht nur als den Träger und Inbegriff aller deutschen Nationalität, Herrlichkeit und volksthümlichen Größe, sondern als den Glanz-, Mittel- und Wendepunkt, in dem alle Strahlen gegenwärtiger und zukünftiger Zeiten, das Licht der ganzen europäischen und modernen Bildung zusammenfließen, hingestellt; und das Facit der Literatur und die Rechnung des Jahrhunderts mit diesem Namen abgeschlossen.«

»Dem ächten Bayer ist und sey, was Deutschland, das gemeinsame Vaterland angeht, niemals fremd. Den Weimarschen Dichterfürsten hat unser großer König, der sich nur in Deutschland groß und stark fühlt, wie kein Fürst geehrt. Nur der gemeine Unverstand und die dummfreche Bosheit bricht neidisch Blätter aus dem Kranze großer Geister, um sie sich selber anzuheften. Es thut dem schönheittrunkenen, durch Reiz und Anmuth nur zu leicht verwöhnten

und bestochenen Herzen, das bei dem Dichter so oft genossen und geschwelgt hat, nichts so weh, als auf Kosten des einen zum Ruhm des andern großen Geistes zu mäkeln. — Aber, wenn ich auch alle Universalität, allen poetischen Glanz, die griechische Heiterkeit und milde Klarheit, den Reiz, die Süßigkeit der Form, die unerreichliche Natureinfalt und Naivität, die hochgepriesene Objektivität, welche die In- und Ausländer an Göthe nicht genug bewundern und verehren, zusammennehme:

»So tief und fromm und rein und aus der Wurzel der Gottheit und der Seele heraus, im hohen Rausch und der Trunkenheit des himmlischen Reizes, wo das in alle Himmel entzückte und entrückte Herz in der Andacht der Ewigkeit und den Schauern und allen Süßigkeiten und unsterblichen Trieben des Himmels und der Erde nur für Tugend und hohe Thaten glüht: hat Göthe die Schönheit nicht gefühlt! — Wenn man den übertriebenen Bewunderern Göthes Schiller oder Jean Paul entgegenhielt: so konnten sie diesen durch seine übertriebene Sentimentalität, jenen durch seine Idealität und sein Reflexionswesen, beide durch eine gewisse krankhafte Modernität, die in Goethe nur

auf eine andere Weise sich versteckt, von sich weisen. — Aber, wer noch etwa zweifelt und des frisch und voll aus Natur, Gottheit und Menschenbrust geschöpften Geistertrunks zu kosten, den vollen Eindruck gesunder Menschheit zu empfinden begierig ist: der darf nur zehn Blätter mit Westenrieder durchdenken, aufstürmen, Glut und Flamme in Herz und Seele, hoher Thaten und Entschlüsse für Vaterland und Menschheit verlangend werden, um, wenn er höhrer Menschenwürde voll zurückblickt, mit Bedauern und einer Betrübniß, die dem Großen das Größte wünscht, zu gestehen, daß es eine Religion des menschlichen Geistes, (und zwar nicht die niedrigste) gibt, wo Gottheit und Ewigkeit und das Süßeste und Heiligste der Erde liegt, die Goethe niemals oder doch nur im flüchtigen Hinübereilen berührte.

»Es thut weh, und ich möchte nicht geradezu behaupten, was viele Goethe vorgeworfen haben, daß er kein vaterländischer, wenigstens kein christlicher Dichter sey. Wie die meisten unsrer Poeten und Schriftsteller, nachdem sie oft aus den untersten Klassen des Volkes den Cursus der Noth und Armuth auf Gymnasien und Akademien durchgemacht, wenn sie berühmt,

geadelt werden, Titel und Orden erhalten, mit ihren hof- und casinofähigen Musen zu Hof und den Schlössern und Tischen der Adeligen und großen Zirkel sich halten; so ist Goethe, der vornehme, der ver- und anständige und weltkluge Goethe, der noch dazu als geborner Patrizier keinen Anlaß hatte, als Vertheidiger seiner Rechte auf die Seite des Volkes zu treten, der Lieblingsschriftsteller der Vornehmen, der Reichen, der Hof- und Weltleute, denen er sich wohl hütet, jemals etwas Unangenehmes ins Ohr zu sagen, geworden, und wird es bleiben, so lange es Aristokratenherrschaft, das überwiegende Gewicht der Geldsäcke, Hofstellen, die schroffe Scheidewand der sogenannten Bildung und der Stände geben wird. Patriot, Bürgerschriftsteller, Volksdichter im Sinne der großen Alten, denen man ihn gerade der Hauptsache nach nur sehr schlecht verglichen hat, ist Goethe niemals gewesen.

»Der Streit über Schiller und Goethe hat eine tiefere als die ästhetische Bedeutung. Es zeugt von dem tüchtigen moralischen und freien Sinn des deutschen Volkes, daß es sich von den Feinheiten und Deklamationen der Kunstrichter nicht irre machen läßt, und auf seinen Schiller

hält. Schwaben und Bayern reichen in der Freiheit sich brüderlich die Hände. Ich wollte, der Schwabe Schiller hätte den Bayer Westenrieder nur gekannt. Es ist hier keine Floskel: Schiller bricht das grünste Blatt aus seiner Bürgerkrone und reicht es Westenrieder! *)

»Die Schweizer, die ihre Alpen und halbtausendjährige Freiheit haben, haben

---

*) Wenn mich eines Wunder nimmt, so ist es: daß sich in Westenrieders gedruckten Schriften keine Stelle findet, wie Schillers Poesie seinen starken Geist berührte. Schiller hat mehr Glanz und Fülle, Westenrieder mehr innere Gediegenheit und Kern! An Ausdruck des Erhabenen, an Nationalität, Kühnheit und Schwung der Seele treffen sie zusammen. Im Jahre 1774 wurde auf dem Hoftheater in München ein Lustspiel von Westenrieder: die zween Kandidaten, das die gerade in München anwesende verwittwete Churfürstin Maria Antonia von Sachsen mit eigner Hand für die Szene abkürzte, mit großem Beifall aufgeführt. Als Professor der Dichtkunst dichtete Westenrieder in Landshut den König Saul. 1776 wurde im churfürstlichen Schulhause in München sein heroisches Drama: Mark Aurel, welches den Churfürsten Maximilian Joseph so rührte, daß er den Verfasser unmittelbar nach der Vorstellung zu sehen verlangte, aufgeführt. Sind diese dramatischen Arbeiten gedruckt? oder wo finden sich die Manuscripte? — So haben sich auch,

ihren Johannes Müller, und wahrlich sie haben so viel, daß dieser Name für den Stolz von ganz Deutschland schon ein halb Jahrhundert ausreicht, und noch Jahrhunderte, bis ein Größerer kommt, ausreichen wird. Johannes Müller ist die personifizirte, deutsche Wahrheit, Gründlichkeit und — Schwerfälligkeit. — Westenrieder hat Müllers Ehrlichkeit und tiefen deutschen Sinn.

»Jean Paul hat die Güte, Zartheit, Weichheit, Sentimentalität des deutschen Herzens in seiner ganzen — Schwäche und Liebenswürdigkeit gezeigt. Hier öffnet sich und sprudelt ewig frisch und lauter der unergründliche Urquell des Gemüthes. Ein ewig Sternenleuchten und Sonnenaufgang der Anschauungen und Gefühle! Hier schwebt Begeisterung, hier spielt Witz und Humor an Tiefen — Dabei eine rührende Kindlichkeit, Unschuld und Tiefe des Gewissens,

---

wie die Sage lautet, und wie auch Herr Gandershofer in seiner akademischen Gedächtnißschrift berichtet, wichtige Papiere in Westenrieders Nachlaß vorgefunden. Wer besitzt sie? wo werden sie aufbewahrt? Sie sind ein National-Eigenthum; jedes Blättchen ist ein Schatz und darf Bayern, Deutschland und der Welt nicht vorenthalten werden.

eine moralische Strenge, ein Scharfsinn, Umblicken, eine Weite und Höhe der Geistigkeit, ein Aufblühen und Ausduften des Geistes, wie sie vielleicht kein Volk zum zweitenmal erreicht.

»Der deutsche weitumfassende Herder, der mit gleicher Milde seinen hellen Geist dem leuchtenden Angesicht der Schönheit, wie der Wahrheit entgegen wandte, hat die hohe Anmuth und den Sinn für das Reizende und Heitre, in dem das Kunstgeheimniß webt, den Griechen abgelernt. — Von hohen Gottheits- und Vaterlandstönen ist Klopstocks heilige Harfe ausgeklungen. — Lessing hat die Schärfe und die Klarheit; aber Westenrieders Herz ist weiter.

»Hamans Geist, der aus den verschlossensten Winkeln der Seele hart, schroff und oft scheinbar unbehülflich hervorbricht, hat eine Originalität, etwas wahrhaft Orakelhaftes, Biblisches und Prophetisches und neben Gedrungenheit und sprudelnder Fülle eine Klarheit! Sein Scharfsinn ist brennend wie Phantasie. — Jakob Böhme und Lavater, Haman, *) die nur von

*) Die Mystik ist eine kranke Ausgeburt unsrer Politik und bürgerlichen Gesellschaft. Alle Mystiker waren Geist- und Phantasiereiche, strebende zum Theil hochbegabte Naturen. Wenn

Unsterblichkeit und dem Schauer der Ewigkeit auflodern, die in ihrem göttlichen Schwung der Begeisterung die erhabensten Dichter sind, haben an der Flamme und den Strahlen der Phantasie, an der sie alle Geisteskräfte entzünden, Resultate des größten Philosophen aus den dunklen Regionen des Gemüthes heraufgeführt.

»In Tieks Dichtungen welch ein Glockenspiel, welch eine musikalische Virtuosität! Zauberflöten, Zauberglöckchen des Gemüthes! alle musikalischen Geister, alle zarten Saiten des menschlichen Herzens sind in singender und klingender Bewegung. Tiek hat Stellen so tief wie Böhme, so süß und klingend wie Mozart, so klar wie Goethe. Auch liegt ein Duft und Farbenschmelz auf den Blüthenkelchen seines poetischen Frühlings, eine Glut und brennende Farbenpracht hängt an seinem rosenfarbenen Dichterhimmel *) — Aber wo ist

---

aber die menschlichen Kräfte aus ihrem natürlichen Wirkungskreise heraus und in sich selbst zurückgedrängt werden; so flüchten sie sich in jene dunklen und überirdischen Regionen. Die himmlische Blüthe, welche die Mystik getragen hat, soll uns trösten, daß so viel edle und große Kräfte für die Welt verloren gingen.

*) Einen weichen und süßen dichtenden Corregio haben wir vielleicht in Tiek. Einen poetischen Michel Angelo haben wir noch nicht.

bei diesem Virtuosen jener erhabene Geist, der nur darum die tönenden Flügel sich anheftet, um die hohe Seele zu Andacht, Gottheit und sich selbst zu rufen? Der Frühling mit seinen süßen Kehlen und Vogelgezwitscher wäre unausstehlich, wenn nicht einmal ein Blitz, ein Donnerschlag in die flötenden Nachtigallengebüsche schlüge. Von diesem Blitz und Donnerschlägen, von denen Shakespeare bei aller Süßigkeit voll ist, ist bei Goethe nicht zu viel, bei Tiek wenig oder gar nichts zu finden. Westenrieder ist ein stehendes majestätisches Gewitter.

»Novalis (Hardenberg) ist mehr als Tiek vergeistigt. Aber seine Blumen und Gestalten, die freilich alle auf Todtenäckern wandeln und blühen, sind kränker und bleicher.

»Von Königsberg ging viel Licht und scharfes Denken aus Kants großem Kopfe. Leibnitz, unter dessen stillem Denkmal in Hannover der sinnende Betrachter auf das blutige Monument von Waterloo hinüberschaut, hat die Fackel der hohen Weisheit im Tempel der Wissenschaft entzündet, und wirft seine leuchtenden Gedankenblitze und kühnen Ideen in die Nacht der Seele und den Abgrund der Welt hinein. Man darf nur Fichte, Jakobi, Schelling und

andre hohe Namen nennen, um über die Tiefe und Weite, das hohe Meer der Gedanken, das mit Sonnenstrahlen, Lichtern, Glanz und Schimmer der Gestirne übergossen, mit ewiger Bewegung durch die deutschen Geister geht, die fremden Nationen, die auch tiefsinnig und in den Werkstätten und Labyrinthen des denkenden Verstandes zu Hause waren, erstaunen zu machen. Der Nestor der bayerischen Weisen darf sich kühn, wenn Plato, Leibnitz, Aristoteles, Sokrates, Christus, Spinoza, Herder unter göttlichen Gesprächen wandeln, unter die großen Natur- und Gott-erfüllten weisen Alten und die Geist-erregten und bewegten Neuen mischen, und seine unsterblichen Gedanken, vollgefüllt mit Andacht und hoher Inbrunst Gottes und der Glut der Tugend und des Vaterlandes in die Herzen seines Volkes herunterschicken. Der Verstand läßt oft die Seele hungern, und das Denken macht das Herz nicht satt. Die da sich krank gedacht, und von Abstraction und Philosophie matt und abgezehrt im Gemüthe, in der Welt, wo nur das Thun und Wollen froh und frisch macht, sich nicht mehr zurecht finden: sie sollen Westenrieders Schriften lesen. Er hat Schillers Ideale, Novalis

fromme Schwärmerei, Hamans Bibelglauben zur That gemacht. Er hat all den unstäten Aufwallungen, Gedanken, Phantasien und Ideen, die in Philosophen, Mystikern und Dichtern in Regionen für menschlichen Odem gar zu hoch und ätherisch, ohne irdische Heimath umherirren, den bürgerlichen Boden, eine bleibende Stätte im Herzen dort, wo aus dem Denken, Fühlen und Empfinden das Wollen und die That hervorbricht, gegeben.

»Als die Fremden,« rief feuriger der Alte, Deutschland, die bayerischen Ebnen mit ihren wilden Schaaren überzogen; als die französischen Bajonette und Kanonen auf unsern Straßen, Plätzen, vor unsern Schlössern blitzten, unsere Bildergallerien und Museen ausgeleert wurden; als der Beste aller Könige unter den Thränen und Wehklagen seiner Kinder aus den Mauern seiner Hauptstadt eilte, und die königlichen Prinzen auf jämmerlicher Flucht, wie die jungen Lilien geknickt an seiner Seite sanken; damals als der Gram, die Trauer und Verzweiflung um das Vaterland allgemein war; als der Druck und das eiserne Joch des Gewaltigsten alle Seelen erdrückte, alle freien Gedanken in Bann gethan waren, und auch der Freieste kaum aufzuathmen wagte:—

»damals dacht' ich: In den Winkeln der Bücherläden versteckt, werden die Franzosen, die sich nicht vor Waffen, aber vor jeder freien Regung fürchten, den bayerischen Patriotismus, der nur schläft, und in die dunkelsten Winkel der Seele, wo die Rache und der Haß der Fremden kochen, sich versteckt hat, nicht suchen. Wenn nur hundert und wieder hundert bayerische Herzen in Westenrieders Schriften, die ein Feldlager der Freiheit sind, den hohen Muth, die Kraft und Würde ihres Volkes lesen, und diese Gedanken tausend und wieder hunderttausend freie Gedanken in Männerbrüsten, die dem Vaterlande geschworen haben, rufen: dann wird auch über die Schwachen die Stärke des Rechtes kommen! dann wird kein bayerisches Herz die Schmach und Schande der fremden Knechtschaft, die über Deutschland liegt, erdulden, dann wird das bayerische Volk sich stolz und frei erheben!«

»Und als nach Krieg und Schlacht und Blut und Sieg und dem Jubel und Festen des Sieges und des Friedens nun an jenem festlich großen Morgen der Herold mit der Stimme und dem Trompetenklang, den künftige Geschlechter und Zeiten noch vernehmen, durch die Straßen der Hauptstadt ritt; als der eherne Mund der Kanonen, der

sonst nur zitternde Völker erschreckte, um mit den Donnern des Himmels der Erde ihr Glück und ihre neugeborne Freiheit zu verkünden, sich aufthat, und die Glocken auf den Thürmen, die nur zu oft mit geheuchelten und anbefohlnen Wünschen und Gebeten den Himmel angelogen, mit ihren metallnen Zungen den Klang der neuen Freiheit bis an die Wolken trugen:

»O Maximilian! dessen Gedächtniß die Völker segnen! es war ein großer, ein unsterblicher Augenblick, als Du Jahrhunderten und Millionen, die noch geboren werden, mit einem Federzuge Recht und Freiheit gabst! — Westenrieder ist unter den Ministern und geheimen Räthen, die bei der Unterzeichnung der Verfassungs-Urkunde zugegen waren, in den Arkaden nicht mit abgebildet. Aber der Geist des bayerischen Vaterlandes- und Freiheitspropheten, der in Deinem königlichen Herzen lebte, stand unsichtbar an Deiner Seite!

»Als ich die Gedichte König Ludwigs aufschlug: In Glanz und Duft und das Morgenroth eines neuen poetischen Frühlings getaucht, nur mit Nachtigallenzungen und den Lippen feinerer Grazien ausgesprochen, klangen auf dem königlichen Saitenspiel deine Gedanken, Wünsche und die helltönende

Begeisterung des Vaterlandes mir entgegen. — Ja es gibt keinen milderen und tiefsinnigeren Weisen, keinen gewaltigeren Apostel, der Tugend und Wahrheit in die Herzen donnert, keinen populäreren Geschichtsforscher, keinen begeisterteren Kunstkenner, keinen wärmeren Menschenfreund, keinen aufrichtigeren Bürgerschriftsteller und nur einen bayerischen Patrioten Westenrieder!

Dr. E. Grosse.

Schriften

über

bildende Kunst.

Erster Band.

Erinnerung
an den
Schriftsteller und Künstler.

Wenn du wissen willst, ob es Beruf von Oben, und innere Stärke war, was in dir den großen Entschluß bewirkte, die Feder, oder den Pinsel zu ergreifen, so untersuche zuerst, ob du das selbst besitzest, was du in andern erwecken willst. Sprich zu deiner Seele: was weist du, das andern zu wissen obliegt? Und zu deinem Herzen: was willst du, daß aus deinem Gefühle, das du mittheilst, entstehen soll? Wenn du merkst, daß dein Eifer ein bloßer Trieb nach dem Vergnügen, das die Kunst gewährt, oder eine unzeitige Hitze

sey, welche von einer partheiischen Leidenschaft angefacht worden, so lege deine Feder und deinen Pinsel weg, und sey größer, und stolzer auf dich selbst, als daß du dich erniedrigen solltest, etwas für die Vergänglichkeit zu schaffen.

Bemühe dich um den stillen, unveränderlichen Beifall der Kunst, die im Stande einer ruhigen hohen Einfalt der Seele von der Natur ausgeht, und richte dich niemals sklavisch nach der Meinung derjenigen, welche zugleich mit dir die Kunst treiben, oder sie belohnend in ihre Häuser aufnehmen. Die Menschen können zwar Gebirge versetzen, und dem Weltmeere Schranken anweisen; aber sie können mit aller ihrer Macht und Partheilichkeit nicht einer einzigen Linie eine Schönheit geben, wenn sie die Natur nicht angelegt, und die Regel nicht ausgeführt hat. Betrachte die elenden Hölzer, und Steine, die man ehedem Wunder der Kunst nannte, oder die unzähligen Bände, in denen man immer das nämliche wiederholte! Sie vermodern. Als die Vergessenheit sie berührte, hüllten sie sich tausendfach in den Ruhm ihrer Zeit; aber die Leiche eines hinfälligen Königs, in eine dreifache eherne Urne eingeschlossen, wird doch zuletzt, was sie in ihrem Entstehen war, — Staub.

Ehe du den ersten Schritt nach dem Tempel der Ehre wagest, wo du die ewigen glänzenden Gestalten dir winken siehst, so prüfe dich, ob dir die Wahrheit und Kunst über alles gelten. Stelle dir vor, was dir auf dem Wege begegnen kann, und gewöhne dich an den Anblick der Schicksale großr Geister. Ihr Loosungswort war, und das soll das erste seyn, was du niederschreibst: Ohne Ruhm und Belohnung.

Suche deine Ehre niemals in dem, was bloße Mühe kostet, noch in dem Ruf einer seltnen Gelehrsamkeit. Es ist leicht, vieles zu sagen, oder dem, was schon gesagt worden, vieles hinzu zu setzen. Unsere unzähligen Systeme und Meinungen beruhen auf wenigen Grundsätzen. Diese, bemühe dich, herauszuziehen, und etwas zu sammeln, das den Wechsel der Zeiten überlebt, und das alle Jahrhunderte verstehen.

Mache, wenn du nachdenkst, den Anfang nicht bei den Gedanken der Weisen deiner Zeit. Sie haben vielleicht längst den Faden der Wahrheit abgerissen. Sie bessern manchmal an einer Uhr, derer sämmtliche Räder veraltet sind. Wohl handelst du, wenn du dir niemals angelegen seyn lassest, dich in ihre Zänke zu mischen. Es sind Zänke ihrer Thorheiten.

Laß dich niemals um dein Gefühl betrügen. Aber hüte dich sorgfältig, eine siechelnde Empfindelei kranker, weibischer Seelen für zartes Gefühl, oder ein tolles Hinausstürmen ohne Rast und Zweck für Begeisterung zu halten. Es gab Zeitalter, wo man die Tiefe des Gefühls, des Seligsten, was in eines Menschen Herz kommen kann, in der höchsten Entnervung und in der Ohnmacht des Herzens suchte.

Werde nicht kleinmüthig, und entehre dich nicht, wenn du siehst, daß man Sänger lobt, die bloß mit der Kehle singen, und Maler, die bloß mit den Fingern malen. Sing du aus dem Herzen, und male jeden Zug mit Gefühl, und sey der Belohnung gewiß, daß die Zeit deiner schonen, und die Welt von dir sagen wird, du warst es. Wecke deine Tugenden, wenn sie schlummern wollen, wecke das Zutrauen zu dir selbst, und ehre dich selbst.

Male keinen Jupiter, denn er ist todt, und liefere uns keine Abhandlung über den Kopf des Anubis, und bekümmere dich nicht über die Höhe der Pyramiden, die weder du, noch deine Freunde jemals sehen werden, sondern bebaue den Boden, auf dem du lebst, und schildere die That, die vor deinen Augen gelebt, und gehandelt hat.

Deine Hauptsorge sey, es dahin zu bringen, daß du niemals veraltest. Dein fester Sinn soll weder in das männliche, noch minder in das Greisalter übergehen. Wenn für dich die Schöpfung einmal den Reiz der Neuheit verliert, wenn weder der Morgen, noch das Abendroth dich entzückt, wenn du einmal der Mißbräuche der Menschen um dich so gewohnt bist, daß du sie entschuldigest, und sagest, es war von jeher so: dann ist es Zeit, aufzuhören. Es hat sich etwas der Quelle, aus der deine Empfindung strömte, bemeistert. Suche es, und reiße es heraus, es mag nun Kummer, oder Furcht, oder eine tödtende Leidenschaft seyn.

Noch einmal, jene Kraft und Seligkeit des Gefühls, mit der du als Jüngling das erste Werk entwarfst, zu erhalten, sey deine erste und letzte Sorge. Nähre deine Seele täglich mit den Schriften der Weisen, und erwärme dein Herz mit schmelzenden Bildern, gelagert an das unbesuchte Ufer eines einsamen Flußes, oder an die Urne eines großen Mannes.

Eben so oft, als ich denke, daß die Künste darum, daß man sie nicht achtet, darnieder liegen, ahnde ich im Gegentheil, daß, lebtest du in einem

Zeitalter, wo man die Künste ehret, du den Muth verlieren würdest, dieselbe zu treiben; denn, wer die Künste ehrt, verlangt mehr, als Freuden eines Augenblicks, durch deinen Schweis, durch deine Empfindung zuwege gebracht, mehr, als erdichtete Reize für das Auge und das Ohr; will etwas, das er dir nur dann, wenn es vorhanden ist, nennen kann; du aber lerntest deine Künste auf Erden, und schaffst vergängliche Dinge, ähnlich dem Stoffe, woraus sie genommen sind.

Wenn das Urbild der Schönheit sich deiner Seele bemächtiget hat, dann wird es deinem Eifer wohlthun, wenn ich dich erinnere, daß es Schriftsteller, und Künstler gab, die Glück, und Zeitehre aufgaben, ehe sie sich bereden ließen, Einen ihrer Sätze, Eine ihrer Linien aufzugeben. Ihre Schriften blieben ruhig in der Mitte des Aufbrausens, und die Gesichter ihrer Grazien errötheten schamhaft in dem Kreise der schamlosen, verführenden Frechheit.

So oft dein Kunstwerk viel Aufwand fodert, dann untersuche, ob dein Beginnen nicht ähnlich dem Einfall des Mannes sey, der dich bereden wollte, deine Arbeit würde darum, weil sie von Gold ist, auch gut seyn. Die Kunst ist, wie die Natur, nicht zu finden im Schweren und Kostbaren. Du kannst wohl jeden

Kloz, wie einen Alexander, auf der Bühne kleiden, aber mit dem Purpurlappen kannst du ihm darum noch nicht Leben und Ausdruck geben. Wenn du einen großen Tempel, prächtige Altäre, oder Palläste bauest, und mit kostbarem Schmuck, und reichen Opfern sie zierest, sey das dein Entzweck, den gegenwärtigen Reichthümern einen Geist zu geben, der jeden, welcher sie betritt, und ansieht, bewegen muß, dieselben mit weit weniger Aufwand, mit der Frömmigkeit seines Herzens, mit dem Andenken seiner Thaten zu zieren.

Auch, wenn du fühlst, daß es dir gleich viel ist, ob du einen Cäsar, oder das Bild deines herrlichen Mitbürgers herstellest, ob du einen Affen, oder einen Menschen malest, ob du der Sache zu spotten, oder sie zu rühmen gemiethet bist, dann sey dein eigen Gefühl dir verdächtig. Denn du wirst nicht mehr ruhig gen Himmel sehen, noch für das Werk deiner Hände Thränen der Liebe vergießen; du wirst mit kalter Seele arbeiten, und den holden Frieden der Künste jedem verrathen, der deinen Antheil sich kaufen will. Und wirst feindselig werden, und dich zanken mit jedem, der deinen Unsinn mit Namen nennt.

Studire eine Begebenheit nicht in der Erzählung, noch betrachte den Aufgang der Sonne allein im Gedichte, sondern empfinde

selbst die Freude, und empfinde selbst den Schmerz; auf diese Weise wirst du die Meisterstücke studiren, welche die Freude, und den Schmerz geschildert haben, und wirst selbst dem, was du schreibst, und was du darstellst, die Seele einprägen, ähnliche Eindrücke mitzutheilen.

Wie deine Mühe und Anstrengung unablässlich, durch sich selbst ermuntert, und über alles Ausdauren in Ueberwindung der Beschwernisse erhaben seyn soll: so sollen deine Augen heller seyn, als die Augen derer, denen der nächste Weg der bequemste, der beste ist, und sollen scharf, und geübt genug seyn, um in der Dämmerung jede Sache wahr zu nehmen, wie sie ist, und den Schimmer, der bloß beleuchtet, vom Feuer, das wärmet, zu unterscheiden. O wie selten wirst du dich darauf verlassen können, daß das sittliche Gefühl und das Urtheil deines Volks auch das Gefühl der sittlichen Natur, so, wie selbe durch die Grazien gebildet worden, und das Looswort der Weisen sey. Als man den Grazien jenes Grübchen, das die wahre Schönheit unterbricht, in das Kinn, und in die Wangen grub, sie üppig mit Blumenkränzen umhing, und gefällig, halb einladend und schalkhaft lächeln ließ: dann waren sie nicht mehr jene Huldgöttinnen mit dem unaussprechlich holden Wesen, dem sitt=

samen Blick, der den Müden beruhigt. Es waren Früchte aufkeimender Begierden und entheiligter Geheimnisse. Bald darauf traten, und schlüpften halbnackte Mädchen in rauschender Seide und durchsichtigem Silberflor auf die Bühne, schamlose Buhlerinnen, und begannen mit süßen lockenden Winken und weichen Bewegungen ihrer Glieder kühne Begierdentänze, welche das ruhige Herz des Jünglings verwunden, und jeder seiner Nerven die männliche Kraft benehmen; dann sah man Helden mitten aus Schlachten hervortreten und tanzen, und Staatsmänner ihr unrühmliches Haupt in den Schooß feiler Kunsttöchter legen. Venus öffnete zuletzt den Mund und lechzte wie ein betrunknes Weib, und Cupido ward zu dem Dienste des ausgeschämtesten Bubens irgend eines verschrienen Liebhabers herabgeschändet. Volk und Ritter, Mädchen und Jünglinge hefteten ihre starren Blicke auf sie, und sahen nicht, wie oft die Tugend und der Geschmack eilig aus den schimmernden Hallen davon flohen, und ihr nach die männliche Stärke und der Eifer zu Thaten des Nachruhms.

Komm, wer du immer bist, der du berufen bist, mit dem Pinsel oder Meißel, mit Tönen oder Gebehrden das den Menschen zu thun, was, nur auf eine andere Art, der Rathsherr und Feldherr thut, laß uns hoch

denken von uns selbst. Laß uns einander freundlich und vertraulich das Geständniß bekennen, wenn unsere Werke nichts, denn theure vergoldete Märchen waren, ohne irgend eine Wirkung auf die Sitten des Volkes, und laß uns endlich wieder die Gottheit aufsuchen, welche den ersten Künstlern die Harmonie und die ewige Quelle aller Dinge gezeigt hat.

Ich sehe bereits den heiligen Hain, wo man sagt, daß ihr Bildniß steht, veraltet und unkennbar. An dem Eingang in das schweigende Dunkel wohnen geifernde Schlangen, müßige Kunstrichter handelnder Menschen; auch hört man schwelgerische Töne unmännlich gegriffner Leyern, und von Rosenhügeln vernimmt man einschläfernde Wechselstimmen, Spott und Gelächter für den Wanderer, der, ihrer nicht achtend, vorübergeht. Wer still steht und aufhorcht, den binden sie unter Tanz und Scherz und Gesang mit Blumenfesseln, und legen ihn, so gebunden, nieder am Fuße des Hügels, nieder zu den Schaaren der Schlummernden, deren einige von Zeit zu Zeit sich erheben, als wollten sie der schändlichen Bande sich schämen; aber sogleich wieder, als sie empor sehen, willig zurück sinken.

Selten, und halb verlöscht sind die Fußtritte derjenigen, die das Herz hatten, des Beispiels ihrer Gespielen ungeachtet, ihren Weg

weiter und allein zu gehen; aber ihre geraden Spuren bezeugen, es seyen Fußtritte besserer Männer. Sie fanden, was sie suchten, und kamen zurück mit Eingebungen, und Gedanken himmlischer Wesen;

und theilten allen Dingen, die sie berührten, die Schönheit ihrer Begeisterung mit, und verbreiteten umher Anmuth, Einfalt, Kraft;—

waren nicht zufrieden, die Tugend allein zu lehren, sondern ließen den sittlichen unzertrennlichen Reiz derselben aus ihren Herzen unmittelbar in die Herzen der Zuhörer übergehen; schärften die Blicke der Fürsten zum Tiefsehen, und stimmten ihre Seele zur Traurigkeit, wenn sie Unordnung, und Uebelergehen sahen; erweckten den Hang nach dem großen Wenigen:

trugen, ohne Lärmen, ohne rednerische Anrühmungen, mit festem Glauben an die innere Güte der Menschheit, ihr Urbild unter das Volk, das, wie es auffsah, das hohe Werk erkannte, des schwelgerischen Puzes, der üppigen Haarlocken und des wilden Anstrichs im Wollen und Thun sich schämte, und bekannten einmüthig, daß nie etwas, das diesem gleich war, erschienen sey.

Glaube mir, daß die Künste geehrt würden, wenn du selbst, der du sie treibest, vor-

angehen und sie ehren wolltest. Der Mensch ist gut ohne dich, und würde gemeiniglich besser seyn, wenn du nicht kämest. Wenn Geschmack und Kenntniß und gesundes Urtheil verbannt werden, so bist du daran Schuld. Daß man Dinge lobet, wobei die Grazien erröthen, daß weiches Kränkeln und Unzucht dir oft zur Last gelegt wird, daß deine Werkstatt, deine Bühne, dein Hörsaal eine Sekte bleibt, und keine Schule, daran bist du Schuld. Du bietest, als wenn es dir eine Ehre machte, den Schlemmern dein Haus zur Wohnung an, du schmelzest und betäubst den Wollüstigen arglose Mädchen, bist manchmal stolz darauf, der Schemmel eines jeden zu seyn, der dich darum bezahlt, daß er seinen Fuß auf dich setzt.

Zeige du, besserer Mann, deinem Volk etwas Gutes, so wird es jene Tempel verlassen, und etwas Gutes lieben, und etwas Gutes suchen. Der Reiz des Schönen, das die Seele mit Genuß und Ruhe erfüllt, ist mächtiger, als der leere Geschwulst, tausendfärbig bemalet. Vergiß, wenn du dichtest, den Geschmack deines Publikums; und sieh allein darauf, wie du etwas hervorbringen mögest, das den Geschmack der Wahrheit und Sittlichkeit aufweckt; werde, was die Wesen waren, die du vorstellest, verbanne die nichtsbedeutenden Gaukeleien und Wirbel-

sprünge, womit die Thiere des Waldes sich ausdrücken, und die Gewaltsamkeit deiner Gebehrden aus deinem Tanz, und hüte dich, grimmigen Zorn, statt überlegten Eifer, in der Miene deines Helden zu malen; o! das ohnmächtige bange Zittern der untröstlichen Todes-Angst im Gesichte eines Heiligen!

Die Familie Christi in Schleißheim.

Von Van Dyck.

Als ich mir vornahm, die Werke der Kunst in unsern Tempeln, Pallästen, und freien Plätzen zu beschreiben, und zu dem Ende nach Schleißheim wallfahrtete, den unsterblichen Männern, deren Ideen daselbst leben, Denkmäler nach meiner Kraft und Reichthum zu geloben: hielt mich ein Bild, wobei mir war, als wünschte ich, dieß einzige zu sehen, und als würde mir nunmehr wenig an den übrigen, die ich sehen könnte, gelegen seyn.

Ich will der Stimme aus den Hainen der Seligkeit nachrufen, und dem Wink herüber folgen, der ins Heiligthum neuer Gefühle mich führt.

Wenn du auch vom Tumult der Welt mit zerstreutem Herzen hereintrâtest, oder, noch unfähiger zu geistigen Empfindungen, sterbliche Wünsche und hinfallende Begierden in deinem Busen nährtest, oder die ganze Erde durchgereist, und der Menschengesichter in allen Ländern satt dich gesehen hättest: so würdest du hier still stehen, und ausrufen: Wer sind diese Wesen? Mich erschüttern Wesen mit dem himmlischen Antlitz!

Und würdest in den feurigen Kreisen, die um dich sich herum webten, immer geistiger werden, und dich bereden, was du nie erblicktest, in den Augenblicken deines reinern Lebens gefühlt zu haben, und wieder nicht wissen, wo du etwas Aehnliches nennen solltest? denn die Flamme von oben zittert, und löset zu neuen Gefühlen die gröbern Säfte des Herzens auf.

So wird dem, der die Familie Christi vom Van Dyck vorüber geht.

Ein lieblicher Wald voll frischer Bäume, zwischen denen linker Hand durch eine kleine Oeffnung, die mit jüngern saftigen Stämmen und Gesträuchen besetzt ist, eine hellere Aussicht in entfernten Hainen sich hinverliert. Hieher kam Maria, vielleicht in den Tagen der Verfolgung nach einer ermüdenden Reise, noch zur Stunde, ehe der Tag sich hinab neigt. Eben blicken noch die letzten gemilderten Strah-

len der Sonne aus leichten ausglühenden Wölkchens zwischen Zweig und Zweig vom Horizont herauf, und übergülden hie und da die höhern Wipfel, und die schwülen Blätter der Bäume, indeß andere tiefer herein bereits im stärkern Grün liegen, und über selben der Himmel im dunklern Blau dem Auge verschwindet.

Maria sitzt, den Rücken gegen die Sonne gekehrt, auf einem niedern Hügel (der hinterher mit luftigen Gebüschen besetzt ist, nach welchen zween große Bäume, die sich oben verlieren, und durch diese ein andrer von der schönsten Art in einiger Entfernung zu sehen ist) — so wie ihn die Natur mit weichem Moos bekleidet, und zur Lust des erschöpften Wandrers bestimmt hat, im ganz ruhigen Licht der reinen stillern Luft, unter halb leisem erfrischenden Wehen des Abendthaues bei der fühlbaren heraufziehenden, erquickenden Dämmerung; in — einem gewirkten, weiten, rothen Kleid, dessen etwas zurück gezogener rechter Ermel in wunderbare Falten gelegt, und über welchem am Schooße ein blauer Mantel gelegt ist, der von den beiden Knien ungetheilt über die Füße herabrinnt, und zur Rechten ganz den kleinen Sitz bis auf die Erde, wo ein Endchen desselben mit altem Moos bewachsen zu sehen ist, bedecket. Ueber ihre braunen Haare, welche gegen die Stirn unbedeckt sind, wallet ein gelber durch-

sichtiger Schleyer über die rechte Schulter, und zur Linken fällt er in sanften Einbeugungen auf das Köpfchen des Kindes, über das Ohr desselben die linke Schulter herab, wo ihn die Mutter fest hält, und dann weiter den kleinen Rücken hinab fließen läßt.

Hier ist es, wo Dinge, die keinen Körper haben, eine sichtbare Gestalt erhielten, und wo Ideen himmlischer Wesen in Gedanken der Menschen sich einhüllten. Wie soll ich die unnennbare Schönheit, und den Ausdruck des göttlichen Kindes, so, wie es hier vor mir liegt, dir schildern? Hier siehst du einen Körper mit geistigen Speisen genährt, diesen Augenblick aus reinem Duft über einen Geist gefloßen im sanftesten Umriß, und voll, und nervicht, und zu etwas Großen bestimmt in jedem bedeutenden Theile. Schöneres kannst du nichts sehen; und fühltest du hier, was es heiße: Werden, wie ein Kind; lieben und verlangen mit dem Sinn eines Kindes: wer könnte im Gefühle der Liebe dich aufwecken?

Es sitzt, oder liegt vielmehr, ganz entblößt, auf dem linken Knie der Mutter, auf welchem über dem blauen Mantel ein weißes aufgelöstes Tuch gebreitet ist, (das von Maria mit der rechten Hand an den rechten Schenkel gehalten wird) den linken Fuß über dieß Knie hinab losgelassen, den rechten, der

sich in dieser Lage etwas zurück zieht, in den Schooß auf das weiße Tuch gelegt, — beuget und senket den mittlern saftvollen, und doch durchsichtigen Körper mit so vielem weichem, nachgiebigem Hineinfließen der zarten Pflaumgebeine und Muskeln, und lehnet das kleine Köpfchen (dem es das rechte Händchen, dessen Arm dadurch unsichtbar wird, untergelegt hat, indeß daß sich das linke im Schlaf sorglos über die Brust dahin läßt, und das rothe Kleid, woran hier ein Streif weißen Saums zu sehen ist, etwas hinabstreift) mit so süßer wohliger Vertraulichkeit, und so vieler unaussprechlicher Zärtlichkeit auf das Herz der Mutter, daß man zurück tritt, um mit keinem irdischen Hauch es zu wecken. Kein anders Auge hat sich je so sanft geschlossen, und mit so vielem Bewußtseyn der Sicherheit, der Ruhe sich überlassen. So wie es mit nämloser Innigkeit da liegt, sich rothe Wänglein färbet, und im leisen Athem der Mutter sich wiegt: meint man, jede andere Stellung wäre weniger zärtlich, und jeder Ort, worauf es das Haupt legen würde, müßte traurig und peinlich seyn.

Dürfte ich von dem Ausdruck der Fabel, und den Bemühungen der Dichter, künftige Heldenstärke in der Wiege vorher zu sagen, zur Vergleichung ein Bild mir entlehnen: wie

eckelt mir vor den trotzigen Mienen ihrer Heldenkinder, vor ihrem Zähnknirschen, und ihrem Zusammenschlagen der Hände, und Herausfodern im Schlaf!

Sieh, sein Rosenmund lächelt in Lieder, und seine Träume sind holde Gesänge! Wenn er aufwacht, wirst du vor der Gütigkeit seines Blickes zittern, und vor der Würde seiner Gebehrden mit heimlicher Angst befallen werden; und du wirst insgeheim wünschen, als wärest du mit ihm in gleichem Alter, und in deinem Herzen dir bezeugen, du habest nie in ein männliches Aug gesehen, nach dessen Freundschaft du dich wahrhafter, als nach dieser, gesehnt hättest, und dabei dich kränken, als könntest du nie seiner Güte, noch seiner Zärtlichkeit würdig seyn, denn er wird Thaten thun, die nie ein Sterblicher unternahm, und Dinge reden, die nie ein andrer geredet hat.

Weist du aber, wie der Nährvater Joseph, der sich hier im Gemälde an der rechten Seite der göttlichen Mutter, (in einem braunen gewirkten Rock) befindet; weist du, wer unter diesem Kinde verborgen ist: dann sind deine Gefühle, wie die seinigen, von höhrer Natur.

Unter einem halbfinstern Gesträuche steht und bückt er sich durch das Gewölbe desselben gegen die Mutter herüber, die verklärte Ge=

stalt, und die wonnvolle Ruhe des Kindes zu betrachten; ein frommer, würdiger Greis mit noch frischer männlicher Stärke, für den man beim ersten Anblick eingenommen wird. Seine gekräuselten Silberhaare, die auf dem übrigens kahlen Kopf hie und da hingesäet sind, erwecken Achtung, und sein scharfer Blick voll Redlichkeit, Vernunft und Ueberlegung flößt jedem, der ihn ansieht, Zutrauen ein. Innige Freude über diese gegenwärtige Ruhe des Kindes, und heißer Dank, zum Nährvater desselben gewürdigt zu seyn, funkelt aus seinen herzlich guten Augen; aber je länger und länger er das göttliche Kind betrachtet, desto mehr fangen kümmerliche Ahndungen und bange Ueberlegungen in seinem Herzen an zu entstehen. Seine staunende Seele forscht den tiefen Geheimnissen der Zukunft nach, will darin immer tiefern und höhern Betrachtungen sich überlassen, und ruft in diesem Uebergang, wie unwillkürlich, aus: Unbegreiflich sind deine Wege, o Herr, und deine Liebe ist ohne Grenzen! Er drückt mit einer unbeschreiblichen Anmuth seine linke Hand auf das Herz, indem er die rechte, woran er, um seinen Ausruf zu bestimmen, den Daumen und den Zeigfinger empor richtet, in einer sanften Krümmung, doch mit jenem Nachdruck, womit man im Eifer viel sagen will, von sich hält; mit einem

Gesicht und einer Miene voll Gebets, voll Andacht, und Freudigkeit, worüber viele Züge eines entstehenden Mitleidens, und Ergebung, wie leichte Nebel, zu schwimmen scheinen. Was ihn so entzückt, und ihn so sehr, wiewohl noch im Anzug, betrübt, macht ihn gleichsam der Ruhe des göttlichen Kindes vergessen: Und reden will er, und, was seine Seele fühlt, ausströmen, worüber Maria aus der himmlischen Fülle, in die sie versenkt war, erwachet.

Das mütterliche Herz in ihrem Kinde weidend, hieng und neigte sie sich über selbes, neigte sich, als wollte sie seinen Hauch einathmen, und zerfloß in Gefühlen der zärtlichsten Wonne. Ihre Seele wandelte verborgen aus ihrer Wohnung, und schwebte in Empfindungen, die sich niemals einer andern Mutter bemächtigt haben. Abwesend auf diese Art war sie doch gegenwärtig, vernahm sie jede Bewegung um sich her, und fürchtete sich, damit die Ruhe des Schlafenden nicht gestört werde, vor jedem Lispeln der Winde, und dem Schatten der Blätter.

In dieser zärtlichen Sorgfalt veränderte sie, als sie Josephs Stimme vernahm, ihre Stellung nicht, noch erhub sie das Haupt, sondern sie kehrt, wie du hier siehst, den schmachtenden Blick leise und behutsam nach

der Seite, und theilet mit ihm, und erwiedert ihm, ohne ihn anzublicken, indem sie die Augen nach der Erde senkt, die Lust seines Herzens. Freudige Heiterkeit strahlt auf ihn zu; aber zärtliche warnende Bitten, und freundschaftliche Liebkosungen flehen in ihrem Blicke, und schweigend fließen beredte Vorstellungen ihr aus ihren Lippen, als wünschte sie, leiser zu vernehmen, was er sagte, und als wäre sie voll ängstlicher Besorgniß, den Schlummer ihres Geliebten zu stören. Wie sorgfältig, und doch wie anständig, fließend und ruhig ist dieß Senken des Kopfs, und wie groß, wie andeutend und vielfältig ist die stille Beredsamkeit ihrer Gebehrden!

Betrachte hier die Würde einer schönen Gestalt aus dem besten Zeitalter! Wollte sie sich erheben, sie würde deine Gebeine durchschaudern, und stünde mit dem Ansehen eines überirdischen Wesens da. Nach dem Maaß deines Gefühls nimmst du hier in dem unnachahmlichen schönen Umriß jene himmlischen Reize der jungfräulichen Unschuld und Sittsamkeit gewahr, und genießest den Anblick jener Schönheit der Liebe, die, ohne eine schwache Empfindung einzuflößen, edle Seelen an sich fesselt.

Wie die Töne einer vielsaitigen Harfe in einer stillen Sommernacht ist das Lächeln ihres Mundes; gießt jetzt mit sanfter Rührung Ent-

zücken ins Herz, und schmelzt es wieder zur süßen Traurigkeit, wo man immer weg sich wünscht, und immer wieder zugegen bleibt.

Ihr bleiches Gesicht, und ihr hagers Kinn verkündigen mir die leichten Bewegungen ihrer Seele, und das abzehrende Feuer ihrer schmelzenden Empfindungen. Wenn ihrer Geliebten einem eine traurige Stunde das Herz bekümmerte: so würde der Schmerz darüber ihr Herz mit siebenfachem Schwerdt verwunden; sie würde sich abhärmen, und Marter leiden, die nie eine Mutter gelitten, weil nie eine Mutter, wie sie liebt, geliebet hat.

Mir ists, als hätte sie schon lange den Tagen; die kommen werden, nachgeweilt, und mehr Thränen des Kummers, als Thränen der Freude geweinet. Diese glühenden Augen mit der Inbrunst heißer Andacht, vermischt mit zurückgehaltner Freude der Zärtlichkeit, und, wenn ich so sagen könnte, mit himmlischem seligen Mutterstolz! Diese Ergebung einer Magd und eines Opfers in deinem Gesicht, und dieß Anhalten des jungfräulichen Gebets im verschloßnen Kämmerlein!

O Tag, den Gott mich erleben in diesem Leben ließ, wo ich der Verklärungen viele mit endlichem Auge sah, könntest du noch oft mir erscheinen, könntest du jedem, der auf Erden

mühsam im Staub wandelt, in seinem Leben erscheinen!

Möchte sich jeder Künstler auf diesem Weg seinem Berufe zur Begeisterung nähern, und lernen, in leblose Dinge, in Stein und Baum, und Luft und Farbe lebendige Gefühle zu legen. Wie hier das Licht in unzählige herrliche Massen getheilt, und im Durchgang, im Brechen, und Zurückprallen in unzählige kleine eigne Scenen gestaltet wird; deren jede die Frucht eines langen Nachsinnens, Versuchens, und Beobachtens, und doch nichts als die natürliche Folge der nächsten Theile erscheinet! Wie jegliche Theile, als wären sie untrennbar, mit vereinigter Harmonie zum Einklang der Personen fließen! —

— über deren Anblick man, und befände sich unser Aug in einer Wüste, glauben würde, in den seligen Gefilden Elisiums zu wandern.

Wessen Seele der heiligen Glut fähig ist, die einen feurigen Mann zu edeln Entschließungen, zu Gedanken des sichern Nachruhms führt, der entferne sich oft aus dem Umgang der Menschen, und hänge hohen Betrachtungen nach in der Stille des dämmernden Lichts. Mächtiger, als Orpheus Leyer, ist die Musik des Augs, wo die Seele sich eigen ist, und

Dinge nennet, die man durch Zeichen ihr nennen kann.

Kömmst du wieder, und kömmst du immer wieder, so wirst du hier stets etwas Neues, etwas Unempfundnes finden, und, als dürstetest du mehr, je mehr du dich sättigst, mit neuem Eifer zurückkehren; denn aus dieser Quelle tranken vor dir, und werden nach dir trinken die Geister der Urwelt.

Ich stammelte im Eifer einer seligen Stunde der Entzückungen Ungestüm, den ich nie wieder mit kältrer Hand berühren, noch, was du drüber fühlen sollst, sagen will; aber mit freudiger Hand will ich, wenn du selbst einst hinzu trittst, Lilien und Veilchen um dich aufstreuen, und Kränze von Rosen dir winden; denn deine Seele wird müde werden von höherer Liebe; denn deine Sinne werden schmelzen im Feuer der Gefühle des Himmels.

Die
Himmelfahrt Mariä.

Dieses Frescogemälde, das den Marianischen Bürgersaal zu einem der schönsten Tempel in München macht, und 110 Schuh lang und 33 breit ist, ward an der Decke desselben von Martin Knoller, einem Tyroler 1775 verfertigt.

Wollte ich den Anblick des Ganzen fassen mit Einem Male, und die herrlichen Erscheinungen des hohen Drama im Himmel, und auf Erden genießen mit Einer Idee, so müßte ich den Gefühlen unterliegen; aber versuchen will ichs, von Theile zu Theile zu gehen, und die Wundergestalten einzeln vorüber schaudern, deren jede für sich selbst ein eignes Werk ist,

fähig, wenn wirs fühlen, unser Herz vom Irdischen aufzureißen, und zu einem wunderbaren Wesen zu machen.

Zu unterst auf Erden ein steinernes Grabmal in einem länglichten Viereck, zwo Stufen erhoben. Der Deckel desselben ist eröffnet, und man sieht hie und da weiße Leichentücher zum Vorschein kommen. An, und neben demselben befinden sich die Apostel und Jünger in verschiednen Stellungen und Gruppen, alle im lebenden Ausdruck, und mit Mienen, und Gebehrden, woraus man beim ersten Anblick wahrnimmt, daß sie erhöhter, begeisterter Naur sind.

Am Ende, zur linken Seite, legt einer seine gefalteten Hände auf das Herz, und richtet seine Augen, und seine ganze Seele gen Himmel, voll inbrünstigen Gebets und glüheuder tiefer Andacht. Man sieht es ihm an, daß ihm dieser Augenblick unvergeßlich seyn, daß er darüber oft das Nichtige dieses Lebens empfinden, und nach diesen himmlischen Gegenden sich hinsehnen wird. Neben ihm ruft einer ganz vom mächtigen Gefühl hingerissen, indem er mit feurig emporgerichtetem Haupte die Hände auseinander streckt, den Lobausruf in der höchsten Fülle der Seele, die ihm entfliehen will. An seiner Seite hält ein anderer das Leichentuch, und staunt über das Unbegreifliche,

das er sah, in das leere Grabmal, und scheint kaum seinen Augen zu trauen. Neben ihm steht und ruft einer in vollem Feuer, indem er den Arm in die Höhe hebt, seine Verwunderung, als wollte er sie einem ganzen Volk verkündigen.

Auf der andern Seite erblickt man einen Apostel, der die zusammengelegten Hände herabsinken läßt, und Kopf und Augen scharf gegen die Erde heftet. Seine einwurzelnde Miene und Stellung zeigen von einem ernsthaften Tiefsinn, in welchen er ganz versenkt, und dem unerforschlichen Geheimniß und einer hohen Zukunft nachzudenken scheint.

Den herrlichsten Ort an dem vordern Theil, und beinahe in der Mitte des Grabmals nehmen Petrus und Johannes ein. Dieser sieht, voll hoher Fragen, indem er die Arme etwas von sich hinstreckt, und mit einem heiligen Schrecken über das gegenwärtige Wunder nach dem Petrus hin. Das Erstaunen, traumähnliche Dinge zu sehen, erscheint mit Enthusiasmus in allen Zügen und Muskeln seines jungen, entzückten, etwas hagern und bleichen Gesichts. Er scheint unempfundene Dinge, deren Genuß nicht von dieser Erde ist, zu empfinden, und keine Worte, womit sich das sagen läßt, aufbringen zu können. So erklärt er, strömt er seinen Drang nach Pet-

rus hin, der mit Heiterkeit und heroischer Gegenwart des Geistes demselben tiefe Geheimnisse entdeckt. In seinen simpeln Mienen und mühlosen Gebehrden herrscht geistige himmlische Beredsamkeit; alles ist daran mächtige Ruhe, überzeugende Würde und unbezweifelte Gewißheit, so, wie alles übrige, was an seiner selbst vertrauenden Gestalt erscheint, eine unwiderstehliche Kraft und ein gewaltiger Nachdruck ist, daß man, treffe man seine Gestalt irgend in einer Wüste, mit ahndender Ehrfurcht vorübergehen, und sagen würde: Dieser Mann, und kein andrer wird diese Wüste beleben. Ein dritter Apostel richtet seine ganze Aufmerksamkeit nach diesen zween, besonders nach dem Petrus, und ist voll Vertrauen, und freudigen Glaubens über das, was er hört. Ueberhaupt sieht man, sobald man die Augen öffnet, daß man sich in der Gegenwart höherer Menschen befinde, deren Verlangen, und heiße Gefühle nach unsichtbaren Dingen gerichtet, und deren Heimath nicht auf dieser Erde ist; man empfindet, wenn man je einmal in seinem Leben den Vorschmack von dem stillen Geist der Sendung empfunden hat, daß die Kraft, die in ihnen lebt, höherer Natur, als die Natur der Weltweisen, der Könige und Eroberer sey; daß es jene starken seyen, welche ausgegangen in alle Welt, das Evangelium aller Kreatur zu

verkündigen. Gerˆänder, Farbenwechsel, Licht, und Schatten, alles herrlich, für sich ein Ganzes und Einziges.

Rechter Hand befinden sich in der Tiefe einige Bäume, und auf der andern Seite eine Anhöhe mit Gras bedeckt, die sich unmerklich in einen stufenweis aufsteigenden Hügel hinverliert. Am äußersten vordern Abhange derselben steht ein kleiner Baum, und am Fuße eine schöne Olive, welche dem Orte eine unaussprechliche Anmuth, und eine hohe Feierlichkeit ertheilt.

Alles umher athmet und nährt sich in Balsamdüften, und verliert sich im süßen starken Lustwandeln und Wohlthun, welches das Aug und das Herz des Müden und Leidenden erfrischt.

Wenn ein harter Kummer mein Herz durchnagte, oder wenn ich zu kämpfen hätte den Kampf schrecklicher Schicksale; — hieher würde ich dann wallfahrten, und im Anblick dieser großen Gestalten Stärke des Geistes suchen, und Muth und Freude des Lebens.

Aber herrlicher überirdischer theilt sich nun in der Höhe das Licht aus. Unser Aug hebt sich durch die leichten Nebel, und durch den Schleier aus Glanz und weißem und farbigem Duft gewebet, empor mit einem zitternden Staunen (wie im weggesunknen ersten Leben)

im sanft schauernden Wandeln durch die ungewohnte Morgendämmerung des werdenden unermeßlichen Lichts. Ich würde mich vor dem Menschen fürchten, dessen Herz hier empfindungslos bliebe. Man muß fühlen, und wenn man noch so fühllos ist, daß man sich nicht hienieden befinde, — fühlen ruhige Sättigung in dem, was man sieht, und doch heißes Verlangen, immer mehr zu sehen, höher zu rücken.

Auf beiden Seiten erblickt man Engel und Heilige, Joseph den Nährvater, Johannes den Täufer ꝛc.

Theils sind sie, wie z. B. David, mit himmlischen Instrumenten versehen, theils schweben sie, halb unsichtbar durch den herunterströmenden Glanz, und sind versunken im Himmelsgefühl, oder schauen anbetend zu Gott auf. So, wie man an ihnen vorbei kömmt, glaubt man Melodien der süßesten Wonne, und leises Gelispel der Engelharfen zu hören. In der Mitte derselben erblickt man, wie einsam, die Maria, und man meint, man habe noch nichts gesehen, und wolle nichts weiter sehen, nachdem man sie gesehen hat. Ein weißes Gewand fließt in schönen Falten zu ihren Füßen, und ein blauer Mantel schwimmt um sie herum im Freien; sie scheint auf Wolken zu stehen, die von Engeln getragen werden. Doch sieht man

an ihrem verklärten Wesen, daß sie dieses Dienstes nicht nöthig habe; daß sie sich nicht darauf verlassend festhalte, sondern selbst sich durch eigne Kraft schwinge und hebe, und man meint, zu empfinden das musikalische Säuseln ihres Hinaufwallens, ihres Wallens strahlschnell durch die Jubelregionen. Sie ist es, die heraufgeht wie die Morgenröthe, wie der Mond hinter dem Hügel, furchtbar in der unbeschreiblichen Huld und Schönheit einer unsterblichen Jugend, mit dem betenden himmlischen Aug, mit der hohen Ruh und den Gebehrden der ewigen Wonne; sie ist es, und ist die einzige in ihrer Art, die Braut, die Mutter, und Jungfrau.

Lassen Sie uns die Idee ihres Ausdrucks suchen, und uns verlieren in den Tiefen neuer Gefühle.

Ich stelle mir den vergnügtesten Augenblick meines Lebens vor, — die Pause meines Lebens, wo ich aus dem gewöhnlichen Menschenzustand weggehoben, und in eine namlose Fassung von Vergnügen versetzt war, nicht der Fassung ähnlich, in welcher etwa die Freude, eine Million gefunden zu haben, einem Geizigen sein Herz aufziehen, seine Muskeln verzerren, und alle seine Nerven in ein dummes Hinstaunen, in ein schmerzliches Gefühl von wühlender Freude versetzen würde; also nicht ähnlich der stechenden Hitze am Mittage

eines schwülen Sommertags, sondern ähnlich dem leisen Wandeln an einem Maymorgen durch wieder aufthauende, saftvolle Gräser, und belebende Düfte und Blüthen. In dieser genügsamen, befriedigten Fassung, wo man alles, was man wünschen könnte, zu besitzen glaubt, befindet sich die Seele in ihrem natürlichen Zustand, in dem einzigen wahren ihr angemeßnen Zustand, nämlich im völligen Genuß ihrer Gesundheit.

Das ist nichts gegen das, was in dem Kopfe und der ganzen Gestalt seyn sollte, die ich hier meine. Und doch wäre es schon viel, wenn ein Maler diesen Zustand so ausdrückte, so in sein Geschöpf verlegte, daß es mich, so bald ich es anblickte, an diesen Zustand erinnerte, daß es meine Empfindungen gerade wieder so stimmte, ihnen diese Aehnlichkeit, diesen Grad von Harmonie verschaffte.

Setzen wir einen Menschen, welcher des mächtigen Gefühls von entzückender Freude tausendmal fähiger wäre, dessen Freude also im Gegenmaaß der meinigen eben so viel größer wäre, als die meinige: — das wäre etwas von dem, was ich sagen will; aber noch nicht der zehnte Theil von dem, was in dem Kopfe eines Neuseligen, eines Engels, was in dem Kopfe Mariä liegen soll, wenn sie durch die unzähligen Himmelshaine, alles Endliche durch,

zum Jubel der Jubel, zum Thron des Allerheiligsten auffährt.

Schauernder Zweifel wegen des ungewohnten Freiseyns nach verlaßner Hülle in der augenblicklichen Unempfindlichkeit des Todes; — zitterndes frohes Erschrecken im plötzlichen Dastehen der tausend und tausend Weltsysteme; — lichtschnelle Ueberschauung aller Ordnungen, aller Schönheiten der physischen und moralischen Leben; — Ueberzeugung, höchste Billigung, Anbetung im Anblick der Menschenschicksale, der tiefen, vorher unbegriffnen Geheimnisse; — wirklicher Genuß der Versicherung ewiger Unsterblichkeit; — keine Ueberlegung, kein menschenähnliches Fortschreiten Schritt vor Schritt, sondern innigste Empfindungen dieser Dinge; — dieß ist etwas von dem ersten Augenblick jedes Seligen nach diesem Leben; dieß wird unser Augenblick seyn, wenn wir Gott schauen; aber nun hier —

Hohe, majestätische Verklärung nach dem Uebergang zum ersten der erschaffnen Dinge in der gewölbten, marmornen Stirn; — feuriger Flug, und gränzloses Verlangen in den ausgestreckten Händen; (aber nicht heftiges, wildes Emporringen; die Muskeln noch zerrinnend, wie im abspannenden Gefühl, noch, wie im zu Mächtigen, verzerrt.) — Liebe und Ausguß

gegen alles Erschaffne in den Glutaugen, die nicht schwimmen, sondern in der natürlichsten Festigkeit alles Wohlwollen auf alle Gegenstände ausströmen; unaufhörlicher Zuwachs dieser Freude, und doch keine Annäherung, kein peinlich eindringendes Ungestüm; immer Neuheit, gegenwärtigste Sättigung der Seligkeit, und wieder anscheinende Ohnmacht, Vergehenwollen in Wonngefühlen, und augenblickliches Wiederaufleben und Hinguß in unendliche Fernen, und Tiefen von höchster Freude; und doch nicht Betäubung, doch Gegenwart, Bewußtseyn des Genusses (kein faselndes, beflügeltes, wütendes Einziehen, kein Einschlingen der Entzückungen; der Mund nicht halb offen, nicht lechzend, wie in den geschmacklosen Zeiten der Göttin der Freude) sondern lächelnd in frischer Blüthe, wie die Gesundheit, in der völlesten, ungestörtesten Freude, Ruhe und Gegenwart; — empfundner Hinwegschwung über alles Irdische, und leise Ahndung, wie ähnlich der Erwartung eines neuen Verwandelns zu etwas mehr, als Irdischem.

Meine Seele unterliegt im Gedanken, diese Seligkeit zu denken, ruhet in Himmelshainen, belastet vom Himmelsgefühl. Daß ich bliebe, wie ich jetzt bin, und nie wieder zurück erwachte in mein Menschenleben! —

Daß ich von nun an unaufhörlich dieß Vollendetseyn meines Herzens fühlte!

Weiter fort, und rechter Hand erblicket man den Sohn Gottes mit geöffneten Armen zum ersten Empfangen; dann strömet, öffnet sich immer weiter des Himmels Herrlichkeit, oder, vielmehr, sie hüllt sich ein, immer glanzvoller, immer verschlingender, bis man weit in unermeßlichen Fernen Gott Vater im weißen Kleid, und auf der rechten Seite des Gemäldes, den heiligen Geist sieht, verhüllt in seinem Schimmer.

Oben, nämlich am höchsten Ende dieser herrlichen Scene erblickt man die Urväter des alten Bunds in verschiednen Stellungen, und sämmtlich bekleidet, bis auf Abel, das wahre Bild der Unschuld, und Adam, und Eva, die man im halben Leib mit himmlischem Aether umflossen erblickt. Eine festliche, wunderbar rührende Entzückung strömt aus Evens Gestalt und Miene. Ihr Herz gießt sich Marien entgegen mit so vielem heißen, unbeschreiblichen Verlangen und holdseliger Freude, daß, wer nie eine frohe Stunde gelebt hat, hier Mitfreude fühlen muß.

In allem, was unserm Blicke entgegen kommt, gotteswürdiger Triumph u. s. w.

O du kalter Mann, der du, indem deine Augen nach diesem Himmel gehen, den

Zirkel und den Maaßstab in die Hand nimmst, Gefühle auszumessen, die du nicht trennen, sondern fühlen solltest, wer wird für dich etwas malen, etwas schnitzen? Fürwahr, für dich, der du dich am heftigsten mit der Kunst abgiebst, ist die Kunst gerade am wenigsten; denn nur dich rührt sie nicht, erhebt, adelt sie nicht. Wohl, und seinem Berufe gemäß handelt der Maler, der sich um die Geheimnisse der Zeichnung und Farbengebung bemüht; aber besitzen kann er dieß alles, und meisterhaft auflösen die unerreichbarsten Schwierigkeiten, und doch kein Maler seyn, wenn ihm das fehlt, was die Malerei erfunden hat, die Wahrheit und gute Wahl der Idee. Ohne diese sind seine Bilder schöne Gestalten; aber blutlose Körper ohne Leben, und ohne Endzweck des Daseyns. Wenn ein Gelehrter, ein Kriegsheld Gebrechen des Körpers hat, wenn er schielt, oder hinkt, so kann ich nicht umhin, ihm wohlgewachsene, vollblühende Glieder zu wünschen, aber er ist dennoch, was er für mich seyn soll, weil er dennoch ein Weiser, ein Held ist. — Hätte ich an dem gegenwärtigen Gemälde etwas zu erinnern, so wäre es eine Erinnerung, nicht, ob der Künstler das, was er unternehmen wollte, trefflich ausführte, sondern, ob vielleicht die Wirkung nicht größer gewesen wäre, wenn er dieß, und jenes geändert, weggelassen, oder

auf eine andere Art ausgeführt hätte. So hätte ich z. B. die kleinen Engelsköpfe mit Flügeln, die über dem Grabmal schweben, weggelassen, ungeachtet die Gewohnheit diese Vorstellung entschuldiget. Hätte ich Talent und Feuer vom Himmel: so würde ich niemals auf mein Zeitalter Rücksicht haben, sondern stets glauben, daß mich eine bessere Nachwelt verstehen und rechtfertigen wird. Wer solche Köpfe zum erstenmal sähe, würde unmöglich auf den Gedanken gerathen können, daß es Engelsköpfe seyn sollten; denn sie lassen in Absicht auf die Größe des übrigen Gemäldes, wie Schönpflästerchen in dem Gesicht eines ernsten, gesunden, starken Mannes, und sind für die hohe Würde, welche wir mit der Idee eines Engels verbinden, zu niedrig. Eine gleiche Gewohnheit läßt Marien gemeiniglich durch Engel in den Himmel tragen. Ich weis wohl, daß es unsrer Einbildungskraft schwer ist, sich einen Körper in den Lüften vorzustellen; aber die Engelskörper sind doch in diesem Zeitpunkt von einer gleichen Natur mit Marien, ohne mit einem ähnlichen Unvermögen belastet zu seyn. Was endlich die Vorstellung des Sohnes Gottes, und der andern göttlichen Personen betrifft: so weiß ich zwar, daß man schon gewohnt ist, sich nicht zu befremden, wenn sich der schlechteste Farbenreiber die Frei-

heit nimmt, auf dem nächsten dem besten Täfelchen das Wesen der Wesen zu malen; aber ich weiß auch, daß man eben darum gewohnt ist, diese, und andere Gemälde ohne alle Rührung und Erbauung anzusehen, daß das Volk höchstens die schönfarbichten Gewänder zu bewundern, und der Kenner an dem Verhältniß der Zeichnung zu messen pflegt. Es ist nicht kühner Flug des Genies, sondern Beweis von Geistes-Schwäche, wenn man sich an Schwierigkeiten wagt, die sich nicht überwinden lassen. Den Kopf eines Heiligen in diesem Leben zu malen, dieß ist vielleicht das letzte, was ein Maler würdig ausführen, ganz erreichen kann; aber Engelsgestalten ins Leben zu stellen, so wie Klopstock und Milton sie schilderten, ist schon nur noch die Einbildungskraft des epischen Dichters fähig; aber Gott zu schildern —

Und gäbst du ihm erhabene Gestalt,
aus welcher Allmacht und Gerechtigkeit,
Erbarmung, Gnade, Liebe, Langmuth, und
die höchste Weisheit unser aller Herz
Zur Anbetung aufforderten, an der
die großen Künstler alle deine Kunst,
und deines Geistes großes Ideal
bewundern müßten, demnach hättest du
den Unsichtbaren schlecht gebildet, und
nichts mehr als nur ein kleines Götzenbild
in deinen Tempel hingestellt zum Spott —
Zum Spott? O, nein, zum Mitleid, Aergerniß,
und zur Verengung der beklemmten Brust

des Weisen, der in seiner Seele tief
den großen Gott der Götter und des Wurms,
der Sonnen, und der Erden, nur sich denkt,
und hingeworfen auf den Staub, aus dem
sein großer Schöpfer, wenn er will, den Geist
des Menschen winket, oder Himmel wölbt,
anbetet, und in seiner Anbetung
den nahen Gott empfindet, oder ihn
in seinem West, in seinem Meeressturm,
in seinem Donner, und auf Fittigen
des Blitzes gegenwärtig hört, und sieht.

Mich däucht, die höchste Kunst sollte noch immer mehr zu denken, als zu sehen geben, und so lange man, im Falle, daß man himmlische Gestalten schildern soll, des Ausdrucks, der sich über alle irdische Aehnlichkeiten erhebt, nicht fähig ist, würde ein großer Theil der Künstler besser thun, ihr endliches Talent auf das unerforschliche schauderhafte Dunkel des Heiligthums zu verwenden, und das Unausdenkliche der Einbildungskraft zu überlassen.

Die
Geburt Jesu.

Dieses Gemälde auf Leinwand vom Michael Angelo Caravaggio, in der Münchener-Stiftkirche bei U. L. Frau, ist 9 S. hoch, und 6 breit.

Wer an diesem Gemälde allein die Kunst betrachten will, die im Ochs und Esel, im Hut und Mantel, wie in Hand und Aug zu sehen ist, der thue es bald, der studire die Zeichnung, und das Kolorit; und, was die Zusammensetzung betrifft: so glaube er, daß gerade dieser Augenblick, den der Maler sich wählte, der beste sey, daß jede Person am rechten Orte stehe, und, wenn man sie an einen andern setzte, sogleich am unrechten stehen, und das Ganze trennen würde. Hier sieht er,

so weit es im Dunkeln möglich ist; einen verlaßnen tiefen Feldstall, der von dem oben einfallenden Glanz etwa durch eine Ritze beleuchtet wird; in demselben knieen linker Seits Maria die göttliche Mutter in einem simpeln rothen gewirkten festanliegenden Hausrock, (einen blauen darüber) neben einer elenden Wiege, die ihrer Länge nach in den Stall hineinsteht, und auf deren etwas höheres Fußgestell sie ihre linke Hand legt, indeß sie mit der rechten Hand (aber nicht mit dem Daumen und Zeigfinger, wo die drei übrigen sich säuberlich hinausspreitzten,) sie die Windel von dem Kinde nimmt, das also ganz entblößt, mit an beiden Seiten ruhenden Händen, ohne Aktion und Segengeben daliegt. Er betrachte den lieblichen Schatten, der sich von der Mutter, indem sie sich über das Kind etwas neigt, über den halben kleinen Körper desselben hingießt, und das Licht, das unten bei den Füßen herausscheint, und den Kopf beleuchtet, desto wohlthätiger sehen läßt. An der Wiege rechter Seits liegt ein alter fröhlicher Hirt in einer weißlichten Jacke, und gelben Beinkleidern, rückwärts hinab beleuchtet, indeß sein Kopf in den Schatten der Mutter fällt, ohne Strümpfe; und oben am Kopfe einer in einem Kleid von etwa vierzig Jahren auf den Knieen, hinter welchem ein noch jüngerer, als stünde er auf den Ze-

hen, nur mit dem Kopf und den Schultern herüber sieht. Weiter hin in der Vertiefung steht der Ochs, an dessen eines Horn der Nährvater Joseph seine Hand legt, um sich darauf zu stützen, oder aus zärtlicher Bangigkeit sich seiner zu versichern. Dieses mit noch mehr andern Dingen, wird er sehen, als stünde es von Bildhauerarbeit außer dem Gemälde; dabei mit dem wenigen Licht so gewirthschaftet, und die Schatten so herrlich vertheilet, alles so ungezwungen, und so, wie es scheint, ohne viel Nachdenken, und ohne alle Anstrengung beisammen, daß man meinen sollte, jeder starraugigte Farbenreiber könnte es auch so machen, wenn ers nur einmal so weit brächte, daß er richtig zeichnen, und dann die Farben geschickt und warm anlegen könnte.

Es war die Hand eines Meisters, die hier gezeichnet und aufgetragen hat; und jeder Zug, mit Ueberlegung entworfen, und mit kühner Sicherheit ausgeführt, verdient reifes Nachspüren, und Betrachten des unreifern Künstlers; aber wer seine Augen bloß dazu aufmachen will, der suche seine Verhältnisse immerhin. Uns lasse er mit dem Geist des Malers, der dieß Gemälde herschuf, allein.

Das wünschte ich, daß wir einige Dinge nie ohne Vorbereitung thun, (weil sie in diesem Falle nur selten gut gethan werden) nie ohne

Vorbereitung beten, nie eine schöne Stelle aus einem rührenden Dichter lesen, oder ein Gemälde ansehen möchten, wenn unser Nachdenken getrennt, und unser Herz schon getheilt ist. Sieh, wie es die Männer machten, die am besten wußten, wie man uns große Dinge mit Erfolg und Nachdruck zu sagen hat. Wenn Kleist will, daß wir den Frühling sehen, wie er auf rosenfarbenem Gewölk, mit jungen Blumen umgürtet vom Himmel sinkt, so besteigt er ehe duftige Hügel, führt er in Schatten uns, deren hohe belaubte Gewölbe der ernsten Betrachtung geweiht sind. Und wenn Haller uns zum Gefühl der Ewigkeit anstimmt, führt er uns in Wälder.

— Wo kein Licht durch finstere Tannen strahlt,
Und sich in jedem Busch die Nacht des Grabes malt:
Oder in hohle Felsen,
— Wo in Gesträuch verirret,
Ein trauriges Geschwärm einsamer Vögel schwirret.

Diese Vorsorge sollen wir um so mehr bei Dingen gebrauchen, deren Anblick uns gemeiniglich wenig rührt, weil wir desselben von den ersten Jahren unsrer Jugend gewohnt sind. Wenn wir irgend in einem geistreichen Roman die Geschichte lesen sollten, wie eine

Mutter, die unsrer ganzen Liebe, falls wir sie nur sehen sollten, versichert wäre, so gar arm und verlassen ist, daß sie in der schneidenden Kälte zur Nachtszeit sich unter ein schlechtes Strohdach flüchten, und da Mutter werden sollte: wie würden wir diese Geschichte lesen, und wieder lesen, und darüber weinen? Und die Geburt Jesu bewegt uns nicht! — Ganz gewiß, weil wir sie seit dem nicht mehr überdacht; als wir sie in einem Zeitalter, wo wir sie nicht verstehen, nicht in ihrem Umfang sie fühlen konnten, gehört haben.

Wenn du fähig bist, liebenswürdige Dinge, und hohe reine Schönheit zu fühlen: so fühle sie hier, wo sie ganz, so, wie sie anderswo theilsweis zerstreut liegt, beisammen ist, und keine schwache, keine andere Empfindung, als die deinen Zustand beseligt, dich fühlen läßt. Den meisten der berühmten weiblichen Schönheiten fehlte ein wesentlicher Theil, und irgend eine Lücke, eine Schwachheit, oder eine grobe Leidenschaft, als Hochmuth, begehrende Wollust, List, Rache- und Herrschsucht haben ihrer Gestalt die Grazien benommen, und alle ihre Züge für die Augen liebender weiser Seelen häßlich gemacht. Mir ist, als erinnerte ich mich noch der Zeit, wo sie mit der Wonne und dem Gang einer Unsterblichen den Hügel heraufging, wie den Hügel das Morgenroth,

das den süßen wohlthätigen Thau, und leben-
bringendes, wohlriechendes Wehen vor sich her-
gießt, und alles, was sie anblickt, beseligt,
und aufrichtet; wie sie, jetzt stark, wie ein
Kriegsheer, jetzt schwach und krank vor himm-
lischer Liebe und reinen Freuden sich auf eine
ihrer Gespielinnen stützet, und sie bittet, Ro-
sen- und Lilienbette mit mitleidiger Hand um
sie herzustreuen. Nun liegt sie dürftig und
ungesehen, und alles Beistands von Menschen
beraubt, im Stall.

In dieser wahrhaften Armuth ließ sie
der Künstler, da er sie uns zeigte; und durch
nichts hätte, als eben dadurch, diese Vorstel-
lung rührender werden können. Seine Absicht
war, an Maria eine Person vorzustellen, die
keines Glanzes um das Haupt, keines geborg-
ten Putzes nöthig haben sollte, um dem Au-
ge, das würdige Dinge zu sehen vermag, im
übermenschlichen Werth zu erscheinen; eine
Person, deren eigne Gestalt und Gebehrden,
Ehrfurcht, und Würde erwecken sollten.

Ich kann hier unmöglich fortfahren, ohne
eine Erinnerung an einige Künstler über die
Schönheit zu machen, nachdem sie von diesen
so oft und gewöhnlich, vielleicht aus guter Ab-
sicht, aber aus mißverstandnen Gründen und
Mangel an eignem Gefühl und Erfahrung miß-
handelt wird. Die höchste Schönheit irdischer

der Stelle zu heilen, so bin ich doch gewiß, daß ich Sie nicht verlassen werde, ohne Ihren Zustand zu erleichtern. Es kommt dabei ein großer Theil auf Sie an, fügte er auf eine schlaue Art hinzu; denn je mehr Sie gesunden Verstand haben, desto eher werden Sie, wo ich hinziele, begreifen. Ich habe wohl die Ehre gehabt, mit wichtigern Personen zu sprechen, und bei Männern von hohem Stande, als da sind, Statthalter, Bürgermeister, Generale, Tribunen, Ehre einzulegen. Also stellen Sie sich vor *), daß Ihnen nichts widerfahren sey, als was Ihnen, weil Sie einmal ein Mensch sind, widerfahren konnte. Ich hoffe, daß diese Vorstellung zu Ihrem Troste nicht wenig beitragen werde.

„Allerdings.“

Gesetzt, es wäre nicht also, so denken Sie sich nur, daß Ihnen damit gar nicht geholfen ist, daß Sie betrübt werden, und daß Sie sich dadurch freiwillig ein neues Unglück zuziehen; denn z. B. ein Talent Gold verlieren, ist ein Unglück, und sich darüber betrüben, ist ein zweites Unglück, das wir doch nur selbst

*) Diese sind die wichtigen Gründe, mit welchen selbst Cicero in seinen tusculanischen Abhandlungen die Unglücklichen tröstet.

hinzu thun. Also betrüben Sie sich nicht. Auf diese Art werden Sie machen, daß ein Unglück kein Unglück ist. Thun Sie es doch!

„Ich will es thun," guter Glakonius.

Ich merke wohl, daß Ihnen bereits merklich besser wird. Aber weil das Eisen glüht, dürfen wir nicht mehr ruhen. Also denken Sie sich weiter, daß dieß kein Unglück sey, welches man nicht verdient hat, woraus dann folgt, daß auch Sie nicht unglücklich sind. Und wenn ein Mann, wie Sie, nicht unglücklich ist, so ist er auch nicht elend. Nun? wie stände es nun?

„So wohl, daß ich Sie bitte, meiner zu schonen, und mich diesen Zustand genießen zu lassen."

Desto leichter werden wir das Uebrige vollenden, und das ist, wie ich überzeugt bin, nunmehr selbst Ihr Verlangen. Denn wer aus der Quelle der Philosophie Einen Trunk gethan, dessen Seele ruhet nicht mehr, bis er sich des Ganzen bemächtiget hat. Auch mag Ihnen, wenn Sie an einem Grunde bereits sich satt gedacht haben, dann ein anderer zu statten kommen.

Wir sind nie so unglücklich, daß es nicht allemal einen noch Unglücklichern, als wir sind, geben sollte. Stellen Sie sich einen vor, der in die Mitte des Meeres gefallen ist, einen,

der von dem fressenden Siechthume angegriffen, oder, wenn Sie wollen, einen, dem ein böses Weib zu Theil geworden ist, wiewohl sich das schwer vorstellen läßt; so werden Sie allemal Trost fühlen, diesem Elende entgangen zu seyn. O wenn Sie eher daran gedacht hätten, daß Ihnen dieses hätte begegnen können, daß Ihnen noch weit was Aergeres hätte widerfahren können; so würden Sie nun um die Hälfte weniger empfinden. Ich versichere Sie, schon in diesem Gedanken allein liegt eine Kraft, die alle Uebel zerstreut und austilgt.

Hier versuchte es Servilius, auch einmal zur Rede zu kommen, da es gerade noch Zeit war, sich einen kleinen Partikel der philosophischen Ehre, welche Glakonius ganz allein an sich zu reissen schien, herauszunehmen. Oder stellen Sie sich vor, sagte er, die Sache habe einen ganz andern Ausgang genommen, als den sie genommen hat. Bilden Sie sich ein, die Römer haben Sie mit Ehren überhäuft, haben Sie auf ihren Schultern nach Hause getragen. Oder da doch Alles auf die Meinung ankommt, welche wir von einem Gegenstande haben, so könnten Sie auch allenfalls mit Ihrem Schicksale andere Begriffe verbinden. Doch, man kann sich's weit bequemer machen. Wäre ich an Ihrer Stelle: so würde ich meine Einbildungskraft ganz damit anfül-

len, daß ich mir vorstellte, ich sitze eben mit Salben und Rosen begossen, mitten in lieblichen Gerüchen bei einer festlichen Tafel, und trinke aus großen goldenen Pokalen, in der Gesellschaft der Musen und der Venus, köstliche Weine; oder ich wandle ganz im Gefühle meiner Gesundheit, durch blumenreiche Thäler sanfte Hügel hinan. Doch kommt es hier auf eines jeden besondere Gemüthsart an; vielleicht behagt es Ihnen besser, wenn Sie sich lebhaft einbilden, Sie seyen König in Persien, oder haben eine Schlacht über die trotzenden Parther gewonnen, oder gehen mit dem schweigenden Fräulein als hoher Priester das Kapitol hinan.

Dieser Meinung fiel Glakonius mit merklichem Verdrusse ein, als wäre er unwillig, diesen Trostgrund nicht früher selbst vorgebracht zu haben, dieser Meinung, fiel er ein, die Sie dem Epikur abgeborgt haben, weiß ich etwas weit Besseres entgegen zu setzen; etwas, das ich allemal auf die Letzt spare, weil es das Beßte ist, das man einem sagen kann, wiewohl es bei allem dem so kitzlich ist, daß man es stets mit einer gewissen Behutsamkeit sagen muß. Dieser Trost gehört einzig und allein nur für diejenigen, welche durch die obigen Gründe nicht getröstet werden können. Aber dazu wird sehr viel Genie erfordert, eine

ganz originelle Art von Seelengehör erfordert, um gegen alles Uebrige taub zu seyn. Soll ich ihm so viele Empfindung wohl zutrauen, sagte er leise, doch so, daß ichs hören konnte. In der That, seine Gesichtsmuskeln sind alle ausgetreten; sein Geist muß sich in einer gewaltigen Zerrüttung befinden. Daher kommt diese anscheinende Ruhe. Hierauf wagte er es, mir den letzten Trost zu sagen, den letzten, versicherte er ein über das anderemal, den die Naturphilosophie, und ich Glakonius, einem Manne, wie du bist, zu geben weiß.

Wenn einem Schiffenden, den die Räuber verfolgten, eine Gottheit zuriefe, stürze dich ins Meer hinaus; es wartet deiner schon entweder ein Delphin, der, wie den methymneischen Ario auf seinen Rücken dich nehmen wird; oder jene neptunischen Rosse des Pelops, welche den festgemachten Wagen mitten durch die Fluten dahin rissen, werden dir alsogleich zu Gebote stehen, und, wo du wünschest, dich hinführen; wenn, sage ich, diesem Schiffenden eine Gottheit dieß zuriefe, so würde wohl alle Furcht ihn verlassen. Wenn also die Wuth eines Ungemachs so ungestüm und so schmerzlich auf dich eindringt, daß du glaubst, du könnest dich darüber mit nichts weiter trösten, so siehst du wohl, wohin du deine Zuflucht zu nehmen hast.

„Ich verstehe dich, war meine Antwort, ich soll mich von einem Felsen ins Meer stürzen, oder den Dolch mir ins Herz stoßen, oder Gift nehmen.

Richtig. Ich werde dann einen Roman oder eine Tragödie von dir schreiben.

Und ich eine Abhandlung, sagte Servilius, von dem Einflusse der Trostgründe auf die Schmerzen der Seele.

O ihr rauhen, doch zärtlichen Mütter der entfernten Barbaren, wer hat euch die grausame Weisheit gelehrt, eure neugebornen Kinder in dem Augenblicke, wo sie ihre schuldlosen Augen öffnen, um nach den holden Fernen des lieblichen Himmels zu lächeln, in die Fluten des Oceans zu tauchen, und ihre zarten Körper an den Kampf mit fühllosen Elementen zu gewöhnen? Und ihr Aeltern von Sparta, warum schleppt ihr eure Söhne mit religiöser Härte nach euern Tempeln, und peitschet sie daselbst mit Riemen, wie kein Sclave gepeitscht wird? Euere Natur ist Menschennatur, hat keine Freude an Blut und Thränen, und euere Grausamkeit entsteht aus Mitleid und Kummer der liebreichsten Weisheit.

Und Weisheit ist es, du magst nun vom reichen Inachus, oder vom Geringsten aus dem Pöbel geboren seyn, wenn du frühzeitig, und unablässig dich übest, übelriechende Speisen zu essen, laues Wasser zu trinken, nasse Kleider auf deinem Leibe zu tragen, und den müden Kopf auf einen harten Stein gelegt, des kraftgebenden Schlummers zu genießen.

Ich spreche nicht, den Mund gestopft mit Leckerbissen, von den Pflichten der Nüchternheit; davon würde ich, wenn dir nicht eckelte, fünf Stockwerke herauf, in ein Behältniß, worin für zwei kaum Raum genug ist, zu treten, mein bescheidenes Hausgeräth, ein kleiner irdener Krug überzeugen, aus dem ich das halb faule, mit kleinen Würmern gefüllte Wasser nur sparsam trinke, und mit dem Blatte haushalte, worauf diese Nachricht geschrieben ist.

Wie elend würde ich seyn, wenn ich so elend, als ich unglücklich bin, wäre! das Glück, welches ohne Wahl Gutes und Böses aus der Urne des Schicksals zieht, und die Loose ohne Ueberlegung unter die Sterblichen streut, hat mir sehr feindselig mitgespielt; aber die Römer, die Erben der unbestochenen, besiegenden Tugenden, haben es mit mir bei weitem nicht so schlimm, als mancher an meiner Stelle sich denken möchte, gemeint; sie

suchten sich längst einen Mann, der ihre schönen Sprüche rechtfertigen würde, und sie haben diese Ehre mir zugedacht. Dieß ist es alles. Sie wollten mit aller Gewalt zum weisen Manne mich machen.

So eben schwärmte eine Schaar junger Ritter von dem Schmause beim reichen Fanius nach Hause — das Licht ihrer Fackeln erleuchtete die dämmernden Straßen, und ihr unbändiger Wortwechsel, und ihr helles Gelächter erfüllte die Luft. Es sind lauter schöne Geister, voll Hochachtung und Kenntnisse für die Künste, und voll süßer Gefühle für den Reiz alles dessen, was schön ist. Nun rasten und erholen sich vom Sang und Tanz ihre erschöpften Kräfte zu den Geschäften des morgigen Tages, deren erstes und vornehmstes darin besteht, sich wechselweise erkundigen zu lassen, wie sie geschlafen haben.

Wie freundlich um mich diese Finsterniß ruht! Wie friedlich wandelt dort oben das Heer der Sternlein, in glücklichen Fernen, wo kein Laut des Getümmels auf Erden gehört wird!

Ich hätte euch sagen sollen, mit welcher Begegnung man mich von der Schaubühne

entfernt hat; aber wenn ich euch eine Nachricht davon hinterlasse, so geschieht es auf die Gefahr, daß ich nicht die vergeblichste aller Bemühungen unternehme; denn ihr wißt es, und thut das wohl selbst; oder, wo soll ich dich ahnen, glückliches Volk, das so verständig und gutherzig seyn wird, dieß nicht zu wissen?

Man hatte meine Entlassung, ohne jemals ausdrücklich darüber zu reden, stillschweigend als eine Sache, über die zu reden es unnöthig wäre, vorausgesetzt, und beschäftigte sich sogleich damit, die erträglichste Art, mit welcher man sie mir zu verstehen geben könnte, zu finden. Die Römer hatten irgendwo etwas von dem Daseyn einer feinern Lebensart, und Schonung gelesen, und da sie glaubten, sie käme von den Griechen her, die sie in allen Dingen überwinden müßten, so trieben sie die Eitelkeit, feine Seelen, und Menschenfreunde zu heißen, bis zum Unsinn, und überhäuften manchen, der durch ihre Unbilligkeit in Armuth versetzt ward, in dem Augenblicke, wo sie ihn verurtheilten, mit Beihülfe und Wohlthaten. Die liebreiche Sorgfalt, mit der man mich zu entfernen trachtete, setzte die Ursachen, warum man mich entfernte, die niemand wußte, bei jedermann außer Zweifel, und jeder, der sich darauf etwas zu gut thun wollte,

daß er zu leben wisse, beobachtete das Gesetz des Wohlstandes, nicht einmal darnach zu fragen. Der Aedilis drückte jedem, dem er begegnete, die Hand, als wollte er jedem danken, daß er ihm nicht weiter die Hände binde, etwas zu thun, was er, wenn er allein seine Einsicht, und nicht den Geschmack des Parterrs zu Rath ziehen müßte, lange gethan haben würde, und es war keiner, der seinen Dank nicht mit vieler Zufriedenheit annahm, und sich ein paar Augenblicke beredete, als wäre es lediglich auf ihn angekommen, der Sache den Ausschlag zu geben.

Indessen glich nichts der Geschäftigkeit, mit der jeder, der mit mir sprach, den Verdacht von sich abzulehnen bemüht war, daran irgend einen Theil genommen zu haben. Hundert und hundert Römer, die ich vorher kaum dem Namen nach kannte, gaben sich Mühe, mit mir sprechen zu können, und versicherten, und beschworen mich, sie nicht für Leute, die jemands Verdienste mißkennten, oder jemand schaden könnten, zu halten. Was sie etwa bei der Orelia, die freilich vielen Einfluß hätte, weil bei ihr der Aedilis u. s. w. gesagt hätten — das wäre nicht so zu verstehen gewesen, und hätte vielmehr zu meinem Lobe gedient, wie die Herren, der Fanius und Balbutius,

die ich nur fragen könnte, nicht anders, als bezeugen würden.

Die Römer machten es nie anders, hätten es noch allen braven Männern so gemacht, sagten andere. Wir können nicht begreifen, wie es einem Menschen mit gesundem Verstande nur träumen könne, sich mit der Schaubühne abzugeben. Gefühle verbreiten, Sitten und Charaktere bilden, das wären längst abgedroschene Sprüche gedungener oder höchst unerfahrener Schriftsteller, und die listigen Schutzreden einiger unbärtigen Jungen und verliebten Mädchen, welche ihre Rechnung dabei fänden. Am Ende wäre das Werk nichts, als ein elendes Kabalenspiel der Schauspieler und Schauspielerinnen, und der Tänzer und Tänzerinnen unter sich, an welchem weder das Volk, noch je ein ernsthafter Mann Antheil nähme; eine lumpige Gesindelei, die unter dem Schutze einiger verbuhlten römischen Damen, und verzogener junger Ritter stände, deren erstern man aus Galanterie das Richteramt über die Kunst, und schon als Frauenzimmern ein weit feineres und richtigeres Gefühl, als den Männern zuerkännte, welches zu glauben, diese endlich selbst nicht mehr Bedenken tragen, und freilich mit Gefühl über die Schauspieler urtheilen, mit dem nämlich, ob der auftretende Schauspieler

nach ihrem Geschmack wäre, um sich dessen zu einem Liebeshandel zu bedienen. Dieses Gefühl ist die geheime Triebfeder der gewöhnlichen Urtheile dieser Kunstrichterinnen.

Gefühl! wiederholten sie, und lachten. Wie kann in einem Seelchen, das sich in dem eingeschrumpften, ausgetrockneten Körperchen nie ausdehnte, nie zu Begriffen von den Dingen, die vor ihm liegen, gelangte, nie wählen, nie mit Maaß genießen lernte, sondern in Begierden und Leidenschaften sich ersäufte, das unbefleckte Gefühl vom überirdischen Verhältniß der Ordnung und innern Schönheit wohnen, welches man besitzen muß, um über die Künste urtheilen zu können.

Es versteht sich, daß ein jeder, der die Schuld, mich beurtheilt zu haben, von sich ablehnen wollte, sich zu gleicher Zeit Mühe gab, einem andern sie aufzubürden. „Er wäre der listige Herumschleicher, der, um zu einer Mahlzeit gebeten zu werden, jedem vorsagte, was er gern hörte, der, ohne jemals einen Begriff von der Kunst oder eine Anlage zu derselben besessen zu haben, eine eigene Art hätte, jeden Künstler, dem er nicht wohl wollte, giftige Streiche zu versetzen.“ Die häßlichsten Geschichten kamen bei dieser Gelegenheit ans Tageslicht, und der besten Freunde wurde nicht geschont.

So viele mich besuchten, so viele thaten mir einen Vorschlag, meine Umstände zu verbessern; — und dieß, um mich von ihrer gänzlichen Hochachtung gegen mich zu überzeugen, und in mir, wenn ich in mein Vaterland zurückkehrte, das Andenken zu hinterlassen, daß ich in ganz Italien wenigstens Einen Inländer gefunden hätte, der das Verdienst eines würdigen Ausländers und großen Künstlers zu schätzen wüßte. Einige lasen mir ihre Kritiken, worin sie mich gelobt hatten, vor, und versprachen mir, sie in alle Hände zu bringen; andere gaben mir Briefe an ihre Freunde in den griechischen Städten mit; wieder andere schworen, daß sie mir zu Ehren und Genugthuung den Schauspieler Trebatius stürzen, und dem Maschinenmeister einen Possen, der ihn gewiß verdrießen müßte, spielen wollten; einige endlich trugen mir sogar ihre magere Börse an, mit dem Zusatze, bei allen Gesellschaften für mich zu sammeln, und mit einem Worte, jeder wollte dieser Einzige seyn, der das Verdienst eines würdigen Ausländers, und großen Künstlers zu schätzen wüßte.

Doch, wenn ich die Lobsprüche, welche ich erhielt, alle gesammelt hätte, so wäre ich jetzt wieder der größte Künstler auf Erden gewesen. Keiner gab sich mehr Mühe, das Andenken seiner Person in mir zu hinterlassen,

als Fanius, ein Mann, der es sich zum Grundsatze gemacht hatte, immer viel zu wagen, und entweder auf einmal ein großes Glück zu machen, oder es auf einmal zu verlieren, das er sehr leicht ertrug, weil er wenig verlieren konnte. Er stand täglich etliche Stunden unter dem Tiberthor mit einer Schrift in der Hand, worin er tiefsinnig zu lesen schien, indessen er, wie ich oft bemerkte, heimlich die Augenwinkel rechts und links auf die Vorübergehenden mit einer Gewaltsamkeit rieb, die seinem Blick eine gewisse Schärfe, und ein unangenehmes Hervorragen, das die Römer den Adlerblick nannten, mittheilte. Wenn irgend ein Fremder mit einem ansehnlichen Gefolge sich genähert, so verließ er seinen Wagen von nun an nicht wieder, sondern begleitete ihn bis an das Haus des Bewirthers, der, in der Meinung, es wäre ein Bekannter des Fremden, ihn mit vieler Freundlichkeit aufnahm. Er nannte ihm sogleich alle Gelehrte, Künstler, Staatsmänner, Generale, und trug ihm seine Dienste an, ihn bei ihnen aufzuführen. „Wollen Sie unsern Pantil und Demetrius besuchen? Es sind große Gelehrte; sie werden sich eine Ehre daraus machen, Sie zu sehen. Ich bin alle Tage bei ihnen. Den Hermogenes Tigellius müssen Sie besuchen; er ist ein trefflicher Virtuos, und man würde

es Ihnen übel nehmen, wenn Sie eine Stunde hier gewesen wären, ohne ihn einmal besucht zu haben. Er ist mein Kamerad. Den Plotius müssen Sie auch kennen lernen, einen biedern, ehrlichen Römer, der nicht seines gleichen hat. Es hält sehr schwer, zu ihm zu kommen, und selbst die Römer sehen ihn nur selten; aber ich bin bei ihm, wie zu Hause. Er denkt nichts, ohne es mir zu sagen, und entschließt sich zu nichts, ohne meine Meinung zu vernehmen. Wenn er der überlästigen Staatssorgen sich entschlagen hat, und einmal eine gute Stunde genießen will, dann läßt er mich zu sich bitten. Valgius, und Viscus, und Servius, und Furnius sind nach diesen die berühmten, die zu besuchen, nach jenen, sich der Mühe lohnt. Die übrigen sind, unter uns gesagt, gute, ehrliche Männer, aber mit dem Genie und der Gründlichkeit ihres Geschmackes ist's bald vorbei. Wenn Sie morgen die Akademie der Künste und Wissenschaften besuchen wollen, und eines unserer Nationalkabinete, oder die botanischen Gärten, oder einen Zwerg-Obst- oder Thiergarten, oder ein Concert, oder Spiel, oder sonst etwas sehen, hören, schmecken, fühlen, oder riechen wollen, so haben Sie die Güte, und machen keine Umstände. Wenn Sie einen schwachen Magen haben, so genießen Sie ja nichts von einem

umbrischen Schweine, das mit Eicheln gemästet worden, es ist ein starkes Essen. Lassen Sie sich fein einen Kohl von trockenem Felde bringen, er ist besser, als der in den Gärten, worin die Erde wegen dem vielen Begießen gemeiniglich bald kraftlos wird. Essen Sie ja nicht viel Salat, er schwimmt nur in dem Magen, wenn Sie wenig getrunken. Schinken und Würste, gebratene Meerkrebse, und afrikanische Schnecken werden Ihnen besser behagen."

Man kann die Kunst, sich ein Ansehen zu geben, nicht weiter treiben, als dieser Fanius that. Sein Hauptgrundsatz war, den Römern in allen Dingen zu widersprechen. Wenn diese z. B. einstimmig sagten, ein Gebäude wäre hoch, so konnte man versichert seyn, daß er sagen würde, es wäre niedrig. Quellen nannte er Ströme, und Thäler hieß er Hügel, sobald jene behauptet hatten, an dem, was sie sahen, Quellen und Hügel zu sehen. Anfangs war der Lärmen, mit welchem man diese Behauptungen belachte, widerlegte, lästerte, allgemein; alles bewegte sich entgegen, und nur Fanius, der des Ausganges seiner Sache gewiß war, blieb ruhig und standhaft, und wenn er einmal von einer Sache, die weiß war, betheuert hatte, sie wäre schwarz, so fuhr er, ohne sich im mindesten nur zu be-

gen, in deinen Mienen, was ich noch in keinem Buche so ganz gelesen habe, die Geschichte unsers Herzens, das so gut, so sanft und stark es ist, so bald es abläßt, die Quelle ist unsrer tiefsten Leiden, unsrer größten Unordnungen, unsrer schwersten Vergehungen! u. s. w.

Christus am Kreuz

von Franz von Quesnoy, auch Fiamengo.

Herr Hüsgen von Frankfurt (verschiedner Akademien Mitglied ꝛc.) hatte bei seiner Reise durch München ein Bild bei sich, dessen Idee und Form dem Künstler in einer außerordentlichen Erscheinung sich mitgetheilt, und (so darf ich wohl von einem Kunstwerk sagen, das zu erreichen sich tausend und wieder tausend vergebens bemühen würden) durch eine besondere Genehmhaltung Gottes, wie die Entstehung großer Reiche, auf Erden gekommen ist; —

Christus am Kreuz (von Elfenbein, 1 1/2 Schuh lang.)

Winkelmann hat vielleicht nicht oft ein herrlicheres Werk erblickt, und als es zur Zeit, wo es herauskam, Pabst Urban VIII. sah, der den Laocoon, den Rumpf des Herkules und was von Menschen je Schönes gemacht ward, gesehen hatte, stand er eine Weile vor freudi-

gem Schrecken und Verwunderung außer sich. Was jemals Reines und Hohes in Quellen der Schönheit und der Uebereinstimmung floß, das floß hier zusammen.

Die Gestalt des großen Versöhners erzähl ich, so, wie sie der Sterblichen einem in einem Gesicht sich gezeigt hat. Ich hebe mit Zittern mein Aug auf.

Er war, wie die Schrift sagt, der Schönste unter den Menschensöhnen, und wir können uns ihn nicht anders denken, da die edelsten Werkzeuge erfordert wurden, um der Seele zu den edelsten Verrichtungen zu dienen. Was ich hier vor mir sehe, ist gleich einem geistigen Fluß lang anhaltender Züge, deren einer den andern veranlaßt, und die sämmtlich einen Körper hervorgebracht haben, wie nie einer erschienen ist. Seine Länge übertrifft die gemeine Mannslänge, und alle seine Massen enthalten die heroische Großheit eines im erhabensten Gewächs ausgebildeten, herrlich vollendeten jungen Mannes. Wo er zugegen stünde unter einem Volk, würde stille Bewunderung ihm nachfolgen, und der feinere Geist bei ihm verweilen. Alle seine Gebeine kann man zählen, und durch seine Adern sieht man das Blut laufen, so fein, und durchsichtig ist das warme, weiche Fleisch, das darüber gezogen ist. Wie bei gelindem Wind auf der Fläche einer See sanfte

Wellen dahin wallen: so verursacht die mindeste Bewegung leise Verschlingungen der Muskeln, die sich immer hervorbringen, und sich immer selbst wieder in sich unmerklich verlieren; aber dieser Körper ist nicht im Schatten, noch auf Blüthen herangewachsen; sondern er wurde im männlichen Ernst herangezogen, und ist wie man beim ersten Anblick sieht, einer der starken, reifen Helden, zu mächtigen Weltthaten bestimmt. Alle Theile zeugen von verborgner Kraft und einem gewaltigen Uebervermögen, das zu erschüttern nicht leicht etwas vermögend ist. So werden die Alten ihren Herkules, oder einen dreimal gekrönten Olympier vorzustellen sich bemüht haben.

Aber diese Füße werden niemals über Mauern klettern, noch diese Hände das Schwert ergreifen. Ich weiß nicht, wie und wo es in diesem Körper liegt, und wie es hineinkommen konnte; aber zugegen ist es, und man sieht gleich, welche Art des Geistes in diesem Herzen wohne, und daß hier nichts von ausgelassener und gewaltsamer Kühnheit zu fürchten sey. Die Gesundheit der Seele half hier der Natur, ein vollkommnes Werk von Gesundheit des Körpers herzustellen, und diese dient dazu, uns jene in einem geistigen, verklärten Bilde sichtbar zu machen. Diese Nerven hat nie eine Leidenschaft zerrüttet, und an der Zerstörung

dieser entzückenden Jugendformen hat nie eine nagende Neigung gearbeitet, sondern in strenger Mäßigkeit und enthaltsamer Ruhe hat er sich, gleich der schönsten Ceder am Libanon, erhoben und ausgebreitet. Jenes stille, gesittete Wesen, das der Schönheit wesentlich zukommt und ihr gerne so eigen ist, ist wunderbarlich über alle Theile gegossen, und die Sittsamkeit und die sittliche Huld haben da ihre Wohnung genommen. Hier geht der junge Held, den ich vor mir sehe, von allen übrigen Helden ab, seinen einsamen, ihm eignen Weg. Er ist kein Alexander, kein Theseus und kein Cäsar; und schon mehr ist er, als Sokrates.

Quellen öffnen dem Durstigen in der Wüste; dem Verwundeten Balsam in die Wunde gießen; den Ungestümen dulden, den Gefallnen entschuldigen; Frieden und Ruhe wirken, und um der Wahrheit willen alles erdulden: das ist er, und an Erdenmacht und Menschenherrlichkeit ist ihm nichts gelegen. Er wird im Angesichte der Pharisäer die Käufer aus dem Tempel treiben, und wird neun und neunzig Schaafe verlassen, um das hunderte zu suchen. Er wird es suchen in Höhen und Tiefen; und hat er es gefunden, trägt er es auf seinen Schultern: — O wer beschreibt es, und wer fühlt es ihm nach, wenn ers gefunden hat!

Wohlthun und Lieben scheint das einzige zu seyn, was ihm zukommt, und jener hohe Kummer, und jene beständige Arbeit in Unmuth, von der, wie Homer sagt, das Herz aufschwillt, ist ihm vertraut. Und mit diesem vollkommnen, zum Leiden in allen Theilen fähigsten Körper, mit dieser Seele voll Liebe hängt und schwebt er in dem peinlichsten Augenblick, den die Vorstellung erreichen kann.— Es ist Jesus Christus, wie er stirbt den Tod des Kreuzes.

Wie will ich beschreiben, was über alle Beschreibung geht! Und wie will ich da über die Kunsttheile Worte finden, wo Schweigen eine große Beredsamkeit ist? So viel ich noch Kenner bei mir hatte, die mit mir hinsahen, ganz gewiß mit der Absicht, viel Kunstrichterisches zu sagen, so viele verstummten ihrer. Wer ein gelehrtes und geübtes Auge für die Anatomie besitzt, ruft im halbvoreiligen Enthusiasmus aus, er habe nie etwas Herrlicheres gesehen, und wer auch die Vorstellung einer Sache zu empfinden pflegt, die gut vorgestellt ist, dessen Seele wird müde von dem Drang der Gefühle. Und beiden ist jetzt dieß, und ist jetzt jenes das Schönste, und das Schönste ist überall.

Unbeschreiblich ist das sanfte, stille, beinahe unmerkliche Seitensenken, das in der lieblich-

sten Wellenlinie von der Rechten durch den schlanken, saftigen Körper die weichen Lenden herabfließt, dann wieder in dem linken Schenkel sich krümmet und strömt, und sich verliert. Doch ich kann und will hier nur die Wirkung beschreiben, und der Leser mag dann von dem, was dazu gehört, sie hervorzubringen, seine Begriffe sich machen.

Die Gestalt des großen Versöhners erzähl ich, so wie sie der Sterblichen einem in einem Gesicht sich gezeigt hat. Ich hebe mit Zittern mein Aug auf.

Und die Schöpfung stund still, und durch die Pole schauerte Feierlichkeit. Die Erde versank und verschwand in stiller Dämmerung, und die Thiere verbargen sich in die Tiefen der Wälder, und die Vögel schwiegen unter dem Laub. Und jetzt ward die Finsterniß noch finstrer, und die Stille noch stiller, und durch den Erdkreis zitterte, und bebte und verstummte, und erwartete alles Erschaffne bang und festlich; da rief durch die Finsterniß hinauf zum Himmel —

— Um die neunte Stunde rief der Herr Jesus mit lauter Stimme: Mein Gott! Mein Gott, warum hast du mich verlassen?

Dieß ist hier der Augenblick, der schrecklichste, der gewählt werden konnte. Und gleich darauf (nach nur noch wenigen Worten, als:

Mich durstet! u. s. w.) neigte er sein Haupt, und starb.

Hier ist das Entsetzlichste mit Würde verbunden, und der Tod opferte nie ein festlicheres Opfer. Dieser scheint jede Betäubung zurück zu halten, um jedes Glied und jede Nerve seine Annäherung empfinden zu machen. Er hat bereits den ganzen Körper mit mächtigen Erschütterungen ergriffen, und jeder Theil fängt von neuem zu leben an, um zu sterben; man sieht dieß Sterben von unten auf und von allen äußern Theilen nach dem Herzen schleichen, und die eiserne Erstarrung in denselben beginnen. Ich begreife nicht, wie das gemacht ist, daß man die Bewegung inwendig sieht, die bloß von außen gegeben werden konnte. Aber von der Zehe an, die grauenvoll gestreckt wird, bemerkt und sieht man heraufbeben den Krampf der letzten Zuckungen durch den linken Fuß und Schenkel, der sich mit einer peinlichen Bemühung nach dem Herzen hinauf zieht, indeß andere Theile anfangen, zu erstarren und die Empfindungslosigkeit zu fühlen. Die Finger der rechten Hand zittern bereits auseinander, und die der linken sind im Begriff, sich auseinander zu lösen; nur der kleine und der folgende daran haben noch Kraft, sich einwärts gegen den Nagel zu ziehen. Alles befindet sich im großen Hingeben, in der

letzten Bestrebung, sich an seiner Stelle zu halten, und in den aufschwellenden Adern kämpft und rinnet sichtbar das Leben ab; sie erscheinen, einzeln und in den feinsten Theilen eilfertig und fliehend und erlöschend, gleich jenen letzten, zuckenden flämmlichten Strichen, die über eine große Glut einzeln und ersterbend dahin fahren.

Wie mächtig sich im letzten Athem die Brust hebt, und aus den Tiefen des Herzens empor treibt, das liebte, wie nie eines geliebt hat. Es hebt sich, und sinket wieder, und erhebt sich zum letztenmal mit aller Kraft und Ausdehnung des Menschheitsgefühls; und strenget sich, da es leiden wollte, mit der äußersten Gewalt an, aus allen Kräften zu leiden. Aber fern ist davon alle Gewalt und alles Toben, das Grauen erweckt, und was in diesem Zustand nothwendig aus dem Gleichgewicht gehoben wird, das gleicht der scheinenden Ebne des Meeres, deren Wellen in der Ferne verschwinden.

Ehe ich zu dem Hauptheil dieses Kunststückes schreite, auf das man bei Betrachtung desselben immer zurück kommt, ich meine zu dem Ausdruck des Kopfs, muß ich eine Erinnerung voraussetzen, die, so unentbehrlich sie jedem angehenden Künstler ist, doch dem größten Theil unbekannt oder entgangen zu seyn

scheint, da die Ausübung derselben in ihren Werken ganz und gar nicht zum Vorschein kommt; ich meine die Nothwendigkeit: den edeln, erhabnen Naturen auch edle Charaktere zu geben, und die Begriffe von sittlicher Schönheit mit jenen der körperlichen zu verbinden. Die Figuren der Alten (die nicht gut sind, weil sie alt, sondern weil sie der Wahrheit und Anweisung der Natur getreu gefolgt sind) bewegen sich alle ohne Mühe und mit jener Sittsamkeit, womit die Grazie besteht, und aller Antheil, den sie über etwas äußern, erscheint in einem Maaß von Wohlstand, dessen Ausdruck sittliche Vollkommenheit zeigt, und der Schönheit behülflich ist. „Davon kann man sich, sagt Winkelmann, in zweien der schönsten Werke des Alterthums überzeugen, von welchen das eine ein Bild der Todesfurcht, das andere des höchsten Leidens und Schmerzens ist. Die Töchter der Niobe, auf welche Diana ihre tödtlichen Pfeile gerichtet, sind in dieser unbeschreiblichen Angst mit übertäubter und erstarrter Empfindung vorgestellt, wenn der gegenwärtige Tod der Seele alles Vermögen zu denken nimmt, und von solcher entseelten Angst gibt die Fabel ein Bild durch die Verwandlung der Niobe in einen Felsen: daher führte Aeschylus die Niobe stillschweigend auf in seinem Trauerspiele Prometheus. Ein

solcher Zustand, wo Empfindung und Ueberlegung aufhört, und welcher der Gleichgültigkeit ähnlich ist, verändert keine Züge der Gestalt und der Bildung, und der Künstler konnte hier die höchste Schönheit bilden, so, wie er sie gebildet hat; denn Niobe und ihre Töchter sind und bleiben die höchsten Ideen derselben. Laocoon ist ein Bild des empfindlichsten Schmerzens, welcher hier in allen Muskeln, Nerven und Adern wirket; das Geblüt ist in höchster Wallung durch den tödtlichen Biß der Schlangen, und alle Theile des Körpers sind leidend und angestrengt ausgedrückt, wodurch der Künstler alle Triebfedern der Natur sichtbar gemacht, und seine große Wissenschaft und Kunst gezeigt hat. In Vorstellung dieses äußersten Leidens aber erscheinet der geprüfte Geist eines großen Mannes, der mit der Noth ringet, und den Ausbruch der Empfindung einhalten und unterdrücken will."

Dieser große philosophische Kenner beklagte, daß er fast nirgends einen angemeßnen edeln Ausdruck in den Gesichtern des Heilands entdeckt habe, und erwähnet als einer sehr seltnen Erscheinung, einer kleinen Originalzeichnung von Raphael, die sich in dem königlichen farnesischen Museum zu Neapel befindet, und die Beerdigung des Heilands vorstellt, wo das Haupt desselben die Schönheit eines jungen

Helden ohne Bart zeigt. Wie edel, ruft er aus, hat Raphael gedacht! (was würde Winkelmann gesagt haben, hätte er unser hiesiges Gemälde von ebendemselbeu gesehen?)

Ich will zu diesem, um unsrer Einbildungskraft für das folgende einen Schwung zu geben, noch die Vorstellung von einem Dichter hinzusetzen, den die Künstler bei dem Tag studiren, bei der Nacht studiren sollen. Mit welcher Kraft und Hoheit ist die Gestalt von Christus in folgenden Bildern geschildert:

Als die Juden kamen, ihn zu fangen, und ergrimmten, und riefen, und die bebenden Fackeln schwangen:

Mit göttlicher Ruh, als wenn er dem Wurme zu sterben,
Oder dem kommenden Meere, vor ihm zu schweigen geböte,
Sprach der Meßias: Ich bins! —
Hannas — bewunderte Jesum, mit welcher Gebehrde
Eines Propheten er dastund! mit welcher bescheidneren Hoheit,
Unentheiligt vom Stolz!

Als er nach dem Pallast des Hohenpriesters geführt ward, und die Stufen herauftrat, und vor dem Richterstuhl stund.

Alle Hoheit, sogar die Hoheit des sterblichen Weisen
Hatt' er abgelegt, war nur ruhig: als säh er den Abfall
Einer Quelle vor sich, und dächte nur sanfte Gedanken,
Nach erhabnern an Gott, die Augenblicke, zu ruhen.
Von dem göttlichen Ernst, von dem nur hatt' er noch Züge,
Leise Züge behalten. Doch konnte kein Engel sie haben;
Wollt' er sie haben. Allein auch nur ein Engel vermöchte
Dieser Göttlichkeit Mienen, und ihren Geist zu bemerken.
Also stand er. —

Wenn je ein Künstler diese Idee erreicht hat, so geschah es hier. Ein Gesicht des höchsten Menschenadels, voll unerklärbarer Vernunft und Güte, voll hoher Einfalt und Unschuld, so daß der unbekannteste, der ihn diesen Augenblick sähe, still stehen und denken würde, hier liege ein Geheimniß verborgen, und er zahle nicht die Schulden seiner Missethaten. Und der Blick voll Friede und Versöhnung ist hier nicht der Siegerblick der Helden, die sich, um gerühmt zu werden, dem Vaterland opferten.

Die Kennzeichen der Heldenschönheit in den Theilen eines Kopfs werden dem Kunstverständigen bekannt seyn; hier sind sie alle vereint; nur, daß hier der Hauptcharakter Liebe, Dul-

dung und Friede, überall sichtbar, und die göttliche Huld und Sanftmuth in der ganzen Form des begeisterten Kopfs zu erkennen ist. Mit diesem unumschränkten Wohlwollen für alle Menschen! Mit diesem Gehorsam bis an den Tod des Kreuzes! Ich sah den Mann der Schmerzen.

Um das jetzige des gegenwärtigen Augenblicks zu begreifen, muß man sich vorstellen, wie er nun lange litt, was nie ein Mensch gelitten hat; wie sein Leben mit dem Tod rang, von keinem Tode zu tödten, bis die Gottheit von ihm wich; wie die ganze Schöpfung auf diesen Augenblick wartete, und er nun erschien, und wie nun eben der Tod ihn plötzlich mit allen seinen Schrecken ergreift. Und die bangere Todesblässe strömte jetzt die schauernden Wangen herab; aus brechenden, müden Augen voll Jammer entsinken verlöschende Blicke, und die Erde umher wankt ihm in schwimmender Dämmerung. Sein Haupt beginnt, zum Herzen zu hängen; er will es aufheben; aber der Schmerzen Last drückt es nieder zum Herzen. Mit einer unaussprechlichen Todesmiene, und einer Stirne voll Angst sucht er nach Ruhe und Rettung; aber wo er hinblickt hinaus in die Schöpfung, oder auf die liegende Erde, ihn rettet nichts mehr, und kein Platz ist für die Ruhe seines Hauptes. Keine Hülfe im

Himmel und auf Erden! Und so richtet Er nochmal mit aller Anstrengung des Lebens sein ausblutendes Haupt und seine belasteten Augen empor, und mit unhörbarer Stimme aus den Tiefen der Seele ruft er, warum ihn der Himmel verlassen habe.

Nie ist wohl die peinlichste Ohnmacht und das Gefühl der Verlassenheit im Hinschlummern nach dem Tode mit mehr Würde und Anständigkeit ausgedrückt worden. So wie sich vom Zurückhalten des Athems die beklemmte Brust erhebt, tritt das Leiden in dem aufschwellenden Halse, (ein Theil, der weniger, als andre, in unsrer Gewalt ist) wie gesammelt, hervor, hinauf nach dem Kopf, wo rr mit bewußter Stärke, um mich so auszudrücken, alle Theile an sich ziehet, und alle Muskeln erhalten sich in dem Stand einer Festigkeit, die des schönsten Verhältnisses fähig ist. Man sieht, daß er sich noch des Gefühls aller seiner Leiden bewußt ist, und daß er mit Hoheit leide; die brechenden Augen, nach höherer Hülfe gewandt, verlieren sich, und der geöffnete rufende Mund voll Wehmuth, wovon dessen Unterlippe schwer ist, lechzet und dürstet, und lechzet fort — unaussprechlich; aber man bemerkt noch überall der fliehenden Gottheit Spuren, und eine zurückgebliebene Wärme von Kraft, wie Wärme an den Stellen, welche

an einem hellen Sommertag die Sonne beschienen, und nun am Abend eben verlassen hat.

Ich sage nicht zu viel, und schwärme auch nicht, wenn ich sage, daß dieses Bild niemand ansehen wird, ohne in seinem Herzen wunderbare, vielleicht ganz unbekannte Regungen gewahr zu werden. Und bin ich ganz der Meinung, dasselbe müßte, wenn es in einer Kirche ausgestellt wäre, sonderbare Wirkungen hervorbringen. Man kann sein Aug nicht darauf erheben, ohne auf die süßeste Art besänftigt zu werden; und wer vertraut mit ihm würde, müßte (wär ers nicht) ein besserer Mensch werden. Man braucht hier nicht, sich etwas vorsagen zu lassen; man sieht sogleich beim ersten Anblick und fühlt Empfindungen, und eine gewisse Seligkeit der Herzensruh, wobei man sich des Wunsches nicht enthalten kann, daß es immer so enthalten, und daß wir nie wieder eines andern Sinnes werden möchten. Und sagt man, wenn Er reden könnte, was Er reden würde, das würde man thun, und würde man ihm folgen ohne Widerstreben im Regen und im Sonnenschein, und glauben, daß man seiner Wohlfahrt gewiß sey.

Ich wollte den Künstlern gerne etwas an den Mängeln der Geschicklichkeit und des Flei-

ßes nachsehen, wenn sie sich nur eines anständigen Ausdrucks wenigstens in den Theilen beflissen, woraus man sehen und abnehmen könnte, was werden sollte und nicht geworden ist. Meisterstücke der Zeichnung und Farbengebung gibt es wohl; aber das Gezeichnete heißt nichts; aber das Ausgedrückte ist der Farben und der Hand eines Künstlers nicht würdig, da weder die Idee, noch der Entwurf derselben von einem durch die Künste aufgeklärten Geist entstanden ist. In ganzen Sammlungen kein Kennzeichen von gereinigten Begriffen der wahren Schönheit und des Wohlstandes, und man kann nichts Unedlers sehen, als die Gesichter und Abbildungen der Personen, deren Anblick in uns Ehrfurcht und Liebe erwecken soll. Viele Künstler haben von der Würde anständiger Vorstellungen nicht einmal den Begriff, den sie auf jeder heutigen Bühne lernen können; sie fahren noch immer fort, auf ihrer Leinwand zu köpfen, Gedärme herauszuziehen ꝛc. und stellen, um in ein paar nackten Rippen ihre Stärke in der Anatomie zu zeigen, ihre Henker und Scharfrichter mit entblößten Körpern herum, oder sie zieren andere Personen, die beschäftigt sind, mit den prächtigsten Gallakleidern. Bluttrünstige, unkenntliche, zerrissene, ganz mit Eiter und Beulen aufgeschwollene und blaue Gesichter! — Alle

Bemühung um die Gabe des Ausdrucks ist vergebens, wenn die Philosophie des Ausdrucks mißkannt wird. Die Kunst des Meißels und des Pinsels wird mißhandelt, wie der Tanz; bei diesem lernt man die Füße durcheinander werfen, und sich mit einer eckelhaften Grimasse, die man Grace nennt, bewegen; aber sie fragen selten, woher, und wohin; daher lernen die Zuschauer bei dem heftigsten Tanz nicht einmal gehen.

Das halte ich für ein gutes Zeichen bei einem jungen Menschen, und für einen Beweis, daß in ihm ein Gefühl für das G stige der Kunst vorhanden ist, wenn er an einem guten Stück beim ersten Anblick keine Fehler suchet, wenn er keine Fehler findet, und partheilich keine finden will. Wer nicht verliebt werden kann, wie kann der etwas mit Liebe entwerfen? Und wer jenes ist, so lange ers ist, findet er nichts; und zeig mir, sagt er, die Narbe nicht, — aber du siehst sie doch? — Wohl! Auch die Narbe ist schön. Lang sollte bei einem feurigen Herzen der Eindruck des ersten Anblicks dauern, bis es so sehr zu sich kommt, vom Ganzen ins Einzelne zu gehen. Wenn ich diesen Augenblick am Ufer des Oceans stünde, ich würde weder heute, noch mor=

gen die kleinen Wellen in der Nähe betrachten, noch weniger aber würde ich mein Auge nach einem Stück Holz wenden, das in der Unermeßlichkeit der Fluten daher schwimmt.

Medea,

von Herrn Anton Hickel dem Jüngern.

Dieses Gemälde auf Leinwand gemalet, ist vier Schuh hoch, und drei Schuh breit.

Wenn es durch die Erfahrung bestätigt ist, daß man durch die besten Bücher darum nicht gebessert werde, weil der größte Theil sie liest, ohne zu wissen, wie er sie lesen, und was er in denselben suchen soll: — nun wie viel mehr wird dieses bei den Werken der Kunst statt finden, wo die Sprache des innern Geistes weit leiser, und die äußerliche Hülle weit verführerischer ist, den Zuseher vielmehr auf die Nebendinge, als auf den innern Werth aufmerksam zu machen. Die sogenannten Kenner treten gemeiniglich mit der Absicht vor ein Gemälde hin, um es, wie die Kunstrichter

ein Buch, zu beschnarchen, oder um dem Künstler zu verstehen zu geben, daß sie klüger sind, als er, und sich daher auf ihre Einsicht etwas zu gut zu thun. Andere, und diese fangen nun an die gewöhnlichsten zu werden, merken sich einige Unterschiedszeichen in den Manieren der größten Meister, und wenn sie nun vor irgend ein gutes Werk geführt werden, so ist ihre Freude und Selbstzufriedenheit nicht auszusprechen, wenn es ihnen geglückt ist, den Namen des Meisters alsogleich zu errathen, und das große Räthsel aufzulösen. Man kann sich nichts abgeschmackters und kälters denken, als die Kunstmeinungen dieser Beurtheiler, wovon diejenigen noch die besten sind, welche es so weit gebracht haben, mit ihren Beobachtungen auf die Zeichnung, auf das Colorit &c. loszugehen. Daß der Maler auch seine Seele mitbringen mußte, wenn er an seiner Stafley sitzt, daß er während seiner Arbeit wird begeistert seyn, und etwas empfinden müsse, das sich jedem Züseher mittheilen soll, daran wird nicht gedacht. Diese Unwissenheit der Beurtheiler hat auf die Künstler zurück den schädlichsten Einfluß; sie wissen nicht, daß man sich um etwas bemühen soll, um was man nicht umfragt, und bleiben daher so blöde, wie jene. Man hört sie selten etwas von der eigentlichen Idee, von dem in=

nern Ausdruck ihres Werkes sprechen, und wir sagen vielleicht nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß es Künstler gegeben, die in ihrem Ort und zu ihrer Zeit sehr berühmt waren, ohne in ihrem Leben nur von weitem von dem, was man Empfindung, Leidenschaft, eine geistige Stellung und Ausdruck nennt, etwas gehört, oder studirt zu haben. Was sollen wir vollends von dem Volke sagen? Es kommt uns, so oft wir ein neues Gemälde erblicken, gerade vor, als wenn man demselben eine neue gute Schrift mit arabischen Lettern vorgelegt hätte. Wie es bei dem Anblick dieser letztern nichts vermuthen würde, so erwartet es auch von jenen nichts. Je nachdem es bekannt ist, daß sie theuer zu stehen gekommen, nach dem werden sie hoch geschätzt. Wir leben auf diese Art mitten in einem Walde, und pflanzen noch immer Bäume fort, ohne von denselben einigen Gebrauch zu machen.

Wir haben daher schon lange gewünscht, daß sich ein Mann, der einer so würdigen, gemeinnützigen Unternehmung des Geistes und Herzens gewachsen wäre, hervorthun möchte, uns von den besten hiesigen Gemälden, Statuen rc. Ideale zu liefern, und uns auf diese Weise für die Kunst aufmerksam zu machen; denn dadurch würden die Künstler bewegt werden, bei ihren Arbeiten immer mehr auf das

Wesen, als auf zufällige Dinge zu sehen, und mehr auf geistige, als bloß künstliche Gegenstände bedacht zu seyn. Die Halbkenner würden mit ihrem Witze verstummen, und das Volk würde an solchen Erklärungen sowohl Nahrung, als Vergnügen finden. Dann würde man die guten Köpfe von den bloß mechanischen fleißigen Arbeitern wegsondern, und dem wahren Verdienste Gerechtigkeit widerfahren lassen; dann würde man die Wissenschaften wieder einmal unter sich aussöhnen, und von den Künsten die Lehre der Leidenschaften herholen, und diese mit jenen vereinigen.

In diesen Erklärungen müßte man jederzeit den Augenblick bestimmen, welchen der Künstler wählte, und dann die gegenwärtige Empfindung desselben, und den Ausdruck der vornehmsten Theile vor die Sinne bringen, und so erklären, daß auch derjenige, der das Bild selbst nicht zu sehen bekömmt, dennoch im Stande sey, sich auf eine lebhafte Art dasselbe vorzustellen, und daran zu erbauen.

Wir freuen uns ausnehmend, so eben ein Beispiel dieser Art von einem Manne mit dem wahren Gefühl über ein Gemälde mittheilen zu können, dessen Hierseyn uns unvergeßlich bleiben wird.

Mit welchem schwärmerischen Beifall würden die Alten dieses Gemälde angerühmt, und

wie würden sie von allen Orten zusammgeströmt seyn, es zu sehen, und zu bewundern. Sie wußten gegenwärtige Genies zu schätzen, und die noch schweigenden zu erwecken. Man liest die Nachrichten von den Werken ihrer Künstler mit einem freudigen Zittern, und erhebt dieselben über alles, was man nachher sah, ungeachtet man jene selbst nicht mehr sehen kann. Wir sind stolz auf die Schilderung, die wir hier einrücken, wenn man einst sagen wird: Sein Zeitalter hat den Künstler verstanden, empfunden!

Es ist hier die Rede nicht von Medea der Zauberinn, sondern von der jammervollen Königstochter, der liebekranken, hingerissnen und boshaften Frau von Kolchis.

Sie war ein gutes Mädchen, zärtlich und unschuldig, und vor geheimer Lust und Wonne zitternd bei jedem Anblick der Freude, als Jason, der Feldherr der Argonauten, in ihres Vaters Land kam, das goldene Vließ abzuführen. Sie hörte täglich von seinen ruhmvollen Thaten, von seinem Muth in Gefahren, von seiner heroischen Gestalt erzählen, und fing darüber an, etwas ganz fremdes, das sie noch nie empfand, zu empfinden, wie in ein neues Wesen überzugehen. Es war ein mächtiges Gefühl von höherer Wehmuth, das sie nicht zu nennen wußte, wenn ich es, sagte sie, nicht

Liebe nennen soll. Der Preis, welchen ihr Vater auf die Eroberung des goldnen Vließes setzte, war ihr schon zu hart, und eben so unbillig schien es ihr, sich ihrem Vater zu widersetzen. So kämpfte sie lange mit ihrem eignen Herzen, und wurde nicht gewahr, daß sie dadurch zusehends verliere. Ich sehe wohl das Bessere, rief sie endlich aus, ich billige es auch; aber ich wähle das Schlimmere. So ward sie, wie durch eine fremde Macht unwillkürlich hingerissen, wo sie nicht hingehen wollte.

Noch hatte sie den Jason nicht gesehen; und als sie nun erst seiner ansichtig wurde, verlor sie allen Sinn. Sie glaubte an ihm etwas Höhers, als einen Menschen zu sehen, und verging vor seinem Angesicht.

Jeder Ort war ihr eine Einöde, wo er nicht war, und sie wollte ihm nachfolgen, wo er hinzog, in das entfernteste Eiland der Welt. Mit Freuden verließ sie die königliche Burg, verließ sie Vater, und Bruder und Schwester, und schiffte mit Jason nach Jolcos —

Und liebte daselbst, im Vergessen aller Dinge der Welt, den Jason, und erklärte für ihren Feind jeden Sterblichen, der ihren Jason nicht liebte. So ermordete sie den Pelias, und beredete durch List seine Tochter, die grausame That mit eignen Händen zu verüben.

Dennoch ward sie von diesem Jason versto=ßen, der sich treulos mit einer andern Gemah=lin verband. Als Medea darüber zur Besin=nung kam, war ihr, als wollte sich die Erde aus ihren Angeln drehen; sie machte dem Ju=piter Vorwürfe, daß er ihretwegen die Welt nicht zerreißen, und nicht alle seine Donnerkeile auf sie herabschleudern wollte; sie schrie alles an, wollte alles, was sie konnte, und nicht konnte.

Alles was in ihr zu leiden fähig war, litt, und sie verwandelte alles, was ihr nahe kam, in Werkzeuge der Rache. Wie sie ehe liebte ohne Grenzen: so wollte sie nun, sie wußte selbst nicht, was, das peinigen und doch nicht wehe thun sollte, etwas ohne Grenzen. In dem Augenblicke, wo sie um Rache rief, be=mächtigte sich ihrer die Liebe wieder, und sie rief um Schonung, und sank hin in Thränen, beschämt, und stark, und ohnmächtig vor Wuth und Liebe.

Ich ihm alles, er mir alles gewesen, mir für Vater, Schwester, und Bruder, und Vater=land, und nun nichts von allem! — Und nun ich die Verlaßne! die Beschimpfte! — das Mär=chen der Völker, ewig, und überall, daß der Niedrigste die Nase über mir rümpfe, und sage: Dieß ist Medea, die Königstochter von Kol=chis, die Verstoßne! — Habe ihm alles aufge=

opfert, habe verrathen, gemordet für ihn, und nun er mir alles geraubet, mich vor allem beschimpfet, und hülflos und wehrlos gemacht vor den Augen aller. —

Bei diesen Worten schlug sie ein lautes Gelächter auf, hüllte aber bald schweigend und düster sich in sich selbst, und ward immer fürchterlicher in ihren Augen. Ein Gedanke von einem schauderhaften neuen Unternehmen durchfährt ihre Seele; sie wird seiner mit einem kalten Schauder gewahr, und will sich in sich selbst verhüllen. Es war das letzte Aufzittern vom Gefühl der Menschheit im Herzen der Mutter.

Aber vor ihren Augen stunden die schrecklichen Gestalten, und Megära schüttelte aufs neue die Wuthflamme in ihrem Herzen. Sie will das Andenken an ihn vertilgen in jedem Ding, worin es lebte, ihm wehthun überall, worin er Schmerz fühlen konnte.

„Soll ich das Blut meiner Kinder vergießen? Wie mir das Hirn siedet, wie mir das Herz tobet, und die Hand zittert, als könnte sie nicht, was sie will! Sie sollen sterben — es sind nicht meine Kinder — sie sollen zu Grund gehen! — Aber es sind ja meine Kinder! Sie haben keinen Theil an Schuld und Laster, sind unschuldig!" —

Die fürchterliche Stunde der Trennung kam; da vergiftete sie Jasons Braut mit einem Gift, das in Flammen ausbrach, und den prächtigen Pallast verzehrte, von dessen gewaltsamem Brand weit hin das Meer beleuchtet ward.

Sie floh; aber diesen Augenblick erblickte sie ihre kleinen Söhne auf sich zueilen, und ward sogleich ganz Medea. Im Erinnern an ihre Schmach, an ihr Elend, in der Verzweiflung ihrer selbst, sah sie in ihnen bloß die Söhne des Jason, und ward darüber ihrer nicht mehr mächtig. Sie ergriff sie, und durchstieß sie zur Rechten und zur Linken, bis sie fielen im eignen Blut.

Und, wie sie fielen, und sich von dem Kleid der Mutter, an das sie in der Angst sich hiengen, hinabstreiften, und dann zu ihren Füßen in ihrem Blute zuckten und zappelten, und, indem ihnen die Aeuglein finster und starr wurden, noch mit ihren Händchen herum tappten, und leise und zum leztenmal heraufwinselten um Hülfe zur Mutter — sah die Gemahlin hinab, und da sie das Aechzen und Röcheln hörte, schüttete sich aufs Neue die Wuthfreude durch jedes Gebein, und von dieser Freude ergriffen riß sich mächtig jede Nerve empor, und sie schrie, wie tanzend und

singend, und jauchzend zum Tanz: Ha, gerächet!

Der Dichter, und Maler hörte den Ruf, und, wie er die Rachgestalt stehen sah, sprach er: So sollst du stehen bleiben, und sollst rufen ewiglich: Ha, gerächet!

Ich sah sie stehen, und will nun etwas von dem auffassen, was ich unter profane Worte zu bringen fähig bin von der Wuth des Weibes, und den heimlichen Schmerzen der Mutter.

Ein pechschwarzer Gewitterhimmel, tief siedend und krachend, und immer stiller und dumpfer sich einwälzend in seine eigne Verwüstung. Banges Schweigen, Schrecken, und Erwarten der hier unsichtbaren Natur, von der alles Licht erlosch, um die Greuelthat nicht zu beleuchten. Nur in einer weiten Ferne zur Linken entdeckt man ein unmerkliches zuckendes Blitzen, roth, wie ein vergoßnes Menschenblut, und kaum sichtbar im fühlbaren Dunkel. Unter dem Gewölbe dieser Verheerungen Medea!

Sie lehnt sich mit dem rechten Arm, den unten an der Spitze blutigen Dolch in der Hand, an eine alte in der Mitte zersplitterte Säule, läßt den linken, wie seiner vergessend, herabsinken, als wäre sie hieher gekommen, von einem herrlichen Unternehmen auszuruhen, und wirft gebieterisch und triumphjauchzend

nach der linken Seite den Kopf in die Höhe mit soviel losgelaßner Wuth und eigner Pein, daß man zu sehen meint, wie sie um ihre Atmosphäre einen giftigen Thau aushauchet, worüber die Vögel vom Himmel fallen, und die Sterne verbleichen würden.

Unbeugsame Gewalt, und wirkliches Streben in allen Theilen, und Muskeln ihres Gesichts! Im starken Emporringen und festen Hinhalten ihres Nackens erkennt man, welcher Heldenkopf darauf ruhen, und von welchen mächtigen Gedanken er erfüllt seyn müsse. Schon höre ich das Knirschen ihrer in der hinaufgezognen Oberlippe etwas sichtbaren Zähne, die zermalmen wollen, und sehe den grausamsten Grimm und Rachschmerz aller Wesen, — den nichts schonenden, erfinderischen, aufgebrachten Frauengrimm wegen beleidigter, verschmähter Liebe. Ich höre das hohle, verbißne Hohnauflachen ihres bleichen Mundes, aus dem ein wilder Feuerathem heraushaucht, brennend und verzehrend, wie aufgelöstes Metall. Sie will die Wunde nicht bloß versetzt haben; sie möchte selbe befühlen, aufreißen, darauf ruhen, und nochmal ins Herz graben, und schreiben mit Blut an die Zonen des Himmels, daß sie ihm nie vergeben, sich nie vergeben, daß sie erschüttern möchte, wenn sie könnte, die Säulen des Himmels, und begraben unter

dem Schutt ihn, sich selbst, und alles, was sterben kann. — Und daß es zur Lustrache nichts gibt, als den Tod! Daß man nichts kann, als tödten, und zu peinigen aufhören muß, wenn man getödtet hat!

Wie ihre Wangen glühen und beben, und in der kämpfenden Erschütterung leiden, zu gewaltsam für die mütterliche Natur!

Zwo fast unmerkliche heiße Thränchen, in einem Augenblick, wo sie dachte, es wäre zu hart, so hülflos, so gar weit getrieben zu seyn, entschlüpft, und herausgepreßt vom bittersten Zorn, rinnen, wie leibhaftes aqua toffana ihre Wangen herunter, gleich den kleinen, blauen, aufsprühenden Flämmchen einer schrecklichen Glut. Sie werden den Ort durch und durch sengen, auf den sie fallen werden.

Aber nun, ihre Augen! Schon ein eignes Werk sie allein, und wenn sonst nichts zu sehen wäre, als sie allein! Schon eine vollständige Geschichte mit allen geistigen Erklärungen vom großen Verfallen des Menschen, vom innern Streit aufgebrachter Leidenschaften, von der Verwandlung des seligsten Wonngeschöpfes in den giftigsten Drachen. Ganz, wie sich Plato ausdrückt, das halsstarrige, und geile, und unbändige Thier, die Liebe, losgelassen mitten im Herzen des Menschen, und mit den Hu-

fen von sich schlagend alle Tugenden, und alle heilsame Rathschläge für ihr eignes Wohl.

Sie wälzen sich, (wie schreckliche Kometen in der Luft) in aufgetriebnen, blutfarbigen Kreisen frei und herrschend wie im eignen Gebiete! Wie fürchterlich dieß Weiße und wie durchbohrend hinaufgedreht! Ich lese in dem trüben, zerrütteten, aufgeschwollnen Dunkel den langen Jammer der verwaisten, elend durchweinten Nächte auf deinem einsamen, geschändeten Lager, sehe noch jenes bange, stumme, peinliche Hinstaunen und Bezweifelnwollen der Untreue deines Gemahls, und dann jenes Zusammschaudern in dem Gedanken, daß dein Unglück gewiß sey. Ich höre noch die unzähligen Vorwürfe, und das heiße Hinklagen und Rufen zum hohen Himmel um Rache wegen grausamer Schmach. So wurden die Kräfte des Muttergefühls erschöpft; so grub, kochte der drückende Gram in deiner Seele, bis er sie unterdrückte, und du, das Spiel der Unordnung, und der Zerrüttung, schwammst wie ein zersplitterter Mast im Wogentumult; verlorst darüber, was noch von deiner Gattung an dir war, und wurdest zur Furie —

Schütteltest die Gifthaare, die wie zischende Schlangen, theils auf deinem Kopf empor borsten, theils rechter Seits los herunter hängen, und rauchen.

Der ganze Körper ist noch in Bewegung und in der Hitze des vollbrachten Kindermords. Wie nach einem Sturm, wenn die Winde wegziehen, die aufgebrachten Wellen noch lange himmelhoch, und höllentief brausen, und heulen: so sieht man das Auf= und Niedertoben in jedem ihrer Glieder, und so ists, als hörte man das schreckliche Keuchen und Arbeiten jeder Nerve, und als vernehme man das Wallen des Bluts, wie das heiße Sieden des heftig in einander vom Grund aufgewühlten Meersands. Man glaubt alle Augenblick, daß sie sich auf das neue bewegen, herübersehen, und nach allem, was sie sieht, ihren Dolch erheben werde.

Wie man vom Entsetzen dieses Anblicks ergriffen wird, wendet man unwillkührlich, und vor Grauen das Gesicht weg, oder man wünscht, wegeilen zu können, und fühlt die hindernden Glieder, und das Entgehen des Muths zur Flucht.

Was das Meisterstück ankündigt und vollendet, ist, daß man hier keine Verzerrung, kein unangenehmes Verrenken und Spannen auch der leidendsten Theile wahrnimmt. Es scheint alles an seinem gehörigen Ort, und in die natürlichste Lage versenkt zu seyn. Hier ist jenes unbeschreiblich Viele in Wenigem, jene hohe Würde in Gebehrden, und Bewegungen

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

jene heroische Ruhe und einfache Macht des großen Geschmacks der Alten. Man sieht sogleich, daß alles sich selbst angehöre, und von Einem Geist regiert werde.

Noch mitten in dieser gegenwärtigen Unmenschlichkeit erblickt man in ihrer Gestalt deutliche Spuren, daß ihr Wesen nicht von Natur grausam, daß sie nicht zum Haß geboren sey sondern, daß sie einst bessere Tage gelebt, und daß sie gewiß nur aus Rache gegen ihren Gemahl, nicht aus Kinderhaß in einem unglücklichen Moment die Hände gegen dieselben ausgestreckt habe. In ihren durchsichtigen runden Armen, und dem schön und groß gebildeten Körperbau erkennt man die reine Mutterfreude in den Tagen ihrer ehemaligen ungestörten Wonne, und der Gesundheit ihres Herzens. In ihrem noch vollen, wohlgestalteten Gesicht sieht man (wie man die Herrlichkeit großer Palläste in rauchenden Ruinen sieht) Zeichen eines unbegränzten Wohlwollens und mächtiger Liebe im ersten Aufthauen unaussprechlich beseligend, — und Merkmale von heimlicher, immerwährender Anstrengung, und vom Anschlingen an jede geistige, und sichtbare Vollkommenheit.

Mit einem Wort: Man erräth ohne allen Unterricht gleich beim ersten Anblick, daß es nicht jene originelle Medea, von der Willkür des Künstlers aus Ideen zusammgesetzt, sondern,

daß es eine angenommene nur vorgestellte Medea, daß es der geistreiche Kopf einer schönen Seele, und einer großen Künstlerin unsers Zeitalters ist —

Die wohl gewußt, empfunden haben mag einen Theil dessen, was Medea empfand, aber nicht auf einmal verschwinden lassen konnte, was tief in ihre Natur verwebet, und zu Fleisch und Blut in ihrem Gesicht unaussprechlich geprägt worden ist, — (eine sichtbare herrschende gesunde Vernunft, tiefe Ueberlegung und scharfes Nachsinnen, das von der Miene der schwärmerischen, ihren Geistes nicht mächtigen Medea entfernet seyn muß) — sich nicht auf einmal geben konnte, was in dem ganzen Angesicht der wirklichen Kindermörderin verbreitet war, jene blutgestreifte bleiche Sünderfarbe in den zerrütteten aussiedenden Augen, jene schreckliche Verwirrung, und jenes Eilen einer Kindermörderin; jenen Todesstoß im hagern Kinn, und in dem von langem Gram zusammgeschwundnen, glänzenden Gesicht; jene ausgeschämte, oder eben jetzt, nach langem, langem Verhalten, gleich einem Strom aus den Schleusen, gewaltig losbrechende Verwegenheit.

— Die wohl gewußt haben wird, wie wenig man in dieser Seelenangst, in leisem marternden Vorhaben des theatralischen Putzes, und

des äußerlichen Anstands in den Kleidern achtet, aber doch um die Ordnung und Gewohnheiten und um die Pracht der Damen ihrer Zeit in etwas besorgt seyn mußte.

Sie ist in einen prächtigen, mit goldnen Franzen behangenen rothen Atlas, (eine Schürze um die Mitte) gekleidet; in den Haaren drei Federn, und darüber ein schwarzer Flor; alles so lebend, dastehend, wie außer der Leinwand.

Und dieß Gemälde ward aus Wien gelassen, fortgelassen, zu werden der Stolz und die Zierde des Auslands! Was wird darüber die Nachwelt sagen? Was sollen die Weisen unsrer Zeiten sagen? Ist es Uberfluß an Meisterstücken dieser Art? oder ist es Mangel am Gefühl? oder Kälte der deutschen Größe?*)

Ich habe herrliche, unsägliche Dinge gesehen vom höhern Geist und Menschenkraft, bin wieder geführt worden durch unbekannte Regionen, und bin gewandelt in einer andern Welt unter ewig grünenden Tannen, wo die Urväter der Menschen mit hohem schauderhaf-

---

*) Hr. Baron von Breteuil, französischer Botschafter am römisch-kaiserlichen Hof hat es zur ewigen Ehre und Zeugniß seines Gefühls für das große Talent an sich gebracht, und wird es in Paris als ein Monument unsers Jahrhunderts aufstellen, und in Kupfer stechen lassen.

ten Tiefsinn in steter Kraft majestätisch dahinwallen. Ich habe gehört die unsterblichen Urtheile über den Werth und die Größe menschlicher Handlungen, und über die Nichtigkeit des gewöhnlichen Thuns und Wähnens auf dieser Erde, habe gesehen die Verherrlichung großer und wohlthätiger Künstler, und ihre Einführung in die Gesellschaften der größten Seelen, habe vernommen, daß Künstlermacht mehr sey, als Rangs- und Geldes- und Kriegesmacht, daß sie allein (gut aufgeweckt, und wohl angewandt) fähig sey, der Welt eine andere Gestalt zu geben, das Feuer und Verlangen nach vollkommnen Dingen, nach Tugend und Menschenwürde in alle Herzen zu legen, und das Böse in das Gute zu verwandeln.

Ich kehre wieder zurück, betrachte dich noch einmal — noch einmal — zum letztenmal. Was ich sah, wird nie aus meiner Seele, und, was ich hörte, nie aus meinem Herzen kommen. Mir schaudert hier so einsam und bei dir allein zu seyn, und ich sträube mich mit allen Kräften, dein Leiden in mich kommen zu lassen. Schon liegt es so schwer in mir, macht es so ängstlich beben jede Nerv in mir!

Ich möchte dir so gerne etwas sagen zum

Andenken, daß du einmal mitten unter uns, und zur Dankbarkeit, daß du bei mir warst.

Wenn du nun gehst von Volk zu Volk, und man von Volk zu Volk dich ansieht, (nicht beurtheilt bloß in der Zeichnung, im Gewande und Farbe, und darüber deiner selbst vergißt,) wenn man dich ansieht mit dem Auge des Menschen, der, selbst der Uebel kundig, über fremde Uebel zu weinen weiß, wenn man dich so ansieht, und fühlt: dann wünschte ich etwas, wenn ich gleich weiß, daß du bleiben mußt, was du bist, und daß meine Wünsche vergebens sind.

So, wie du nun bist, erweckst du Entsetzen, und schauderhaftes Schrecken jedem, der mit besserm Herzen dich ansieht. Du bist weichen Seelen zur Aergerniß, guten zur Betrübniß, und den Bösen zur Züchtigung, bist niemand zur Freude, bist niemand zum Labsal, wenn er zu dir heran eilen wollte im Unternehmen einer großen That, oder im Kampf einer harten Stunde. Ich wollte dir sagen, wie oft ich mich hingerissen von dir mit diesen Gedanken von dir wegwandte, und wünschte, daß du deine entsetzliche Miene einer Mörderin, einer Verwüsterin in eben so viele Liebe, in eben so viele Freude und Huld, und Tugendstärke, und Gutmeinen verwandeln, daß du in deinen Augen einen Himmel öffnen, und

noch ungesagte Gefühle empfinden lassen möchtest jeden, der dich ansieht. Wie mächtig würdest du wirken? wer würde dich ansehen, ohne die Gottheit zu fühlen, die in dir lebt? — Du bist das, was du vorstellst, so wahr, bist so gut gemacht, daß ich weinen möchte, daß so etwas grausames aus dir gemacht ist!

Uns wird Hickels Andenken ewig unvergeßlich bleiben, da wir von ihm bereits einige Portraits besitzen, die theils wegen der hohen Personen, deren Bild wir dadurch erhalten, theils wegen der Kunst, völlig im Geist der Medea, unschätzbar sind. Aus Portraiten dieser Art wäre es leicht, eine Geistesgeschichte unsers Zeitalters zu verfassen; man sieht nicht bloß die Aehnlichkeit und den aufspürenden Fleiß, welchen die meisten Portraitsmaler anwenden, jede kleine Erscheinung des Aeußerlichen im Gesicht des Menschen anzuzeigen; man sieht hier die Seele des Menschen, und sein Inwendiges wie in einem klaren Spiegel. Es ist Fleisch von seinem Fleisch, und Geist von seinem Geist. So strahlet aus den Augen und dem ganzen Gesicht unsers durchlauchtigsten Churfürsten Karl Theodors hohe Fürstenvernunft und Fürstenhuld, daß jeder sagen muß: das ist mein Herr, und mein Va-

ter. So lächelt eine unnennbare Güte in der Miene unsrer durchlauchtigsten Frau, der verwittibten Churfürstin. —

Einige Maler ziehen ihren Portraiten, wenn sie nur einmal die Köpfe aufgesetzt, die Hand ab, und überlassen das übrige, das sie nicht bearbeiten wollen, oder nicht so vortrefflich, als sies wünschten, bearbeiten können, ihren Schülern, oder wohl gar oft elenden Stümpern. Hickels Gewänder, und ganze Drapperie wird das Auge jedes Kenners in Verwunderung setzen.

P s y c h e.

Psyche wird wegen ihrer Schönheit als eine Göttin verehrt. (Gestochen von P. Krahe 1778, und von der Düsseldorfer Akademie mit dem Preis belohnt.)

Die Geschichte findet sich beim Apulejus im vierten Buch der Verwandlungen vom goldenen Esel. „Es war einmal in einer Stadt ein König und eine Königin, die hatten drei schöne Töchter; doch bei den zwei ältern, so lieblich sie anzuschauen waren, konnte man doch noch Ausdrücke finden, um zu sagen, wie schön sie wären; aber dieß von der jüngsten zu thun, dazu fehlte die Sprache, wodurch sich die Sterblichen ihre Begriffe mittheilen; dazu fehlte etwas Aehnliches, das sich mit ihr vergleichen ließ, so hohe, überirdische Reize glänzten aus ihrem Wesen. Viele Bürger, und eben so viele Fremde, welche von dem Ruf dieser au=

ßerordentlichen Schönheit neugierig gemacht, in zahlreicher Menge herbeizogen, kamen beim Anblick ihrer unbeschreiblichen Anmuth vor Erstaunen außer sich, und indem sie ihr die rechte Hand küßten, welche sie mit dem Vorderfinger, worauf sie sanft den Daumen legten, berührten, erwiesen sie ihr, ohne weitere Zurückhaltung, als wäre sie nichts geringers, als selbst die Venus, göttliche Ehrenbezeugungen" u. s. w.

Psyche befindet sich, in der Mitte ihrer Schwestern in dem Augenblick, wo sie auf ihrem Gange durch die Straße von dem Volk angebetet, und ihr von dem Priester, der ihr von Ferne den Oelzweig reicht, feierlich geopfert wird. Sie steht unter ihren Schwestern auf einem, etliche Stufen erhabnen Ort, ganz in der Gestalt, worin nach der Empfindung des Volkes, so viel Hohes und Schönes war.

Eine Erinnerung muß ich voraussetzen, bei der ich glaube, den guten, und mithin, wie ich hoffe, den größten Theil meiner Landsleute zu beleidigen, wenn ich für ihn dieselbe für nöthig hielte; aber mir ist immer, als würde mir leichter seyn, wenn ich diese Erinnerung gemacht habe. Sie betrifft die Ergießungen meines Herzens bei dem Anblick der Schönheit, und den Endzweck, den ich haben kann, durch Gemälde derselben Gefühle für sie in die Herzen meiner Leser zu flößen. Es

scheint, als wollte mancher, wenn von Schönheit die Rede ist, sich schüchtern zurückziehen, und als pflegte er mit seinen Begriffen von Schönheit heimlich etwas zu verbinden, das er sich schämen müßte, öffentlich zu gestehen. Das ist ein sehr schlimmes Zeichen, und wem die Züchtigkeit und die Tugend am Herzen liegt, der müßte darüber betrübt werden.

Sorge dich nicht! Das, wovon ich hier rede, wovon ich, wenn ich es sehe, aufhöre, zu seyn, was ich bin, wird nicht in den Gassen unsrer Stadt, und niemals vollkommen, und selten und nur theilweis unter Menschen gefunden. Gott ist das Höchste und das Ende davon. Den Seelen der Tugendhaften erscheint es, und in den Gedanken der Weisen, und unter den Händen der weisen Künstler beginnt es, und wird nie von unreinen Augen gesehen. Durch die Schönheit ward alles, und sie ward vom Anbeginn im Leben und Licht.

Aus der großen Stille der Seele, wo jedes Gefühl und jedes Verlangen im Gleichgewicht ruht, wo keine Begierde zur Leidenschaft anwächst, und doch alles im vollen Genusse zugegen ist, — im Genusse der ewig blühenden reinen Liebe und des Wohlwollens, das sich mittheilen will, aus dem Zusammfließen aller Tugenden kam hervor das geistige Wesen, die Schönheit.

Die Hülle, worin dieser Geist sichtbar werden, durch die er sich ausdrücken und hervorscheinen soll, konnte nur aus dem Vollkommensten entstehen, das in der Welt der Körper, und im Schönsten derselben, im Körper des Menschen vorhanden ist. Man fand es, oder, weil man nichts vollkommneres sah, man glaubte, es gefunden zu haben in jener hohen, ununterbrochnen einfachen Form, deren jegliche Theile geistig waren, und es verbarg, wie es dastand, unter strenger Einfalt und schreckbarer Ruhe unsterblichem Sinn, und war das letzte der sinnlichen Dinge, die eines Bildes fähig sind. Vom irdischen Menschen war darin wenig zu sehen, und dieß Wenige schwebte, wie sanfter Duft über schweigenden Gebirgen schwebt.

Es waren noch immer Künstler, die mit ihren Werken die Absicht verbanden, himmlische Dinge ins Irdische zu ziehen, oder was eins ist, diese nach jenen zu erhöhen, welche der Schönheit eine gemilderte Gestalt gaben, um sie begreiflicher und sichtbarer zu machen. Sie glaubten, daß sie in ihrer erhabnen Strengigkeit zu wenig gesucht werden würde, und gaben ihr mehr von dem, worin ein größerer Theil der Menschen einen klarern Ausdruck von Liebenswürdigkeit findet, und ließen sie dahin wandeln und schweben, zwar noch immer in

unsterblicher Gestalt, wie keine auf Erden ist, aber mit lieblicher Freundlichkeit und holdseligem Lächeln von Unschuld und Anmuth, und zärtlicher, gefälliger Herablassung, als sollten wir uns nicht fürchten, zu werden, wie sie, und ihr nahe zu kommen.

Wo in einem Körper jegliche oder die meisten Theile so stark, so ausgebildet und fähig sind, dieß Gepräge geistiger Eigenschaften darzustellen, da ist Schönheit, stets noch unvollendet, wo sie von Menschenhänden entsteht, so schön sie seyn mag, und doch stets mächtig genug, das sinnlichste Herz vom Niedrigen aufzuziehen, und mit heißem Streben nach unnennbaren Reizen zu erfüllen; —

Bei deren Anblick in dir sogleich diejenigen Empfindungen, woraus sie selbst entstanden, aufwachen, und du keine schmerzhafte Unruhe, noch ein ungestümes Zittern, sondern Frieden fühlst und Ruhe männlicher, zärtlicher Liebe, und die Gewißheit der ewigen versicherten Jünglingschaft;

Und mit deinen Blicken beseligen und dir ähnlich machen willst, was du ansiehst, und in Frieden und Liebe Himmel und Erde vereinigen.

Ich wünschte, daß du oft, was so schön ist, empfinden und anschauen möchtest. Wie einem Tonkünstler an dem Gewirr unordent-

licher peinlicher Töne, würde dir eckeln vor üppiger geiler Zierlichkeit, und dem Putz und dem Lächeln der Unzucht.

Es gehört viel Tugend, Reinigkeit und Edelmuth der Seele dazu, an einer schönen Gestalt Gefallen zu finden. Mir ist, als hörte sie dich von ihr reden, und als sehe ich, wie sie sanft und liebreich zu dir sich herabneigt, und dich fraget: Wessen Bildniß erklärst du?

So dachte und lehrte der Künstler, da Kunst und Weisheit und Buch und Bild noch Eines waren, und er die Absicht hatte, den Sitten seiner Zeiten, statt sie nachzuahmen, sich zum Muster zu machen. So denken, und unterrichten die Lehrer, aus deren Schulen so geistreiche Werke, wie die gegenwärtigen sind, hervorkommen, an denen die Formen und Gebehrden, Gewänder und Zierden durchgehends nach dem hohen Styl des beßten griechischen Zeitalters gebildet sind.

So erkläre ich mir den weisen verborgnen Sinn in der Stellung der Psyche. An einem Morgen ging sie zwischen ihren liebenswürdigen Schwestern mit jener unnennbaren Anmuth, die, wie man meinte, ihr allein eigen, und von ihr allein nicht bemerkt war. Sie sah nichts von dem gewöhnlichen Schimmer ihrer Gestalt, den andere an ihr zu bemerken glaubten, und ward nicht gewahr, wie mit

stiller Bewunderung aller Augen auf sie geheftet wären. Sie war, und wußte nicht, wie sie anders seyn sollte, als auf einmal der Ruf des Priesters, und das Freudengeschrei des Volks, das ihren Namen rief, sie nöthigte, ihren Blick herumzuwenden.

Da stand, und rief, und bewunderte, und war (wie einst über Harmonien ein Wald), in Bewegung ein Volk über die harmonischen Reize der Schönheit.

Mit feierlichem Eifer steht der Priester, ein herrlicher Greis mit einem Ansehen, worüber man ihm zutraut, daß er sprechen und erhalten werde im Namen aller; und indem er mit der rechten Hand aus der Opferschaale Wein in das geheiligte Feuer gießt, streckt er die linke, worin er den Oelzweig hält, mit begeisterter Würde nach Psychen aus, und mit der Völle der Freude, womit ihn der Anblick einer vermeinten Göttin überströmen mußte, bittet und flehet er mit ebenso vielem Kummer, daß sichs die Göttin bei ihnen gefallen lassen, und ihr Opfer mit ihrer Gegenwart lohnen möchte.

Sogleich ward sie vom Volk umringt, das aus allen Plätzen herbeiflog. Linker Hand stürzt an einem bejahrten ruhigen Manne, der für sich voll Ehrfurcht und Andacht steht, ein feuriger Jüngling, wie nicht mehr seiner mächtig,

mit vorausgestreckten Armen im begierigsten Laufe vorbei, und neben ihm hat ein andrer auf das eine Knie sich niedergelassen, und zeiget mit der linken Hand einer knienden Frau, um die er seine rechte schlingt, die erhabne Person, welcher man diese Verehrung erweisen soll.

Diesem gegenüber und zur rechten herrschet und feiert bereits göttlicher Dienst und Anbetung. Ein Mann, der die Hoheit des überirdischen Antlitzes nicht ertragen konnte, kniet, und krümmet sich bis auf die Erde, und verhüllet seinen Kopf zwischen seinen Armen, die er bittend emporstreckt; hinter ihm ein Frauenzimmer, eben im Begriff, sich auf die Knie zu werfen, indem sie ihre bittweis zusammengelegten Hände, als leichtere Theile, mit heißer Eile voraus hält. Und so sieht man abwechselnd, nach dem Maaß von Erkenntniß und Gefühl, blasses Erstaunen, und schüchterne Neugier, und Liebe und Bangigkeit der Anwesenden, und der Annahenden, die schaarenweis aus den Gassen herbeieilen, zu sehen, und ihre Stimmen jauchzend zu vermischen mit dem Jubel, und dem Preisen und Anrufen der Opfernden und Anbetenden, in deren Mitte Psyche in holder sanfter Unruhe und jungfräulicher Bescheidenheit steht; —

Nicht um zu verweilen, und dieser Ehre sich anzumaßen, sondern, wie noch eben im Umwenden, und schon halb im Begriff ihren Weg wieder fortzusetzen, mit der eignen Anmuth ihre linke Hand auf das Herz legt, und mit der emporgehobenen, und uns flach zugekehrten rechten versichert, daß sie es nicht sey, der dieser Lobruf gebührte. „Wahrlich, sagt sie, ich bin wahrlich keine der Himmlischen."

Ein leichtes Gewand, dem ähnlich, welches eben der neuen Reize wegen Sokrates um die Lenden der sittlichen Grazien goß, wallet in leichten Wellen, wie ein kaum vernehmliches Morgenlüftchen die Oberfläche einer See bewegt, über den jugendlichen blühenden Körper bis auf die Fersen herab, und verschönert und erhebet den lieblichen Umriß der gebildetsten Glieder; —

Deren gemäßigter Wuchs und Fülle in unmerklichen flüßigen Vertiefungen, wie kühn gezognen krummen Streifen, sich den sanften schlanken Körper herab verliert, und in demselben Augenblick wieder entsteht, und ohne in den einzelnen Theilen, welche jungen saftvollen Stämmen ohne Aeste gleichen, durch irgend eine zu merkliche Erhöhung oder Einbug unterbrochen zu werden, das reizendste Bild der frischen Blüthe in einer unbefleckten Jugend,

und dem Gefühl von Gesundheit und Stärke gibt.

Was man ansieht, an Formen und Geberdung und Kleidung, verräth ein fleißiges Nachsuchen über jede Theile der Schönheit, und eine genaue richtige Kenntniß der Muster aus den schönsten Zeiten des Alterthums.

Die Kleidung ist bei den drei Schwestern die nämliche, und wird durch die verschiednen Stellungen derselben durchgehends sichtbar. Erst der lange weibliche Rock, der ohne Ermel und an der Schulter vermittelst eines Knopfes zusammgehängt, und dann eine Art von Weste, welche durch den Gürtel fest an den Leib angelegt wird; und endlich der Mantel, der nach Belieben, doch allemal mit einem gewissen Suchen der Grazie umgeworfen, und da diese nach verschiednen Zeiten verschieden ist, auch als ein Theil zur Erkenntniß des Styls angenommen wird. Psyche hat den ihrigen ordentlich über beide Schultern g·hängt, und nahe an dem Gürtel durch einen Knopf zusammgebunden. Die Schwester zur Linken, welche, so, wie sie sich ebenfalls im Gehen voll Verwunderung umwendet, und uns das halbe Profil, und den Rücken zukehrt, schwingt ihn an einem Ende über die rechte Schulter hinauf, so, daß der andere Theil vorn an den Gürtel gesteckt seyn wird. Die andere, welche der Psyche zur Rechten

steht, hat einen Theil frei über den linken Arm, den sie um ihre Schwester Psyche an die linke Schulter derselben schwingt, hängen, und den andern hält sie mit abwärts gesenkter und eingebogener rechter Hand, gleich der mediceischen Venus, an sich, das bei der Senkung ihres Kopfs nach dem Volk, und dem, gleich weichem Marmor, flüssigen Krümmen ihres Leibs über den ganzen Umriß desselben eine unbeschreibliche Annehmlichkeit verbreitet.

Eben so ist auch ihr Haarputz äußerst einfältig und schmucklos; zwei haben die sehr langen Haare ohne alle Zierlichkeit mit Bändern in einen Knoten gebunden, und nur die dritte hat eine leichte Art von Bindhaube über dieselben gelegt. Die Haare bedecken bei allen dreien die Hälfte der Stirnen. An den Ohren keine Gehänge und kein Schwulst, und kein Ueberfluß irgends, sondern Genügsamkeit in sich selbst und Erscheinung mit eignem Reiz, wie die Töchter der Natur.

Der Verfasser dieser Preisarbeiten hat bereits mehrere Versuche dieser Art, auch wichtige Versuche in Bauzeichnungen, die mancher unter seine Meisterstücke zählen würde, zu Stand gebracht, z. B. einen vollendeten Riß zu einem prächtigen Tempel, dessen große Idee im hohen Styl ausgeführt, schon an sich ein Beweis von der Fähigkeit und dem Kunst-

eifer dieses jungen Mannes ist, von dem ich mit Zuversicht glaube voraussagen zu können, daß er bald die Aufmerksamkeit der Fürsten in der Kunst auf sich ziehen, und einst eine der ersten Stellen unter den Wiederherstellern und Verbreitern des wahren Geschmacks, und Naturgefühls behaupten werde.

Jesus predigt im Tempel.

Nach einem Gemälde von Eckhondt, welches sich in der Düsseldorfer-Gallerie befindet, radirt und gestochen von Carl Heß aus Darmstadt.

„Nach dreien Tagen begab es sich, daß sie ihn in dem Tempel fanden, wie er mitten unter den Lehrern saß, ihnen zuhörete, und sie auch befragte. Es erstauneten aber alle, die ihn höreten, über seinen Verstand und seine Antworten.“

Dieß ist die Geschichte dieses Gemäldes, dessen Erfindung und Zusammensetzung allerdings auch die großen Verdienste der Ausführung von Seiten des Malers vermuthen läßt, die den Kupferstecher Heß veranlassen konnten, dasselbe vor andern zu wählen. Von der glücklichen Arbeit dieses letztern will ich hier nicht

mehr sagen, als daß jede Figur aus einer reifen Ueberlegung hervorgegangen, und ganz mit der charakteristischen Einheit, woraus man sieht, es könne und werde im Original nicht mehr, noch weniger seyn, begabt ist.

Jesus sitzt auf der Stufe einer kleinen Kanzel, oder eines Betstuhls, und lehrt die Lehren der Sendung, und erklärt hohe Geheimnisse mit begeistertem Sinn und entzündeter Wärme, und um ihn horcht und denkt und bewundert und prüft, und bewundert wieder eine versammelte Menge der Pharisäer und Schriftgelehrten, von denen man hier bis siebenzehn zu sehen bekömmt, und hiemit gleichsam einen Auszug von der großen Geschichte der Aufklärung menschlicher Seelen, und von der Gewalt der gut vorgetragenen Wahrheit über dieselben erhält, und sie liest in der Aufmerksamkeit, dem Kummer, der Verwirrung, und dem heimlichen Aerger der Einfältigen und Redlichen im Geist, oder der Verstockten, der Heuchler, der Verfolger der Menschen um der Lehre willen, welche darauf gegründet ist, alle Menschen zu lieben.

Man denke sich die verschiednen und gewaltsamen Bewegungen, die in den Herzen der Lehrer bei Anhörung dieses Lehrmeisters, der ihnen Dinge über ihre Begriffe sagte, entstehen mußten; gewiß es war nicht leicht, sie

in einem ruhigen Zeitpunkt, wo unter so vielen jeder eben derselbe, und doch keiner der andere war, zu fassen, und ein Stück zu sammeln, dessen Töne und Accorde, wie Horn, Violin und Baß zu einer Symphonie gehören sollten.

Ich will nun lieber gleich, was sie sind, sagen, um, warum sie's sind, zuletzt sagen zu können. Ich schätze, wo ich ende, über alles eine Empfindung der Seligkeit.

Fünf der Anwesenden sitzen auf Stühlen; nach und um welche die übrigen theils stehen, theils hie und da, wie es ihr Gemüthszustand ihnen anrieth, sich auflehnen. Der gerade vor Jesu sitzt, einer der Aeltesten und Vornehmsten, scheint einer der Unwehrhaftesten in der ganzen Versammlung zu seyn; ein fetter, gutlaunichter Greis mit einem erhobnen, stockenden Rücken und kurzem Hals, worauf der wohlgepflegte Kopf auf die eingewohnte Art sitzt, die sonst auch außer dem durch irgend ein Zeichen z. B. durch eine besondere Art, den Hut zu setzen, den Mantel zu werfen, beweiset, daß man bereits seine eigne Weise und Manier, alle Dinge zu nehmen, und zu behandeln festgesetzt habe. Er wird nicht leicht wieder aus seinem Gleichgewicht kommen, und sich über nichts mit Heftigkeit betrüben oder freuen, und dieses letztere auch nicht einmal darüber, daß

man ihn seiner Ruhe wegen allenthalben als einen verträglichen, und zuweilen wohl gar als einen weisen Mann erklärt. Er hat das geöffnete Buch auf seinem Schooß, und die Hände darüber gelegt, und hört die Lehre Jesu mit heiterm Vergnügen und vieler Zufriedenheit an, doch eben nicht, als hörte er etwas Wunderbares, wohl aber viel Gottseliges, das ihn dann herzlich erfreuet.

Der neben ihm sitzt, scheint ein ganz andrer Mann, und einer derjenigen zu seyn, von denen einst Cäsar sagte, daß er sie fürchte; ein finstrer, düstrer, zäher, etwas hagrer und mürrischer Kopf, dem die Sache recht zu machen, man sich wohl befleißen muß. Er hat die Hände aufeinander gelegt, und neigt sich auf seinem Sessel etwas vorwärts und mit strenger Aufmerksamkeit gegen den Prediger, und es scheint ihm nicht so fast an der Lehre, als daran gelegen zu seyn, wie er an derselben etwas Unorthodoxes finden möge; er runzelt wirklich mit einigem Verdruß die Stirne, daß sich nichts dergleichen finden will. —

Auch sich nie an dem jungen Lehrer etwas finden wird, der die Sache so fein zu erklären weiß, sagt ein Doktor, der hinter ihm, und dem auf der hohen, hellen Stirne die Schulweisheit sitzt. An ihm wird das göttliche Wort am letzten verfangen; denn man sieht ihms an,

daß er es mehr hören, als zu Herzen nehmen, und daß er den Augenblick, wo er sein Angesicht im Spiegel betrachtet, davongehen und es vergessen werde. Die rechte Hand legt er mit vornehmer Ruhe auf die Lehne des Sessels, und wie wenn er auf dem Katheder säße, erhebt er die Linke mit einem Anstand, als wollte er sich eine ihm angehörige Grace geben, und indem er den Zeigefinger (die drei letztern etwas herausgekrümmt) auf dem Daumen ringelt, gut gegeben! sagt er. Excellent! setzt er hinzu.

Hinter diesen sitzt ein andrer ganz für sich selbst, und mit sich selbst im Kampf, in einem Winkel. Er will sich entziehen, den Geist fliehen, der ihn sucht, und doch sieht er, und ist überzeugt, es habe nie ein Mensch so geredet. Er stützt seinen Kopf tiefsinnig auf seine rechte Hand, und liest in einem Buch, das er mit der Linken hält, und wünscht mit heißem Kummer, die Wahrheit zu finden.

Neben dem göttlichen Lehrer, und dem sorglosen Alten, dessen ich am ersten erwähnte, zur Linken steht ein frommer Greis, der sich herzlich gern dabei einfindet, wo von himmlischen Dingen geredet wird. Er scheint den meisten Verstand zu besitzen, um an dem Knaben einen desto größern zu bemerken, und mit Gewißheit zu ahnden, daß Gott mit demselben

etwas außerordentliches vorhaben müsse. Große Dinge erleben wir noch an dir, sagt er mit heimlicher Ehrfurcht.

Zur Linken dieses Greises lehnt sich hinter der Kanzel auf diese mit dem Vorderleib nieder ein ganz andrer Mann, der, wenn es auf Streitigkeiten ankäme, mit Witz und Hitze versehen zu seyn scheint. Er hat sich recht nahe an dem Lehrer in eine bequeme Stellung gelegt, indem er mit der linken Hand das Kinn unterstützt, wodurch der Lefzen erhoben, und die Tadelsucht des Mannes in der Krümmung seines Mundes ausgedrückt wird. Hm! denkt er eben, es ist bei allem dem doch wunderbar.

Und so denken die übrigen, jeder etwas, das seinem Charakter angemessen, und zum Drama gehörig ist.

„Was wir jetzt für aufgeklärte Zeiten haben! — Man muß diesen Knaben in Acht nehmen. — Wer ihm das gesagt haben muß! — Alles und alles überlegt, so ist es doch wunderbar.“ Dieß denken sie immer am Ende, und kommen immer verlegner in sich zurück.

Jesus aber lehrt in ihrer Mitte Worte des Honigs, die der Seele eines jeden gut sind, die derselben wahre Seligkeit und Beruhigung ausmachen. So himmlisch lächelt nur der Lehrer der Liebe und Sanftmuth, und sieht man, daß es ihm wahrhaftig um die Menschen,

denen er diese Lehre einflößen will, zu thun, und daß alles auf das Heil und die Seligkeit derselben gerichtet sey. Sie müssen auch wohl empfinden, daß sie ruhig werden, wenn sie auf dem Wege seines Worts wandeln, und daß sie nicht zufrieden seyn können, wenn sie ihn verlassen. Aus seinen Geberden erkennt man die Methode, mit der er lehrt, und die Art des Geistes, welchen er seinen Schülern einflößen, und den er den Zuhörern mittheilen will. Mit vertraulicher Sorglosigkeit, als befände er sich hier recht in seinem Haus, und unter seinen angewohnten Freunden schlägt er sein linkes Knie über das rechte; (eine Stellung indeß, welche ich nicht nachahmen möchte; sie scheint mir wider die Würde des Wohlstands einer göttlichen Person zu seyn, und der Künstler konnte hier nur das Alter des Knaben ausdrücken wollen; in den Werken aus dem besten Zeitalter findet man, wie jedem Künstler bekannt seyn wird, fast niemals Figuren mit übereinander geschlagenen Beinen, als etwa den Bacchus, bei dem es ein Zeichen der Weichlichkeit ist;) — legt er die linke, offne Hand seitwärts auf dasselbe, und mit der erhobenen, uns nach der Fläche zugekehrten rechten erklärt er ihnen den Sinn des göttlichen Wortes, und wird er, wie man sieht, nicht müde, noch ungeduldig werden über ihre

Trägheit, dasselbe zu begreifen, noch ablassen, bis sie es begriffen haben. Er will nicht, daß sie je etwas, worauf sie keine Antwort finden, ungerührt ihm zugeben, sondern daß sie von jeglichem sich selbst überzeugen, daß sie Verlangen darnach haben, ihn in ihren Herzen lehren zu lassen. Wie er die Hände auseinander wickelt, will er die Zweifel ihres Zankgeistes zerstreuen, und ihr Herz in Ordnung bringen, will er, daß sie die Tugend um seines Vaters willen lieben, und wenn sie das Laster ausreuten, der Menschen schonen. Dieß sollten sie von ihm lernen, daß er sanftmüthig und demüthig von Herzen sey! dieß sollten sie sich angewöhnen, immer mehr und lieber und öfter zu entschuldigen, als anzuklagen, immer lieber und öfter zu schonen, als zu strafen. Gewiß hat ihn nachmals sein Johannes am besten in sich aufgenommen, der denjenigen, welche ihn fragten, warum er immer und immer von der Liebe predige, zur Antwort gab, weil, wenn ihr dieß einzige thut, ihr alles gethan habt.

So viel von der Idee und Zusammensetzung dieses schönen Stücks, über dessen fernere Kunsttheile wir gern weitläufiger sprechen möchten, wenn unsere Leser selbst mit ihren Augen urtheilen, und sich von dem, was wir sagen würden, überzeugen könnten. Wir werden uns künftig angelegen seyn lassen, dieß in

den bei uns vorhandenen Kunstwerken zu beobachten. Jesus ist hier ohne Schuhe, und wie sonst gewöhnlich ohne Mütze auf dem Kopf, über den die schönen jugendlichen Haare zurück in Locken herabfließen. Er ist außer seinem gewirkten Rock mit einem Mantel versehen, der linker Seits auf seinen Sitz fällt, und nur auf und zwischen dem rechten Arm zum Vorschein kömmt.

Eine Muse,

etwa Polyhymnia, die Vorsteherin der Harmonie, von Langenhöffel.

Sie hält in der linken Hand eine Leyer, welche auf eben diesem Arm ruht und spielt und schafft sich mit den beflügelten Fingern der rechten Hand unbekanntere Töne, die keine Zunge auszusprechen vermag. Sie selbst erscheint, wie bereits abwesend, und blickt, indem sie den Kopf wie halb vor Wonne sterbend, etwas vor sich hin und seitwärts neigt, statt aller Sprache nur himmelwärts;

— mit Augen, in welchen zu lesen man einen eignen Sinn haben muß.

Und darf man nur die Form des Körpers betrachten, um zu wissen, welche Seele voll unaussprechlichen Gefühls darin wohnen müßte. Hier gilt, was ich oben von der Schönheit ge=

sagt habe. Womit vergleicht mans, das wie unzerbrechlicher Marmor und durchsichtig, wie die Tiefen eines friedfertigen Sees erscheint; das gleichsam ohne Andeutung einiger Theile wie ununterbrochen fortrinnt, und doch in sanften Ausschweifungen und Einbiegungen, die sich im Anfang und Ende verlieren, jegliche Zusammensetzung anzeigt? Huld und Stark-muth, Liebe und höheren Thatenernst, Empfindung und Ueberlegung in Einem enthält?

Je länger und je mehr mans ansieht, je mehr meint man, die leisen Töne trunknes Entzückungen, wie das Lispeln über das duftende Gras in einer hellen, wonnichten Maynacht zu hören.

Doch nichts vom erweichenden Zittern durchbebt, und erschlafft deine Nerven hier, sondern hohe Lieder vernimmst du, und Harmonien und Begeisterungen der stärkenden Seligkeit.

Die Muse ist mit einem äußerst leichten Kleide oder Hemde, dessen zugeknöpfte Ermel in dem Obertheil des Arms aufhören, und dann mit einem eben so unbelästigenden Mantel bekleidet, den sie um den Rücken herab, und über den linken Arm, so daß auf demselben die Leyer ruht, geschlungen hat, und von dem festen, alabasternen Kopf fällt ein Flor, der theils die rechte Schulter herabfließt, theils die

dicken Haare bedeckt, welche in der Scheitel auseinander gekämmt, tief in das Hirn mit einem Band gebunden sind, und die linke Schulter in lieblichen Kräuselungen herabflattern.

Man bemerkt durchgehends den fleißigen, fähigen Beobachter des heroischen Styls, und freut sich auf die Werke, die von der Hand dieses Künstlers hervorkommen werden, und seufzt, wenn man hier dieß liest, den heißen Wunsch, daß die Bahn dieses Wettstreits auch hier eröffnet, und was gut ist, gewogen werden möchte.

Sohin noch ein Wort von Lampert Krahe, dem Mann, welchem die Kunst ihre Aufnahme in dieser Schule zu danken hat. So, wie er nicht allein mit Fähigkeit, sondern mit dem Beruf zum Priester und Vorsteher der Kunst geboren ist, und keine Leidenschaft fühlt, als die rastlose und unternehmende Begierde, dieselbe allenthalben zu verbreiten: so machte er bereits vor 16 Jahren den Anfang zu einer Zeichnungsakademie mit vier Schülern, nicht mit dem Vermuthen, sondern mit der gewissen Zuversicht, dieselbe so blühend und herrlich zu machen, als die Künste an sich selbst mächtig und liebenswürdig sind. Und so entstand durch Versuche und Arbeiten, die wir vorgelegt haben, die Schule wie sie jetzt ist; so ward

Düſſeldorf zum Sitz der bildenden Künſte, und zur Ehre Deutſchlands, von dem wir ohne etwas übertriebenes zu behaupten, mit gerechtem Stolz ſagen können, daß es auch in den zeichnenden Künſten die beſcheidne Lehrmeiſterin Europens geweſen.

Heil und Ehre ewig dem guten Krahe!

Zwei Gemälde

von Jakob Dorner, Hofmaler in München, das Kartenspiel und die Balgerei um Baumfrüchte.

Wo du die Natur aufsuchst, im Pallast des Königs oder in Schluchten, im Donnergebrüll betäubender Wasserfälle, im schrecklichen Herabhangen der Felsenklumpen von schweigenden Gebirgen, oder bei einer frohen Gesellschaft im häuslichen Zimmer, beim unbekümmerten Spiel und Scherz, im täglichen Thun, und auf der lachenden Wiese und am einschläfernden Quell; wo es ist: du hast von der großen Tafel der Natur, wohin kein Rang, noch Macht, noch Reichthum, sondern allein Genie verhilft, genossen, und herausgenommen von den unzähligen Gerichten, die du alle kanntest, eines das dir beliebte, und bist der Mann, dem wir nachgehen, dem wir zusehen,

du magst nun den rauschenden Lärm wilder Tänze betrachten, oder vom stillen Abend angezogen, ein menschenleeres Ufer hinabwandeln.

Wo ich noch hinsah, und wo ich ein Buch aufschlug, da sah ich, wie jedermann sich damit beschäftige und sich noch oft viel damit zu gut thue, daß man den Dichtern, den Rednern, dem Moralisten, dem Künstler, und allen den Menschen, denen eine gegründete Naturkenntniß unentbehrlich ist, zurufe, sie sollten nur fleißig die Natur studiren. Aber ich fand auch, daß es mit diesem goldnen Sprüchlein noch gar nicht gethan sey, wenn man nicht weiß und gelernt hat, wie man dann beobachten, und selbst etwas Natürliches, das überall ist, und nirgends gerade so angetroffen wird, schaffen soll. Es liegt allenthalben vor uns, wie Hund und Vogel, Laub und Stein; aber wir sehen, und finden es selten, weil wir stets unser Lehrbuch in der Sache suchen, und uns so feierlich und ängstig dabei anstellen, als sollten wir eine Pflanze, die doch auf Erden zu haben ist, vom Grund des Meeres heraufholen.

Hätte ich die Beredsamkeit für Schriften und Kunstsachen zu lernen: dann wollte ich wahrlich keinen Magister der freien Künste, noch einen Domprediger, noch den Verfasser einer Aesthetik um Rath fragen; sondern wo

ich sähe, daß sich auf das Reden und Thun des andern etwas von seinem Ort bewegte, wo ich selbst merkte, daß ich auf das Zureden eines andern Lust bekomme, etwas zu thun, was ich ehe nicht thun wollte, wo ich bei einem Gemälde wahrnähme, daß ich es heimlich andern vorziehe, daß ich mich oft und gerne vor selbes hinstelle: da würde ich fragen, worin das liege, was so sonderbar wirkt, was meine Seele so weich und willig macht, und so gewaltig an sich zieht.

Ich machte mir oft das Vergnügen, schreibt jemand, in einem Waarengewölbe den nächsten besten gemeinen Mann zu studiren, der etwas kaufte, und zugleich seinen Verkäufer zu beobachten. So was Schönes, so eine Natur findet sich selten auf der Leinwand, und selten auf der Schaubühne. Der erste, der jetzt hinzu trat, schien ein dürftiger Mann zu seyn, und das, wegen dessen er hieher kam, war ihm unentbehrlich. Er trat mit vielem Kummer, und wie man meinen konnte, mit einiger Hoffnung herbei, als sollte er in einer ihm wichtigen Sache ein Loos werfen, und fragte um den Preis; er that dieß mit dem Tone eines halbbittenden, und mit dem möglichsten Ausdruck von Ergebenheit und Hochachtung gegen den Verkäufer. Er suchte nicht lange in den Waaren herum, als wenn es sich

für ihn nicht schickte, sich derjenigen Freiheit zu bedienen, welche sich die Vermögenden mit vorgreifender Hastigkeit herausnehmen. Er bückte sich sehr ehrerbietig, und bemühte sich zum gefälligen Lächeln. Sehen Sie hierin die unstudirtesten, und wenn es sich sagen läßt, die wahresten Kunstgriffe der Beredsamkeit, einen andern dadurch, daß man ihm Vorzüge zugesteht, für seine Sache und für die Großmuth lieb zu gewinnen. Der Preis ward ihm gesagt, und diesen Augenblick vermehrte sich sein Kummer. Die Runzeln um die Augen, welche die nagende Sorge ausdrückten, wurden tiefer, und das Gesicht schien sich zu verlängern. Als er sein Aug wieder aufhub, war darin kein Trotz, noch einiger Vorwurf, sondern jene Verlegenheit und Beklemmung zu sehen, deren Anblick uns so sehr schmerzet, wenn wir ein empfindliches Herz besitzen, und uns selbst in Gemälden bis zu Thränen rührt. Er machte einige Vorstellungen; es waren aber eigentlich Bitten, und weil es ihm Ernst war, mit so gewählten Landesworten, in einem so angemessenen schmelzenden Tone vorgebracht, daß ich dachte, es müße schwer seyn, ein Kaufmann, und seinem Gefühl nach ein Enthusiast zu seyn. Indeß blieb der Kaufmann immer eben derselbe; sein Gesicht, seine Stellung eben dieselben, kalt und verdrossen, und mit dum-

men Stolz vermischt. Ihm war diese Scene alltäglich, und statt ein Wort darauf zu antworten, machte er eine Bewegung, die Waaren sogleich wieder wegzutragen. Jetzt seufzte der Arme, der harte Mann! dachte er, und zahlte. Und auch darin war das ihm Eigne zu sehen; denn er zählte langsam, ein Stück nach dem andern, so wie er eins nach dem andern mit Müh an sich gebracht hatte, und sah jedem nach, als wollte er von jedem insbesondere Abschied nehmen, ehe er es fremden Händen überließ. Oft aber, wenn ein andrer Käufer von der nämlichen Dürftigkeit, aber nicht von dem nämlichen Herzen, sondern ausgeschämt und listig, und der Verkäufer blöde war; und wenn dann jener die Gelegenheit bemerkte, seinen Vortheil zu ziehen: so sah ich die Züge der listigen heimlichen Freude nach und nach hervorgehen. Und so merkte ich jedem etwas ab, wobei ich nicht nur auf den Ausdruck seines Kopfes, sondern auch auf die Stellung seines Körpers aufmerksam war, und oft die innigste Verbindung in beiden entdeckte. Ich versichere Sie, daß so klein und unerheblich und gemein diese Vorfälle scheinen, ich doch manchmal Gelegenheit hatte, die treffendsten Charaktere, und die rührendsten Auftritte wahrzunehmen.

Noch besser und geschwinder läßt sich bei einer Menge studiren, und da, wo alle auch das Nämliche zu thun scheinen z. B. bei einer Truppe von Arbeitern, bei einer Versammlung kann man eine sonderbare Mannigfaltigkeit, und verschiedne kleine einzelne Auftritte entdecken. Ich sah einmal einem Arzt zu, um dessen Bühne sich eine Menge Volks herumdrängte. Die wenigsten waren aus der Absicht gekommen, etwas zu kaufen, sondern über den Affen, und den buntscheckigen Kerl zu lachen. Man sah das auf ihren neugierigen Gesichtern, die sie ganz von der Person des Arztes abgewandt hatten. Dieser schien seine Zuhörer schon zu kennen, und sich wenig aus ihrer Gleichgültigkeit zu machen. Er ließ sie schreien, sich zusammendrängen, und lachen. Aber auf einmal, da die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf den nahen Ausgang einer belustigenden Scene gerichtet war, mitten in dieser Erwartung befahl er seinen Schauspielern eine, nur, — wie er sagte, und wiederholte, — nur eine minutenlange Pause zu machen, indem er eine Wurzel in die Hand nahm. Und sogleich wollten die meisten davon gehen; sie blieben aber dennoch in der Nähe mit halb umgewandtem Leibe stehen, weil der Arzt wieder etwas sagte, das ihnen auffiel. Bei solchen Vorfällen war ich aufmerksam, zu

entdecken, worin das, was sie zum Stillstehen bewegt hatte, bestanden seyn müße. Nachdem sie in voriger Stellung eine Weile verblieben, wandten sie sich nach und nach wieder um, fingen wieder allmählich an, halb und halb einen Schritt vorwärts nach der Bühne zu thun, näherten sich bald derselben, und blieben jetzt aufmerksam stehen. Auch diese Art aufzumerken unterschied sich sehr von einer andern. Einer hielt die Augen und den Mund weit offen nach Art der Leute, die sich einem mit allen ihren Sinnen überlassen. Er vergaß seiner Hände, worin er etwas hielt; sie sanken, und die Kniee beugten sich vorwärts. Dieser war der erste, der etwas kaufte. Er riß bei einer Stelle, die der Arzt mit einer ausnehmend guten Pantomime begleitete, mit vieler Hitze seinen Säckel heraus, und nahm ein Paquet. In einem andern Gesicht, welches anfangs heimtückisch lächelte, sah ich (Miene nach Miene) erst Aufmerksamkeit, dann Ernst, dann Beifall, Ueberlegung, Einwilligung bis zum Kauf entstehen; und gleich nach diesem einige Spuren von Reue und Entschlossenheit, mit etwas Unwillen auf sich selbst, hervorgehen, als wenn er gedacht hätte: Nun hast du's doch. Das Geld ist hin. Und du mußt es behalten. — Und so bemerkte ich, wie dieser Redner einen nach dem andern an

sich zog. Sein Gesicht war das Gesicht eines Meisters, der seiner Sache versichert, und sich seiner Kraft bewußt ist. Seine Miene drückte heimliche List, Gierigkeit, Stolz eines Lehrers, und Verachtung gegen diejenigen aus, die ihm geglaubt hatten.

Doch ich vergesse, was ich vornehmen wollte, da ich mich Betrachtungen überlasse, die mir, so oft ich gehe, eine Kunstsache zu betrachten, auf der Treppe, wenn ich so sagen soll, häufig entgegen kommen, und mir freundlich zuwinken, ihrer nicht zu vergessen. Ich rede auch so gerne von so häuslichen Dingen, je gewisser ich weiß, wie wenig daran gedacht, und wie selten der junge Künstler auf diesem Wege geführt wird.

I. Das Kartenspiel.

Ruinen eines ehemals prächtigen Schlosses oder Tempels im verwilderten Hain, dessen noch vorhandene prächtige Vordersäulen, Außenwerke und bereits losgerissene Trümmer von einer einst nicht gemeinen Herrlichkeit in den Tagen einer damals blühenden, jetzt längst verlöschten Familie zeugen. Oben auf den Gesimsen der abgedeckten Mauern haben sich in den Ritzen derselben Gesträuche angesetzt, deren einige noch grünen, andere, die auf einen saftlosen Grund kamen, bereits verdorrt sind, oder ihr Abwelken durch die farblosen und abstehenden Blätter ankündigen. Unten ein schon ausgehöhlter dürrer Stamm, dessen obere Theile etwa ein Windstoß gewaltsam abgerissen und weggeführt hat. Linkerseits ein überaus schönes Bruchstück, (vom Regen gespaltet, und vom Alter und auch Muthwillen zerstört) um dessen abgesprengte Haupt-

säule, wovon die Stücke herumliegen, ein grünendes Kraut sich herumschlingt. Ein rührender Anblick, bei dem sich unser Herz verweilen, und sich, wenn weiter nichts vorhanden wäre, schon an demselben weiden würde. Es schmerzet süß, an die vergangne Zeit, an das Hinfallen aller Dinge zu denken, oder sich an eine zerfallne Urne zu lehnen, und bei sich zu sagen: Stunden hier die Mauern unsrer Väter?

Hieher kamen aus Lust in einer Freistunde vier lustige junge Bursche, oder auch, und allem Anschein nach: hieher schlichen, um desto weniger gesehen werden, von einer nahen Arbeit weg vier junge Tagdiebe, um sich die Zeit mit Spielen zu vertreiben. Ihre lumpichten Kleider, und die vernachläßigte Art, womit sie selbe an ihrem Körper hängen und schlenzen lassen, geben ihr achtloses Wesen in allem, was sie thun werden, zu erkennen, und ihre sich kräuselnden oder klebenden Haare zeugen vom vielen Schwitzen und Herumrennen, gleich jungen Füllen, über Steg und Gräben. Drei derselben haben hinter dem verfallnen Gebäude sich theils auf die Erde, theils auf Trümmer gesetzt, und belustigen sich mit Kartenspiel, wobei die Sache eben dahin gekommen ist, daß zwei, welche vermuthlich zusammenspielen, verlieren, und der dritte mit der blauen abgetra=

genen Jacke bereits das gewonnene Spiel hat. Dieser liegt und stützt sich mit dem rechten Ellenbogen, so daß die rechte Hand recht nachlässig von ihm fällt, auf die Erde, worauf er nur halb und seitwärts sitzt, indem er den linken über den rechten liegenden Fuß, an dessen Schuhsolen man noch zwei Nägel sieht, hinumgeschlagen, aufrecht hält, und mit der Ferse auf den Boden stützt. Ungeachtet er uns den Rücken wendet, und man nichts als eine Streife der rechten Wange von ihm wahrnehmen kann: so sieht man doch deutlich, daß er im Besitz des Vortheils ist, und gewonnenes Spiel hat. Mit der rechten Hand deutet er auf das von ihm geworfene Blatt, mit so vieler zuversichtlicher Ruhe, und so heimlich versichertem Abwarten des Ausgangs, worüber er sich in voraus freuet, indem er mit der linken Hand die guten Karten ab, und gegen uns hält, daß, wenn er reden könnte, er seine Erwartung kaum mit Worten besser würde ausdrücken können. Er wendet sich gegen einen der zwei zusammenspielenden Bursche, welcher ihm gegenüber sitzt, sich diesen Augenblick in der äußersten Verlegenheit befindet, und so zu sagen, die erste Person dieser Gesellschaft auszumachen scheint.

Ein verschmitzter, schlauer, heimtückischer Junge mit einer festen Stirn und braunem

Gesicht, der Anführer bei allem Unrath und Schelmereien wider seines gleichen, wenn es um List zu thun ist, und einst, wenn er gerathen sollte, der Redner für seine Gemeinde wider Eingriffe in Freiheiten und Obrigkeiten; oder, wenn das muthwillige Glück mit ihm seinen Scherz treiben will, ein berühmter Lector bei allen künftigen Disputationen. An dem dringenden Eifer, mit dem er die Karten in die Runde drückt, und mit allen zehn Fingern knapp und fest hält, und an der Art, wie seine rothe Pelzhaube, die er in der Angst über das linke Ohr herabschob, auf dem Kopfe sitzt, bemerkt man sein angestrengtes Nachsinnen und Ueberlegen aller möglichen Fälle, und hinten nach seine Verlegenheit, daß ihm nichts gerathen will; er sieht, welches sonst seine Sache nicht ist, ernsthaft und beklemmt aus, wie einer, dem ein unzeitiger Scherz mißlungen ist, und der es selbst merkt, und innehält. Bald wird er sich hinter den Ohren kratzen, und sagen bei sich selbst: Hm! dießmal hats mich gefangen.

Ueber ihm auf einem Stein sitzt der dritte, ein sehr gutherziger Knabe mit einem vollen weichen runden Kopf, und guter Bildung, nur daß ihm das Hemd über die rechte Schulter herabhängt. Mit vieler Freundlichkeit und Wärme zeigt er mit dem Zeigefinger seiner

rechten Hand seinem Kameraden, dem er in die Karten sieht, einen anscheinenden Vortheil, worüber jener, sobald sich ihm eine Aussicht öffnen soll, ganz gewiß mit seinem rechten Arm gegen ihn seitwärts emporstoßen, und rufen wird, er verstehe das Werk schon selbst, und am Ende zur Dankbarkeit sagen wird: Dieß wäre ihm ehe selbst eingefallen.

Neben ihnen und an ihnen vorbei schlenzet linkerseits der vierte Bursch, ein offner, sorgloser, jovialischer Kopf, mit einem Angesicht und mit Augen, in die man nicht hineinsehen kann, ohne mit ihm heiter zu werden. In dem linken Arm trägt er ein kleines rundes Brod, wovon er sich mit dem krummen Messer, das er noch in der linken Hand hält, das Ende abgeschnitten, und eben einen gewaltigen Biß darein gethan, aber in demselben Augenblick, als hätte er uns wahrgenommen, sich mit dem Kopf gegen uns kehret, und ein so fröhliches, himmelblaues paar Augen gegen uns wendet, daß man hier, wenn man es auch nie selbst gewesen ist, deutlich erkläret sieht, was unbekümmert seyn sagen will. Noch hält er die rechte Hand, worin ein ganz kleiner Ueberrest des Brodes zu sehen, nahe an den Mund in der vorigen Stellung, worin er sie an denselben hielt; die linke Backe, worin er zu pampfen anfangen wollte, ist so voll ge-

stopft, daß darüber die Haut gespannt, und sie gegen den Mund weiß wird. Ihn aber kümmert dieses so wenig, und es fällt ihm so wenig etwas von der Möglichkeit eines Uebelstandes ein, daß er sich vielmehr alle Zeit läßt, uns zu betrachten. Er ist, (um mich, wenn es erlaubt ist, uralter deutscher Ausdrücke zu bedienen) paarfüßig und paarköpficht, und was man an ihm sieht, seine Stellung und Kleidung ist bequem, vernachläßigt, und faul. Er will sich die Mühe nicht geben, das Hemd, das über die linke Schulter mit der Schleife eines Gewandes hinabgestreift ist, aufzurichten, und das den Rücken hinabhängende Leibchen, und das kregle (wieder ein altes Wort) flankende Wesen, das jedem andern unausstehlich seyn würde, in Ordnung zu bringen. Die Beine stehen ihm aus träger Ruhe vorwärts, so, daß er nur dahin schlenzen, und halb trippeln wird, wie man an seinen braunen und durch schweres Auftreten breiten Füßen sieht, durch Pfützen und Lachen, über Blumen und Mist, und Eydexen und Kröten.

II.

Die Balgerei um Baumfrüchte.

Hinter einem verfallenen Gebäude irgend eines Schlosses, wovon man noch in der Ferne einen längst ruinirten Thurm erblickt, wagten es zwei muthwillige Schlingel, einem wehrlosen kleinen Mädchen, das in einem Korbe Früchte trug, welche abzunehmen; dieses rief um Hülfe, und zog durch ihr Geschrei einen andern Jungen aus der Nähe herbei, welcher auf einen dieser kleinen Räuber mit so rascher Hitze herfiel, und indem er ihn mit der linken Hand bei dem Haar nächst dem linken Ohr an sich reißt, ihm mit der rechten Faust so gewaltsam in den Backen, und zugleich von sich stoßt, daß man alle Augenblicke meint, eines würde aus einander reissen, und die mit ganzer Stärke gegriffenen Haare ihm in den Händen bleiben. Er scheint ein guter melancholischer und unternehmender Knabe zu seyn, dem ein plötzlicher edler Unwille, welchen

man ihm in seinen schwarzen, hitzigen und leidenden Augen ansieht, den Muth gab, einen Anfall zu wagen, dem er in die Länge nicht gewachsen seyn wird. Noch strenget er, indem er an seinen Gegner mit ausgedehntem Körper hinanringet, seine äußersten Kräfte an, und das Zusammenbeißen und Kneifen seines Mundes zeiget, daß es seine höchsten und letzten sind.

Sein Gegner, ein großer starkknochiger Bengel, etwa, wie man aus seiner zerrissenen und durch einen Riemen über die Schulter festgemachten grünen Schürze meinen möchte, ein ausgelassener Lehrjunge mit einem breiten Gesicht, und so nervigen, zähen, fleischigen Gliedern, daß man bang ist, wie es dem weit schwächern Knaben ergehen soll. In seinem Gesicht ist so viele gereizte Wuth, und so viel von einem bösen gewaltthätigen Vorsatz, daß ich froh werde, wenn ich daran denke, wie dieß nur eine Vorstellung auf dem Holz ist. Alles scheint in demselben verzogen, und gleichsam aus den Angeln gerissen zu seyn. Sein Mund ist von der linken Seite, wo ihn der rettende Jung heran drückt, und von sich abhält, aufgedrückt; er selbst zerrt ihn zugleich, in der Bemühung seinen von dem Gegner gegen uns entfernten Kopf wider denselben zu

drehen, so schrecklich gegen ihn hinum, knirschet mit den sichtbaren Zähnen so grimmig, und wälzt seine aufgerissenen Augen mit so vielem Ausdruck von Schmerz und Zornhitze schief und verdreht hinum — Uh! jauchzt er — faßt mit der linken Hand seinen von ihm abstehenden Gegner so gewaltsam beim Hemd, und ballt so die starke Faust seines rechten von Saft und Gift strozenden Arms, daß man wohl sieht, er werde ihn, sobald er sich los und in den Schwung kriegt, augenblicklich zu Boden schlagen.

In der Hitze des ersten Anfalls hat er das Mädchen zu Boden gerannt, und, indem er wankte, auf den nach der Seite umgestürzten offenen Korb mit dem linken Knie so fest sich aufgestützt, daß hiedurch dieses in eine neue Gefahr gerieth, beschädigt zu werden.

Das Mädchen stützt sich, den Korb vor sich, mit der linken Hand auf die Erde, um sich von selber aufzuhelfen, und mit der rechten drückt sie gegen den Stärkern mit sichtbarlicher Angst und Flehen empor, daß er ihrer schonen, und sich entfernen möchte.

Doch, daß ich den dritten nicht vergesse, der sich nichts anders zu wünschen scheint, als daß alles um ihn herum mit etwas anderm beschäftigt seyn, und seiner vergessen möge. Er bekümmert sich wenig, was mit

den übrigen vorgehe, und wer dabei zu Schaden komme, sondern kriecht auf dem Boden nach den Früchten; und indem er seine Augen auf das Mädchen, ob sie's auch bemerken würde, richtet, schleicht er mit der linken Hand nach dem Korbe, aus welchem bereits einige Früchte gefallen sind, mit so einem sichtbarlichen bösen Vergnügen, und so heimlich und so frech, daß man fürchten sollte, er werde dieß Handwerk weiter treiben, wenn niemand, der es ihm dießmal wehret, dazu kömmt.

Was ich hier angezeigt habe, wird nicht nur der Kunstkenner, sondern ein jeder, der gesunde Sinne hat, wird es so finden, und mit dem Finger hindeuten, und sprechen: Hier ist's, was er gemeint, und ist mehr noch, und weit herrlicher noch, als er gesagt hat.

Der Kunstverständige wird hier die weise Anordnung, und die Haushaltung jedes Theils, und die Wahrheit des Kolorits, und das Fleisch und Leben in jedem Theile mit Vergnügen betrachten; er wird finden, wie so alles Hauptsächliche an den Hauptort gesetzt, wie alles beisammen ist so gerade an der rechten Stelle, daß, wie in einer schönen Periode ein einziges verlängertes oder verrücktes Wort oft den Wohllaut trennte, man sich nie darauf einlassen würde, etwas weiter oder näher zu rücken.

Beide werden mit Lust vor dir stehen, und hier sehen, was Malen heißt.

Könnten die Geister der Meisterstücke, welche in der Schleißheimer-Gallerie, wo du hinkömmst, sich befinden, sich deiner erfreuen; so würden sie um diese Gemälde schweben, und sich an einem Werke ergötzen, woran sie sehen würden, was von mechanischen Farbaufträgern überall und von ihnen selten angetroffen wird, sehen würden, was Malen heißt.

Fernere Anzeige
einiger Preisarbeiten
aus der
Zeichnungsschule der Künstler-Akademie zu Düsseldorf.

Die Akademie der schönen Künste zu Düsseldorf, welche ihren Ursprung Sr. churfürstlichen Durchlaucht zu danken hat, besitzt bereits alle diejenigen Vortheile, und erfüllet die Erwartungen, die man sich von ihr unter der Protektion des Grafen von Nesselrode, und dem Direktor Hr. Lampert Krahe gemacht hat. Diesem Letztern haben wir hier etwas zu danken, wofür jeder Bayer ihn segnen, und die Nachwelt ihn preisen wird; denn vorzüglich auf seine Vorstellungen, wozu ihn ein heißer Eifer trieb, als er die herrlichen

Gemälde in den churfürstlichen Schlössern sah, haben sich Seine churfürstliche Durchlaucht entschlossen, diese Schätze nach München zu sammeln, und zu dem Ende eine eigene Gallerie, womit man eben anfängt, in dem der Residenz nahe gelegenen Hofgarten erbauen zu lassen. Möchte dieß unsterbliche Fürstenbeispiel ermunternd seyn, großmüthige Seelen zur Vollendung eines der herrlichsten Dinge, deren ein Land, in dem man die Künste schätzt, fähig seyn kann, zur Errichtung einer Akademie der Künste zu bewegen! Doch schon eine Gallerie in München! Freudiger Dankaufruf erhebet die Seele!

Die erwähnte Akademie zu Düsseldorf besteht aus dem Protektor, dem Direktor, einem beständigen Sekretär, aus einem Professor der Bildhauerkunst, der Malerei, der Baukunst, der Perspective, der Anatomie, der Mythologie, aus einem Lehrer der geist- und weltlichen Geschichte. In diesen Schulen wird nicht nur den jungen Anfängern der schönen, sondern auch den Lehrjungen der mechanischen Künste der ihnen nöthige Unterricht in dem Grade ertheilt, der sie fähig macht, die Ursachen und Verbindungen ihrer Arbeiten einzusehen, und das Gegenwärtige zu verbessern, oder zu neuen Erfindungen überzugehen. Jene

besteigen von Zeit zu Zeit höhere Stufen, je nachdem sich ihre Fähigkeiten erweitern, von deren sicherer Gewißheit sie jährlich bei dem rühmlichen und ermunternden Wettstreit um die Eroberung des Preises ihre Proben ablegen. Diese Proben bestehen nicht bloß darin, daß man die Schüler einen bereits ausgearbeiteten Akt nachzeichnen läßt, nämlich nicht in einer Uebung der bloß mechanischen Kenntnisse und Fertigkeiten, sondern in Uebungen, woran hauptsächlich der Geist und der Verstand des Künstlers Antheil nehmen, und eigene Erfindung, Anordnung und Ausdruck herrschen muß. Darin soll die Hauptsorge der Lehrer der Kunst bestehen, daß sie ihren Schülern die wahre, stille, hohe Würde, und den zweckmäßigen Gebrauch ihres Künstlerberufes an die Seele legen, und sie dahin gewöhnen, mit ihren Arbeiten stets etwas zu suchen und zu wollen. Wenn die fähige Seele einmal so entzündet ist, daß sie nicht mehr ruhen kann, bis die Gestalt, welche sie im Geiste erblickt, und welche sie bei Tag und Nacht sieht, jedermann sichtbar durch den Pinsel oder den Griffel zugegen steht; so wird sie sich eben darum die nothwendigen Fähigkeiten, welche durch Geduld und Mühe erobert werden, um so eifriger angelegen seyn lassen, da kein guter Ausdruck ohne dieselben hervorkommen kann.

Den Schülern, welche bei dieser Prüfung erscheinen, wird die Geschichte, die sie bearbeiten sollen, mit allen ihren Umständen und Theilen auf eine Art erklärt, durch welche sie in den Stand gesetzt werden, sich derselben in allen Theilen zu bemächtigen, und dem körperlichen und geistigen Schönen des Ausdrucks in Formen und Zügen zu begegnen. Dem Genie allein kann und darf sich hier der junge Künstler nicht überlassen, da ihn dessen feurige und beflügelte Hitze oft zu Schwärmereien hinreißen, oder für einzelne Thei'e einnehmen würde, welche die Einheit des Ganzen trennen und verunstalten würden. Es gehört Ueberlegung dazu, welche durch Uebung, Erfahrung, und weise Betrachtungen gelernt wird, unter den vielen und mannigfaltigen Augenblicken, worin die Geschichte vorgestellt werden kann, gerade denjenigen zu finden, der des sinnlichsten Ausdruckes fähig ist, gerade so viele Theile, als zur Wirkung des Ganzen nöthig sind, herzuschaffen, und dieselben in solchen Gruppen, in solchen Stellungen, worin ihnen die Kunst die heftigste Anstrengung geben kann, zu vereinigen, und in alles, was vorhanden ist, eine Ursache und Absicht, warum er vorzüglich an diesem Ort, und in dieser Gestalt zugegen ist, zu legen. So zubereitet, und so feurig und klug und vorsichtig

gemacht, betreten nunmehr die Schüler den Weg auf dem Felde der Natur, und fangen an, zu sammeln die Schätze des unendlichen Ueberflusses.

Zu einer der Aufgaben, welche ich eben vor mir habe, ward die Geschichte gewählt, wie Jugurtha vom König Bochus verrathen, und dem Sulla in die Hände geliefert wird. Jugurtha war, wie seine Handlungen bezeugen, einer der fähigsten Prinzen und der besten Generale, welche jemals Völker anführten. Was er rieth, das war klug, und was man auf sein Wort unternahm, das ward ausgeführt, und alles ging unter ihm wohl von Statten. Mit diesem außerordentlichen Scharfsinn des Geistes verband er eine eben so besondere Leibesstärke und Geschicklichkeit, die Waffen zu führen, und niemand hatte leicht den Muth, sich an ihn zu wagen, oder ihm nahe zu kommen. Da ihm die Römer, deren Verfolgungen er sich durch sein ungerechtes Betragen zugezogen hatte, hart zusetzten, errichtete er mit dem König Bochus eine zärtliche Freundschaft, und das engste Bündniß. Und weil sich dieser eben bei einem der wichtigsten Römer, dem Sulla befand, trug er ihm auf, er möchte eine gemeinschaftliche Unterredung bewirken, und ihm den Sulla in

seine Hände liefern. Sulla hatte dem Bochus schon früher den nämlichen Auftrag gemacht, und Bochus, der ein schwacher, feiger, veränderlicher Herr war, hatte beiden das nämliche Versprechen gethan. Sallust erwähnt dieser Begebenheit in der Geschichte von dem jugurthinischen Krieg mit dem scharfsinnigsten Beobachtungsgeist, wodurch sich dieser Geschichtschreiber vorzüglich auszeichnet. Die letzte Nacht, sagt er, worauf die Unterredung vor sich gehen sollte, wollte der König seine Freunde um sich haben. Er änderte auf der Stelle seine Gesinnungen, und man sagt, er habe, nachdem er die Ueberflüssigen alle abtreten ließ, äußerst unruhig mit sich selbst gestritten. Er veränderte von Zeit zu Zeit seine Mienen und Gesichtsfarben, wechselte unabläßlig seine Stellungen, und verwarf und ergriff bald diesen bald jenen Entschluß; die Veränderung seiner Gestalt verrieth deutlich, was in ihm vorging, ungeachtet er in einem tiefen Stillschweigen verharrte. Doch endlich ließ er den Sulla zu sich bitten, und machte hierauf zur Aufhebung des Jugurtha die Anstalten, welche Sulla gewünscht hatte. Und als man ihm den folgenden Tag meldete, daß Jugurtha bereits heran komme, zog er ihm auf den Schein seiner Achtung für ihn unter Begleitung einiger wenigen Freunde und des römischen Zahlmeisters

auf einen Hügel entgegen, nach welchem diejenigen, welche bereits im Hinterhalt lagen, leicht sehen konnten. Jugurtha begab sich mit den meisten seiner Vertrauten dahin, und er war unbewaffnet, so wie man es verabredet hatte. Diesen Augenblick sprangen die Nachsteller gemäß eines gegebenen Zeichens auf allen Seiten auf ihn zu. Sein Gefolg wurde sogleich niedergemacht. Jugurtha aber ward dem Sulla gefesselt eingeliefert, und von diesem zu dem Marius geführt.

Man stelle sich einen Augenblick vor, was man selbst im gegenwärtigen Falle gewählt, und wie man das Ganze angeordnet haben würde. Vielleicht würden manche eine Balgerei und kriegerische Unordnung geschildert, und die Wirkung der Hauptttheile vergessen haben; andere würden den Jugurtha bereits in Fesseln vorgestellt, und was würde dieser oder jener nicht gethan haben, um eine Lieblingsidee oder eine Stellung, die er einst loben hörte, anzubringen.

Nicht also der junge Künstler P. Krahe, der würdige Sohn des großen Vaters, der dieß Werk im Jahre 1778 ausgeführt hat, nachdem er sich noch eben von Schulen her auf die Kunst erst anderthalb Jahre verlegt hatte.

Er wählte gerade den Zeitpunkt, wo Jugurtha ergriffen wird, den Zeitpunkt, welcher, weil von ihm das Vorhergehende und Nachfolgende abhing, der wichtigste und mithin zum höchsten Ausdruck der fähigste war.

Jugurtha erscheint linker Seits unter der Menge der Soldaten, die ihn umringen, wie ein gewaltiger Mann in der äußersten Anstrengung seiner Kräfte. Er gräbt mit dem linken Fuß in die Erde, und streckt, indem er sich mit seinem riesenmäßigen Körper hinausschwingt, seinen rechten nervigen Arm, der von Zorn aufzuschwellen scheint, mit einer schrecklichen Stärke empor, als wollte er seine Feinde wie leichtes heilloses Gesindel von sich abstreifen. Sein zurückgezogener etwas offener Mund knirschet vor Wuth, und aus seinen Augen blitzt verzehrende Rache und Verachtung. Jeder Theil des Körpers scheint in Bewegung, und scheint sich mit einer Sicherheit, als könnten ihm seine Kräfte nicht versagen, zu bewegen. Erstaunen über das unwürdige Verfahren, und furchtlose Entschlossenheit herrscht in allen Theilen seines Gesichts, so daß es beinahe ungewiß bleiben möchte, ob er jemals denjenigen, die ihn fesseln wollen, unterliegen würde, wenn man nicht andere zur Mithülfe herbeieilen sähe.

Einer ergriff ihn mit aller seiner Stärke oben an der Hand am rechten Arm, wo er ihn kaum erreichen kann, und indem er mit seiner rechten Hand an des Königs Schulter sich festhält, sucht er mit aller seiner Leibesstärke denselben nieder zu ziehen, und sich dieser Seite zu bemächtigen, so wie sich bereits ein anderer der linken Seite versichert zu haben scheint; doch ruft er mit sichtbarer Angst um Hülfe, und um Verstärkung von seinen Mitsoldaten.

Dem ersten sucht ein Freund des Jugurtha das Schwert von der Seite zu reißen, um damit seinen König zu vertheidigen; aber in demselben Augenblicke faßt ihn ein Römer von hinten her, und würgt und drückt ihm mit der ganzen Gewalt seines Arms den Kopf hinunter, daß ihn die Gegenwart der Sinne verlassen muß.

Noch härter liegt ein anderer Numidier in einer höchst leidenden Stellung zu Boden, wohin er auf den Rücken fiel, und eben in der Bemühung, sich wieder zu erheben, von einem Römer zurückgestürzt wird, der mit furchtbarem Ungestüm auf ihn stößt und eindringt, indem er mit der linken Hand den Kopf seines Gegners, den er am Kinn faßt, zurückstößt,

und mit der rechten nach dessen Schwert mit einem Mördergrimm langt, daß man bereits den dumpfen Hall des Stoßes ins Herz zu hören, und das Herausschäumen des Bluts zu sehen glaubt.

Aber noch immer bleibt Jugurtha der erhabenste Kämpfer unter den Streitenden, und der Sieg wird viele Mühe kosten, und manchen in Noth bringen, wenn er auch, (wie man hinzusetzen möchte, falls man den Ausgang der Geschichte nicht schon wüßte) je von den Römern errungen werden sollte. Daran scheint niemand ungewisser zu seyn, als der König Bochus, der wie vor Schrecken außer sich, und in einer Höllenangst im Hinterhalt sitzt. O wenn er loskäme! schreit er mit knatterndem Zähnklappern, und streckt, als geschähe es wirklich, seine beiden Hände von sich. O wenn er euch loskäme! Die Blödigkeit sitzt ihm auf seinem todtblassen Gesichte, und es ist nichts gewissers, als daß er diesen Augenblick sein Wort wieder zurücknehmen würde, wenn es noch in seiner Gewalt stehen könnte. Diese einer königlichen Würde unanständige, und vielleicht zweideutige Furcht des Bochus, macht selbst den Sulla bekümmert, der sich ganz mit ihm beschäftigt, und um ihn zu stärken, sich eben zu ihm niederneigt, und

seine Hände angefaßt zu haben scheint, indem er mit seiner rechten Hand des Königs linken Arm unterstützt, auch noch wirklich mit dem ihm ganz zugekehrten Körper vor ihm steht, aber nun gerade, vielleicht durch einen plötzlichen Schrei des Bochus eben dazu veranlaßt, den Kopf nach der Begebenheit wendet, und mit der heftigen unerschrockenen Miene eines Befehlshabers, und dem Trotz eines Gebieters, der nie daran zweifelt, daß man seinen Willen vollziehen werde, unwillig ist, daß man mit demselben zaudere, und mit auffahrender Strenge befiehlt, ihn ungesäumt zu vollstrecken. Er befindet sich in vollen Kräften männlicher Jahre, und scheint am geprüften und abgehärteten Kriegergeist dem Jugurtha nichts nachzugeben; wie er denn seine linke Hand mit einer hohen Geberde ausstreckt, als wollte er mit dem hingehobenen Zeigefinger an Ort und Stelle weisen, wo sie zugreifen, und den Ueberwundenen festhalten sollten.

Hinter dem Bochus sind vier Personen von ihren Begleitern, welche die einzigen sind, an denen ich zu viele Ruhe und Antheillosigkeit wahrzunehmen glaube.

In der Ferne zwischen Bäumen und Gesträuchen und Gräben lauft und stürzt, und

stirbt alles, Sieger und Besiegte durch einander im schrecklichen Gewühl der Flucht und des Gedränges, und der sich aufbäumenden und zertretenden Streitrosse, und des markdurchdringenden Hülferufens der Unterdrückten, deren Geschrei bis in die Wolken dringt.

Stünde diesen Augenblick diese Zeichnung im Leben, du würdest vor Schrecken an die Erde dich halten, und den nächsten Hügeln rufen, daß sie dich bedeckten.

Von den

ökonomischen Vortheilen,

welche wir aus den zeichnenden Künsten ziehen können.

Wenn ein Künstler in seinem Eifer sich wundern sollte, wie ich auf den Gedanken verfallen konnte, seinen hohen Beruf von einer Seite zu betrachten, die denselben gleichsam entheiligt, und bis zur Klasse gemeiner Gewerbe herabsetzt: so wünschte ich nur, daß dieß schöne Befremden ganz aus reiner Liebe und Hochachtung für die Kunst, und nicht aus einem unzeitigen Stolz in seinem Herzen entstanden sey, der ihn hindern würde, selbst auf die Verbreitung dessen, was ihm so werth ist, zu sehen, und auf diejenigen, für welche seine eignen Talente einzig angelegt, und von welchen sie unterstützt werden, die

nothwendige Rücksicht zu nehmen. So verzeihlich der Irthum seyn mag, wenn ein großer Mann, dem nur das Edle und Würdige seines Thuns im ganzen Umfange vor Augen liegt, darum verlanget, daß schon allein dieser innere Werth den übrigen Theil der Menschen zum Verlangen nach demselben hinreißen soll: so bleibt es doch allemal ein Irthum, und man hat Unrecht, jene unumschränkte Hochachtung für die Künste im voraus zu fordern, die man erst durch diese hervorbringen will. Zum Anschauen der verborgenen Schönheit derselben gehört schon ein geistiges Aug, und wer jene Versicherung, daß sie den Geist verfeinern und die Denkungsart erhöhen, richtig begreifen will, der muß schon selbst dahin gelangt, oder auf dem Wege dahin zu kommen, begriffen seyn. Auch sollten wir wohl kaum glauben, wie wenig oft selbst diejenigen Meister, die auf ihre mit Mühe erworbene Geschicklichkeit sich am meisten zu gut thun, in Grund und Wahrheit beitragen, die Ahndung des Publikums, daß es wie für die Ohren, so eine Musik, eine Beredsamkeit für das Auge und das Herz gebe, zu erklären, und das Wesen, die Seele ihrer Kunst von den Verdiensten, welche bloß mechanisch sind, zu unterscheiden. Man kann das Talent ausüben, einen Wassertropfen, einen Vorhang wie lebendig zu

malen, ein Talent, das an sich gewiß, so wie jeder unermüdete Fleiß, und jede bis zum Seltnen erhöhte Geschicklichkeit alle Hochachtung und Aufmunterung verdient; aber man kann das ausüben, ohne die Kenntniß von dem Innern der Malerkunst, oder überhaupt den wahren Begriff von den Geheimnissen der Künste zu besitzen.

Doch je wahrer und fühlbarer der Einfluß der Künste, da, wo sie einmal sich ausbreiten, sich zeiget: desto unermüdeter soll man daran seyn, die Wege, auf denen sie sich gewöhnlich befestigen, zu bahnen, und die Mittel, von denen die Erfahrung lehrt, daß sie die zuverlässigsten sind, mit ernstlichem Eifer zu unterstützen. Es ist eine weise Einrichtung, daß zur Erweckung des menschlichen Fleißes auch den unkörperlichsten Dingen nebenseitige Quellen äußerlicher Vortheile verliehen sind, und sie haben schon oft gethan, was die Weisheit nicht thun konnte, haben dem Menschen zum Nachdenken, und vermittelst solcher Belohnungen, die unter die Sinne fallen, zur Aufnahme nützlicher Kenntnisse, und zu seiner Veredlung verholfen. Die wahren würdigen Gedanken und Werke sind nichts weniger, als einsam; und gleichwie das Wesentlichste derselben weder im Beschwerlichen, noch

minder im Kostbaren zu suchen ist: so werden sie, je weiter sie sich unsern auch gegenwärtigen Vortheilen und Augen entziehen, immer verdächtiger, rücken sie immer näher zum Tand unnützer Spielwerke. Diejenige Flamme, welche, so zu reden, in dem Herzen des Künstlers aus sich selbst entsteht, ist zu überirdisch, als daß sie alle diejenigen, welche nachmals die Künste mit gutem Erfolg getrieben, anfangs begeistert, und die einzige Ursache des mächtigen Ansehens und Schutzes, welchen die Künste in ganzen Ländern vor andern genießen, gewesen seyn sollten.

Oekonomische Vortheile fließen einer Stadt aus den zeichnenden Künsten zu, wenn dieselbe eine lehrreiche zum öffentlichen Genuß gewidmete Sammlung berühmter Kunstwerke besitzt, oder in einer wohleingerichteten Schule eine Anzahl junger, fähiger Köpfe bildet, und zum Nacheifer aufweckt. Es ist Schade, eines von dem andern zu trennen, da beide dazu gemacht sind, sich zu unterstützen, und den gemeinschaftlichen und den bürgerlichen Vortheil zu befördern.

Um Gemälde, Bildsäulen u. s. w. zu sehen, reiset man aus entfernten Ländern, und schleppt man Schätze nach Italien, welche sich der Inländer gleich einem Zinse, mit heimlichem Stolz entrichten läßt, ohne zu dem

was von jeher jedermann sehen wollte, das Geringste hinzu zu thun. Manches Land besitzt herrlichere Dinge, als es wohl selbst weiß; (wenigstens würde, was wir Bayern besitzen, wäre es ausgehoben und geordnet, wie etwas Neues, wie etwas nie Gesehenes erscheinen, und Deutschlands edle Eifersucht und Europens Verwunderung nach sich ziehen) und Kenner und Liebhaber suchen solche Schätze von selbst, wenn sie einmal versichert sind, daß für den freien Zutritt, und die nothwendige Bequemlichkeit gesorgt ist, dieselben in den Stunden des Eifers, der Erholung und Muße ungehindert zu besuchen. Wie man gerne einen Umweg nimmt, um eine seltne Feierlichkeit zu sehen; so würde man es auch, und mit größerer Sehnsucht, wie vielleicht die meistenmale mit größrer Ehre, wenigstens allemal mit größerm Nutzen thun, und es würde bald eine Schande seyn, durch Deutschland zu reisen, ohne nach dieser Sammlung eine Wahlfahrt gemacht, und das Sehenswürdigste, was der Geist des Menschen hervorbringt, gesehen zu haben. Und einmal zugegen seyn, und lange zugegen bleiben, würde gewöhnlich eines die Folge des andern seyn. Ein schönes Gemälde ist für schöne Seelen, was für sie ein auf dem Wege gefundener Freund ist. Man will mit vollem Herzen seiner sich freuen,

je mehr man weiß, daß man, was man an ihm fand, nicht bald wieder treffen wird, und man muß sich losreißen, wenn man zu weiterer Reise von seiner Seite sich trennen will. Wer außer dem einen Tage geblieben wäre, würde sich zehen und länger verweilen, und zu dem, was ihn ergötzte, auch andere ermuntern. Hier würde mancher Fremde seine seligsten Stunden genießen, seine größten Gedanken denken; und, erinnerte er sich der Tage, wo er sein Leben, wie des Lebens unter Unsterblichen genossen: so würde er sich dieser Sammlung erinnern. Hier würde mancher, strömten auf ihn die Ideen der Künstler, von seiner Trägheit sich aufmahnen, und mit heiligem Feuer irgend eine gute Gesinnung erwärmen. Hier würde vielleicht mancher seinen Freund, seinen Rathgeber finden, oder ein Talent entdecken, das kein andrer gekannt hat.

Und wenn diese Schätze Werke unsrer Hände wären, wenn es, liebe Brüder, Werke unsers Vaterlands wären! Wenn nicht nur der unbeschreibliche Aufwand, der darauf verwendet worden, in dem Umlauf unser, wenn auch die Ehre, sie größtentheils verfertigt, das Schönste und Herrlichste davon verfertigt zu haben, unser wäre! Es ist die ehrenvollste

Zierde für die Wohnung des Mannes, der eine mehr als gemeine Kenntniß besitzt, dieselbe mit den Werken des Pinsels oder Griffels zu schmücken; es ist die anständigste Ergötzung für den, dessen Seele höhere, als gemeine Bedürfnisse zu befriedigen hat, im Genuß der Künste zu ruhen; es ist Pflicht und Fürstenberuf, die Denkmäler des menschlichen Gefühls und der Empfindung zu bewahren und aufzurufen; aber wer für die Ehre seines Vaterlandes glühen und wünschen kann, der betrachtet sie nie, ohne in sein Vergnügen den heimlichen Wunsch zu mischen, daß sie unser seyn möchten. So viele Gemälde von den Händen der Ausländer in unsern Tempeln und Pallästen, so viele Kupferstiche in unsern Häusern, und unter denselben so viele Bilder ihrer Thaten, so viele Portraite ihrer Helden! O wer das nicht beneiden sollte! Wer nicht heiß wünschen sollte, dem Franzosen und Niederländer u. s. w. jene Hochschätzung, die sie der Welt mit so baarem Recht von sich aufdringen, zurückgeben zu können!

Doch ich spreche von der Ehre, und vergesse, daß ich allein von ökonomischen Vortheilen sprechen wollte. Aber wie könnte ich die unermeßlichen Summen, die für diese Schätze, für diese Zierden ins Ausland gin=

gen, und jährlich dahin gehen, vergessen? Wie könnte ein guter Haushalter nicht merken, daß, wenn diese Summen bei uns blieben, wenn sie wohl noch verdoppelt zu uns, statt fernhin, flössen, es wohl der thätigsten, großmüthigsten Anstalten, und des Schweißes der Edelsten lohnen würde, diese Ehre mit diesen Vortheilen an sich zu ziehen?

Es gibt keinen dauerhaftern, freiern, versichertern Handel, als den man (man erlaube mir, so zu sprechen) mit Geist und Erfindung treibt. Der Fortgang aller inländischen Manufakturen hängt allemal von der besondern Güte und Dauer der inländischen Produkte ab; aber jeder, der rauheste Himmelsstrich hat vortreffliche Köpfe, und man kann keinem verwehren, einen andern zu übertreffen, und die, welche bisher im Ruf der Meister standen, verhältnißweise zu Schülern zu machen. So weit wird sich wohl keiner von uns erniedrigen, daß er nicht mit redlichem Ungestüm behaupten sollte, daß, wenn wir eine Künstlerakademie hätten, wie die Ausländer, wir auch, wie sie, die vielen großen Meister, die häufigen Arbeiten des Griffels, des Meißels und Pinsels haben würden. Wehe den übrigen Ländern, wenn es je möglich wäre, diese Seelenprodukte ganz allein an sich zu ziehen! Ein Kupferhändler, wie es deren viele in

Holland und Frankreich und Italien gibt, würde nie seinen Handel mit dem beträchtlichsten unsrer Kaufleute vertauschen, so wie die Staaten, für welche sie ihre Reichthümer sammeln, mit unabläßlichem Eifer besorgt sind, die Quellen, woraus diese herrlichen Arbeiten sich fortpflanzen, zu unterhalten, und fähige Köpfe mit Unterricht und Unterstützung zu ermuntern. Die für einen Staat, wie der unsrige ist, unbeträchtlichen Ausgaben, welche sie anfangs auf Lehrer und Schüler verwenden mußten, Ausgaben, die hier allemal im Inland verbleiben, sind ihnen lange mit unendlichen Zinsen zurückgekommen, und sie würden, wenn sie nicht schon gleichsam in dem Besitz dieser Vortheile wären, tausendmal ihre Schauspielhäuser, deren Nutzen gegenwärtig unendlich geringer ist, schließen, um ihre Akademien wieder errichten und benutzen zu können. Welcher Schauspieler gibt seinen Landsleuten das dauernde Vergnügen, die ergiebigen Vortheile, die Ehre bei den Ausländern, das Andenken bei der Nachwelt, wie z. B. die Kupferstecher Wille und Waterloo, wie die Maler Rubens und van Dyk? Noch steht man mit Entzücken vor ihren lebenden Werken da; und je tiefer sie in die Zeiten dahin gehen, desto schätzbarer werden sie dastehen, und immer herrlicher erscheinen.

Und könnte man auch nichts hoffen, als den Eifer des Inlands nach inländischen Produkten der Kunst, so läge schon darin die heiligste Ursache, einer Schule, woraus dieselben hervorgiengen, Bewegung und Dauer zu geben. Ich meines Theils begreife nie, was man sagen will, wenn man so zuversichtlich von dem Blühen und dem goldnen Alter der Künste spricht. Noch haben sie auf das Publikum gar keinen Einfluß, und ihre Kenntnisse sind, wie die Diamanten an den Fingern der Großen, seltne Erscheinungen. Unter zehen, die sich ein Kabinet sammeln, thun es neun aus der vornehmen Nothwendigkeit, die zu einer andern Zeit die Sammlung eines Schmetterlingcabinets ihnen eben so nothwendig macht, und die Folge davon ist ein bischen Liebhaberei und die Beurtheilung solcher Dinge, an welche gewöhnlich kein Maler zu denken pflegt. Das Volk bleibt indeß unbelehrt, und in den Häusern der Privatleute hängen Vorstellungen und Abdrücke, die die Künste, und manchmal die gesunde Vernunft mißhandeln. Daß gute oder schlechte Vorstellungen sinnlicher Dinge, an welche man von seinen ersten Jahren gewöhnt, von welchen man allenthalben umgeben wird, einen vorzüglichen Einfluß auf das Gefühl eines Volks, und auf seine Begriffe von sittlicher Schönheit, Ord=

nung und Würde behaupten, ist eben so gewiß, als bei einer wichtigen Sache ein Unterschied zwischen Unordnung und geistvoller Wahrheit des Vortrags ist. Diesen Mangel an würdigen Bildern mit den Arbeiten der Ausländer zu besetzen, ist dem gemeinen Bürger wegen Höhe des Preises nicht möglich; und wäre es möglich: so möchte es auf einer andern Seite um so weniger tröstlich seyn, sich sein Vergnügen, einen Theil seiner Bildung, seiner Seelennahrung von Ausländern reichen zu lassen. Eine Pflanzschule junger Künstler, Zeichner und Kupferstecher würde dem Hause des Edelmanns bald Produkte liefern, die seinem Geschmack Ehre machen, und dem Hause des Bürgers Lust und Erbauung verschaffen. Mancher würde, wie ehemals, einem Künstler Ermunterung geben; und wie einst die einfache Lebensart den alten Enthusiasmus für das Gefühl der Natur in den Kunstwerken hervorbrachte: so läßt sich hoffen, daß nunmehr dieses vorausgesetzt, fähig seyn würde, jene Einfalt zurückzuführen. Man kann von Künsten nicht urtheilen, ohne von dem, wohin die Künste am Ende führen, genau bekannt, und dafür liebgewonnen zu werden. Ich wünschte, daß auf gewisse Art jedermann sich anmaßte, ein Kunstkenner zu seyn, und daß wir, wie die Patriarchen der Kunst, un-

sere Becher und Geschirre zu Denkmälern der Kunst, und zu Vorstellungen derselben umschafften. Ist eine Thorheit nützlich: so ist es diese, und es ist unendlichmal besser und rühmlicher, aus einer Eitelkeit, die am Ende doch zu guten Dingen führt, seinen alltäglichen Großvater in einen Lustgarten schnitzen, als fremde schädliche Getränke, oder unnöthige und kostbare Waaren aus fremden Ländern kommen zu lassen. Es ist unendlichmal besser mit ganzer Seele in seinem Zimmer vor einem Kunstwerk zu sitzen, und in demselben etwas, das nicht darin liegt, zu finden, und dabei gutherzig und nüchtern zu bleiben, als sich mit dem Nachahmen eines übertriebnen Aufwands, und allen Arten von Schwelgereien oft sein Hauswesen, oft seine Sitten zu Grund zu richten.

Ich sehe selten ein vortreffliches Werk eines inländischen Künstlers, der ganz im Inlande sich bildete, ohne eben aus dem, was er schon geleistet hat, auf das, was er unter bessern Umständen geleistet haben würde, zu schließen. Ist der Mann aus eignem Antrieb auf hohe Dinge verfallen, hat er aus eigner Erfindung große Schwierigkeiten überwunden, was würde er bei einem genauern wahren Unterricht, bei einer thätigern Aufmunterung

gethan haben! Viele dieser Künstler würden ihre Kenntnisse erweitert, ihren Geschmack erhöhet, und ihre Werke mit schöpfrischer Liebe gearbeitet haben, wenn sie eine Anweisung genossen hätten, — nicht wie in den meisten Schulen geschieht, an einen gewissen Styl, an die Formen gewisser Meister sklavisch sich anzuhängen, sondern jene allgemeine Anweisung, welche der Seele den Begriff guter Ideen verschafft, ohne ihr die Freiheit zu benehmen, ohne sie partheiisch mehr für das Gras, als für den Eichbaum, mehr für den Helden als den niedrigen Taglöhner, mehr für den Schmerz, als für die Freude zu bilden. Viele würden ihre Arbeiten mit inniger Liebe, und mit wenigerm Gefühl von saurer Mühe gearbeitet, und sich den Muth genommen haben, den Liebhaber des Gemäldes für den des besten Ausdrucks fähigsten Augenblick zu bereden, wenn sie in einer guten Schule gehört, und durch eine gewählte Lectüre und Erfahrung sich überzeugt hätten, daß der Ausdruck die Seele der Malerei, und daß Zeichnung und Farbengebung allein zu diesem Ende vorhanden seyen; und eben darum würden sie die würdigsten Gegenstände gewählt, und ihre Bemühung dahin gerichtet haben, mit ihrem Sammeln aus der Natur einen wohlthätigen

Endzweck zu verbinden, und ihrer Kunst das gehörige Ansehen zu geben.

Doch eben so wichtig liegt mir die folgende Anmerkung auf dem Herzen, an die ich schon so oft gewünscht habe, meine Landsleute erinnern, und sie zum Nachdenken über selbe bewegen zu können. Die Söhne der Beamten, auch der Räthe, sind fast die einzigen, denen, (gesetzt nämlich, daß ihre Anzahl zu groß wäre, als daß die vorhandnen Aemter mit ihnen besetzt werden könnten;) sind, sage ich, die einzigen, denen die Standswahl, und manchmal die Versorgung am schwersten fällt. Es ist ihnen gemeiniglich nichts übrig, als in die Fußstapfen ihrer Aeltern zu treten, oder einen Stand, wozu sie vielleicht weder Neigung, noch Fähigkeit besitzen, zu wählen. So kühn es seyn mag, so ist es, däucht mich, ganz wahrscheinlich, wenn ich behaupte, daß das trockene, meistentheils mit stetem Verdruß überhäufte Leben manches Rechtsgelehrten am seltensten gesucht werden würde, wenn man Freiheit und Aussicht hätte, in einen andern Stand mit gleichen Vortheilen einzutreten. Ein Handwerk zu lernen, dafür streitet (und ich will auch gar nichts einwenden) gegenwärtig nun einmal das Vorurtheil; der Weg zur Handelschaft ist beinahe unbekannt, vielleicht wohl gar verschlossen. Sollte nicht

der Weg zur Kunst der einzige seyn, den man mit Ruhm, mit Ehre und Vortheil betreten kann? Sollte ein Baumeister, der den Grund seiner Kunst studirt, der sich die Fähigkeit erworben hat, die wichtigsten Gebäude einer Stadt mit Einsicht und Geschmack bequem und dauerhaft zu bauen, nicht würdig der Bemühung des Edlern seyn? Sollte es nicht ruhmwürdig seyn, eine Kunst zu lernen, und auszuüben, deren Erlernung man in dem aufgeklärtesten Zeitalter allein den Fürsten, und den Großen vom ersten Range erlaubt hat? *) Sollte es nicht mancher Familie mehr Ehre und Vergnügen seyn, unter ihnen auch nur Einen Corregio, Einen Mann, der Geist und Kraft bewiesen, als hundert, die da thaten, was vielleicht jeder thun konnte, die einer nach dem andern vergessen sind, zu zählen? Und ganz gewiß wäre das mancher geworden, der auf dem Posten seines Amts, wozu er von Natur nicht geschickt war, unglücklich zurückgeblieben.

---

*) Es war z. B. erst zu Sicyon, dann im ganzen Griechenland durch ein öffentliches Edikt verboten, daß zur Schule des Pamphilus, damit diese Kunst nicht zu allgemein und verachtet werden möchte, allein die Adelichen gelassen werden sollten.

Auch die mechanischen Künste würden, wenn in einer guten Zeichnungsschule die Lehrjungen der Handwerker die ersten Grundsätze begriffen, Verschönerung und Aufnahme gewinnen. Es ist doch wenig Vortheil und Ehre, an keine Verbesserung zu denken, und bei dem, was man Mode nennt, zu warten, bis gleichwohl durch irgend einen Fremden etwas vom Ausland hereinkömmt. Die Industrie, von Geschicklichkeit unterstützt, würde tausend Dinge erfinden, welche die manchmal ausschweifenden Einfälle der Fremden verdrängen, und dem Inland besser gefallen, und besser anstehen würden. Der feurige häusliche Junge, wenn er auch nichts weiter, als auf der Erde dahin streifen gelernt, wird sich unvermuthet den Muth nehmen, auf diese und jene Höhen zu lüpfen, und sich überzeugen, daß er auch dahin, wohin andre gestiegen sind, und noch weiter zu steigen im Stande sey.

Ich habe in süßer Stille des Herzens einen Traum geträumet, von dem ich mit dem Wunsch erwachte, daß ihn jedermann fühlen möchte. Obgleich das Gesicht, das vor meiner Seele stund, vorüber ist: so ist mir doch, wie einem, der, wenn er aus dem Licht in die Dämmerung tritt, vor sich lange noch Licht sieht, als sähe ich auf unsern Straßen

eine Menge Einwohner mit begeisterten Mienen, stolz und unternehmend einher gehen; — mir ist, als sehe ich meine lieben Landsleute, nachdem sie den Muth, welchen sie besitzen, für das Vaterland Feuer zu trinken, und dem Tode zu liebkosen, zur Verschönerung des Vaterlands anwandten, wie in verklärten Gestalten; — als erzählte man mir, die niemals untergehenden Worte, die man in die Jahresbücher eintrug, welche dieser und jener Große von den Künsten gesprochen und als sehe ich die herrlichen kühnen Unternehmungen, die man zur Verfeinerung des menschlichen Geistes vorgeschlagen, unternommen und ausgeführt hat.

Die Welt ist, ich sehe es, von unsern Denkmälern voll. Unsere Künstler tragen unsere Namen, bis in andere Welttheile und fremde Nationen nennen uns, wenn sie Beispiele zur Nachahmung nennen wollen. Die Weisen guter Völker kommen zu uns, um, was sie, in der Ferne hören, daß es seyn sollte, daß es ist, in der Nähe mit ihren Augen zu sehen, — und zu betrachten, und zu genießen die Ausführung eines Wunsches, den ein höheres Selbstvertrauen uns eingab, Bayern zum Sitz der Künste, und München zur schönsten der Städte zu machen.

An die Künstler meines Vaterlandes.

Ich bin gesinnt, meine theuern Freunde, und mache hiemit den Anfang, etwas zu thun, was längst hätte geschehen sollen, nämlich eine ununterbrochene, und (so weit es in meiner Macht steht) vollständige Sammlung Ihrer Werke herauszugeben, und dadurch unserm Vaterlande ein erfreuliches Denkmal von Ruhm und vielseitigem Nutzen zu errichten. Es soll sowohl dazu dienen, den Würdigsten aus Ihnen jene Ermunterung, welche edelmüthige Gemüther über eine zweckmäßige Verbreitung ihrer Werke empfinden, zu gewähren, als auch vorzüglich dazu, uns auf Ihren Besitz stolz zu machen, und mit einer thätigen Hochachtung für die Künste zu erfüllen. Noch scheinen viele unter uns nicht zu wissen, daß nicht Geld und Geburt, sondern ein feiner Verstand den Werth des Mannes bestimme, und daß,

wenn von den Vorzügen eines Landes bei dem Ausland oder der Nachwelt die Rede ist, man nicht nach der Anzahl vornehmer und begüterter Leute, sondern einzig nach den Künstlern und Gelehrten, und nach den Wenigen, welche diesen an Geisteskräften gleichkommen, frage, und es nach diesen beurtheile. Was ehmals sieben griechische Städte thaten, daß sie sich um die Ehre stritten, den Homer geboren zu haben: das lebt noch bei jedem Volk, und jedes dünkt sich dadurch groß zu werden, wenn es sich rühmen kann, große Männer als Mitbürger gezählt zu haben. Und in der That liegt in dieser rühmlichen Eifersucht wenigstens im Grunde immer etwas Großes, in so weit nämlich die Entstehung und mächtige Wirkung außerordentlich fähiger und geschickter Leute ein Beweis seyn soll, daß sie in der Einrichtung ihres Vaterlandes und den Eigenschaften ihrer Landsleute den Anlaß, sich zu entwickeln, und die Ermunterung, sich vollkommen zu machen, gefunden haben.

Wenn nun gründliche und ausgebreitete Begriffe von einer rühmlichen Kunst die kürzesten und einzigen Wege sind, einen allgemeinen Eifer und belohnenden Geschmack für denselben zu verbreiten: so ist es mehr, als Hoffnung und Zuversicht, es ist gegenwärtige

Gewißheit, daß wenn wir unsern Fleiß vereinigen, für die Künste Aufmerksamkeit zu erregen, wir bei denjenigen, welche diese unterstützen können, bald eine heftige Neigung für sie erwecken, und der besten Sache vielfältig emporhelfen werden. Wenn dieß bisher nicht geschah; wenn ein großer Theil unter den Reichen und Adelichen der Werke einer himmlischen Eingebung nicht achtete: so war daran immer ein grober Mangel an hinlänglichen Kenntnissen Schuld; denn der Reiz der Künste nimmt, sobald man seiner ansichtig wird, den Geist gefangen, und das Vergnügen über den Anblick und Genuß geistiger Schönheiten, welche uns die Ideen und Wahrnehmung der Verhältnisse gewähren, wächst mit jedem Tage, wo es einmal Grund gefaßt hat. Dann wird geschehen, meine Freunde, was ich mir von andern Dingen, wenn ihre Kenntnisse in die Häuser kommen, versprochen habe; es wird denjenigen, welche Arbeiten bestellen, nicht mehr frei stehen, Ihnen alberne Vorstellungen, welche die gesunde Vernunft verabscheut, zuzumuthen, und Ihre Namen bei der Nachwelt in ein zweideutiges Licht zu setzen. Wie bedaure ich Sie, wenn man sie nöthigt, auf die Spitze eines Kirchthurms eine Statue zu stellen, oder etwas zum Lachen zu zwingen, was seiner Natur nach Thränen vergießen will!

Ich hoffe, daß das Wenige, was ich gegenwärtig einrücke, Sie alle ermuntern soll, Nachrichten von ihren Werken mir zukommen zu lassen, und an dieser Geschichte unsers Ruhms gemeinschaftlichen Antheil zu nehmen. Was ich thun kann, Sie von der Ehre und der Erfüllung Ihres Endzwecks bei der Kunst, welcher durch so ein gemeinschaftliches Verständniß erhalten werden müßte, zu überzeugen, das werde ich mit dem angestrengtesten Eifer thun, und dieß hauptsächlich dadurch, daß ich jede Gelegenheit ergreife, sowohl dem Theile des Publikums, welcher Ihre Werke noch nicht hinlänglich zu schätzen weiß, eine hohe Achtung für dieselben einzuflößen, als auch meine freundschaftlichste Erinnerung, wo ich glaube, daß die Kunst daraus eigene Vortheile ziehen könnte, unermüdet vorzulegen.

Ich bitte Sie, lesen sie diesen Aufsatz, welchen ich unter den Papieren des vortrefflichen Kraft, gefunden habe. Ich will ihn ganz ungeändert und buchstäblich hersetzen:

„Die Malerei hat ihren Ursprung den Egyptiern zu danken. Sie war aber fürwahr ganz ungestaltet. Von dort kam sie zu den Griechen, welche durch Aemsigkeit, Fleiß und durch die Stärke ihres Witzes und Geistes, dieselbe fort-

pflanzten und bebauten. Durch die Griechen gelangte sie zu einer solchen Vollkommenheit, daß es schien, sie haben die Natur selbst übertroffen.

Durch diese großen Leute von vortrefflichem Witz und Verstand wurden vier Hauptschulen der Kunst oder Akademien aufgestellt, nämlich zu Athen, zu Sicyon, in Rhodus und in Corinth, unter welchen man sehr wenig Unterschied wahrnimmt, außer in der Manier zu arbeiten, wie solches die antiken Statuen beweisen, welche die Regeln der Schönheit sind, und dergleichen in mehr als tausend Jahren nicht mehr hervorgebracht worden, obschon es gelungen ist, nicht weniger durch die Wissenschaft, als durch die Manier, solche zu bearbeiten, sich davon nicht viel zu entfernen.

Weil es nun in der Malerei darauf ankömmt, daß die Eintheilung und Verbindung der Sachen insgemein und insbesondere gut ausfalle; so kommt es hauptsächlich auf die Erfindung an, welche der erste Theil der Malerei ist, zu welcher die Zeichnung und die Farbe gehört. Ohne diese drei kann sich niemand einen Maler nennen; so wenig als jemand ohne Leib, Seele und Vernunft ein Mensch seyn kann, der aus diesen dreien bestehen muß.

Mit was für einem Grund und Recht kann sich also derjenige einen Maler nennen, welcher nichts verrichtet, als Copiren, und fremde Arbeiten sich zueignet, also raubet? Sie mögen noch so geschickt seyn als sie wollen, so erlangen sie doch dadurch wenig Ehre. Solche Leute werden Nachahmer, ein verächtliches Thier genannt.

O Imitatores! Servum pecus!

Diesen ist es unbekannt, was ihnen doch am allernothwendigsten wäre, daß nämlich mit der Schönheit der Zeichnung die Historie und Poesie verbunden seyn müsse, wenn ein Stück von Malerei und Sculptur vortrefflich erscheinen soll.

Die Erfindung ist eine Muse, welcher alle Wissenschaften, absonderlich aber die sogenannten schönen und bildenden, als der Inhalt aller andern zugeschrieben werden. Diese ermuntern den Geist, halten ihn aufrecht, machen ihn vollkommen, feurig und geschickt.

Große Meister und Künstler waren diesen ganz ergeben, und wurden dadurch groß, um so mehr, als sie viel gesehen, gelesen, und dadurch gelernet haben. Daher sollten die Maler mit dem Vorrath solcher Schriften versehen seyn. Dadurch würden sie sich in die Höhe schwingen, und nicht genöthigt seyn, immer nur in der Tiefe zu verharren, oder

wenn sie sich hoch schwingen, desto höher zu fallen, weil sie sich fremder Flügel bedienen, deren Kraft und Gebrauch sie nicht verstehen.

Die schönen Künste bestehen nicht schon in der griechischen und lateinischen Sprache; sondern in Büchern, welche Sachen enthalten, die zur Kunst erforderlich sind. Solche Bücher sind: die heilige Schrift, die römische Geschichte, der Homer, Virgil, die Verwandlungen des Ovid, die erklärte columna trajana, welche Julius Romanus sehr durchstudirt hatte, die Dichtkunst des Horaz, und viele andere, welche die Einbildungskraft erheben, und der Seele des Menschen einen großen Grad der Veredelung mittheilen.

Durch diese Gedanken komme ich auf mein Ziel.

Dieses besteht darin, daß man in der Akademie niemals ein Model aufstellen sollte, welches ohne Bedeutung wäre.

Mit Lust und Freude würde der Schüler zeichnen und arbeiten, wenn er wüßte, was er zu machen habe. So aber stellt man ihm oft eine Figur vor Augen, an welcher er nichts verstehen oder wahrnehmen kann, was vermögend seyn könnte, seinen Verstand und Genie zu reizen und zu ermuntern. Blind macht er also, willkührlich und ungefähr hingebrachte Hände, Füße u. s. w. ohne zu wissen, was alles bedeuten sollte.

Daher wäre es nützlich, und für die Kunst vortheilhaft, wenn jederzeit ein Gelehrter zugegen wäre, welcher anfangs dem Schüler die mit Bedacht einer deutlichen Ursache hingestellte Figur erklärte, die jener nachzuzeichnen hätte.

Man stelle ein oder mehrere Figuren, meistens einfache Modelle, auch Gruppen und Brustbilder vor, welche eine unbezweifelte Bedeutung haben, wodurch der Schüler einen sichern Begriff vom Gegenstand, vom Modell und seiner Arbeit erlangt, folglich mit Verstand und Lust arbeitet, und sich gewöhnt, in allen seinen Unternehmungen jederzeit aufmerksam zu bleiben — Ein Modell, zum Beispiel, das sich verwundert, das flieht, drohet, zornig ist, sich beschützt, jammert, verliebt ist, oder andere Leidenschaften zu erkennen gibt.

Ist es eine Gruppe: so ist es leichter vorzustellen, was sie bedeuten soll. Hiezu hilft die Götterhistorie, die Fabeln u. s. w.

Unter den Antiken sieht man keine gesuchten, gezwungenen, gekünstelten, eigensinnigen Geberden; alle sind die einfältige, wahre Natur. Man sehe den Fechter, den Apollo und alle übrige, welche Fiamengo fleißig studirt, und nichts von seinen Nachbarn angenommen hat, deßwegen er auch groß geworden ist.

Damit nun alles desto nützlicher und deutlicher geschehe, so wäre es, wie ich dergleichen eben erinnert habe, sehr vorträglich, wenn öfters bei Stellung des Modells ein Gelehrter zugegen wäre, welcher den jungen Leuten das Modell, als den Gegenstand ihrer Zeichnung erklären und begreiflich machen könnte, wodurch sowohl Maler als Bildhauer geschickt würden, ihre Arbeiten mit Verstand und geziemender Bedeutung auszuführen, welche sonst sehr oft, wie blinde Wanderer ihren Weg gehen, mit offenen Augen nichts sehen, nicht wissen, was sie machen oder unterlassen sollen.

Je einfältiger ein Akt ist, je natürlicher ist er auch. Man sehe den Apollo, den Antinous u. s. w., so scheinen die Statuen lebendig. Der Schüler zeichnet auch darnach mit mehr Fleiß und Eifer, als wenn er eine durch gezwungene Geberden gleichsam verhexte Figur vor Augen hat, worin die Muskeln, Adern und Flächsen ihre Natur verlieren, folglich den Schüler in einen solchen Irrthum führen, dem er hernach in allen seinen Arbeiten anhängt." —

Legen Sie doch, meine Freunde, diese Denkungsart denjenigen an das Herz, welchen Sie die Geheimnisse der Künste zu enthüllen sich vorgenommen haben. Die erste und letzte Ursache, warum unter so vielen, welche sich von

Zeit zu Zeit auf die Kunst verlegten, kaum einer und der andere sich über das Mittelmäßige erhoben hat, ist unstreitig der Mangel an freien und wahren Begriffen der Kunst, die vielfältige Nachahmung fremder Meister, und was daher entsteht, die Lähmung des Gefühls. Die wenigsten haben in ihrem Leben gehört, was das Malen, und überhaupt, was die Kunst sey, daß sie im Grunde mit der Poesie eine und ebendieselbe Sache sey, und aus dieser hergeholt und verbunden werden müsse. Sie denken nicht daran, daß der Meister, dessen äußere Manier sie nachahmen, so zu sagen, sich selbst erfunden, und aus einer ganz andern Quelle, als die ihrige ist, geschöpft habe. Wenn solche, welche auf die gewöhnliche Art zur Kunst, oder eigentlicher, zum künstlichen Handwerk erzogen worden sind, ihr etwa noch nicht ganz unterdrücktes Gefühl etwas Besseres ahnden läßt, so haben sie den Muth nicht, ihren Eingebungen zu folgen, sondern ziehen immer ein fremdes Gemälde zu Rath; und gibt man ihnen einen Dichter in die Hand, so wissen sie nicht, welchen Gebrauch sie davon machen sollen. Und was menschliche Leidenschaften, Wahrheit der Zusammensetzung und des Ausdrucks, Veredelung der Natur, was die schöne, große Natur sagen wolle, davon haben sie kaum reden

hören. Daß gute Dichter ihre Einbildungskraft entzünden und bilden, sie die Art, wie man die Natur studiren und ausheben und sammeln soll, lehren; daß sie ihr Leben in einer immerwährenden Beobachtung hinbringen, überall etwas für sich finden, daß sie die Schaubühne besuchen und benutzen sollen: davon wissen sie nichts; das ist ihnen lächerlich, wenn man es ihnen zumuthet; und der es thut, den lachen sie aus, als hätte er, ich weiß nicht welche Albernheit vorgebracht. Daher bleiben sie dann auch ewige Knechte, malen Christliches und Heidnisches, Vögel und Frösche, und was man bestellt, durcheinander, und lassen sich, indem ihre Kunsttreiberei am wenigsten sie selbst bildet, von jedem wie Knechte behandeln.

Ueber dieses Hinderniß der Kunstaufnahme haben alle große Männer geklagt und geschrieben, und niemand mehr, als die Künstler, deren Werke Muster geworden. Ich habe es nur im Vorbeigehen, und aus Hochachtung für die Kunst, berührt, und weil ich glaube, daß, wer die Beförderung derselben wünscht, sich mit mir vereinigen wird, mit dieser Betrachtung den Anfang zu machen. —

Die Thaten des Herkules im hiesigen Hofgarten, von Roman Boos.

Herkules ist ein Bild menschlicher Stärke, zum Wohlthun angewandt. Die Alten hatten ihn überall auf ihre öffentlichen Plätze gestellt, und seine Thaten in geistreichen Liedern besungen, um hiedurch jedermann einen Muth zum Fleiß und zur Anstrengung, einen Hang nach dem Großen und Heldenmäßigen einzuflößen, und die Einbildungskraft des Volkes über alles Gemeine zu erheben. Ein Herkules hat ohne Zweifel gelebt, und er war, was in unsern Tagen ein großer Geist seyn würde, ein Monarch seyn würde, der mit Hintansetzung seiner Ruhe und Bequemlichkeit, die ihm mitgetheilte Macht dazu anwendete, schädlichen Ungeheuern, welche die Seelenkräfte seiner Völker verschlingen, die Keule mit Unerschrockenheit aus den Klauen zu reissen; oder ein Dichter und Philosoph, welcher durch die Gewalt seiner Beredsamkeit über Millionen Menschen wirkte, und die edelsten Leidenschaften hervorbrächte. Dieß that Orpheus, Bacchus, Apollo; und in unsern Tagen sehen wir vielleicht manchen Fürsten und großen Weisen in seinem Bezirk etwas Aehnliches thun. Was die Vorstellungen und Schilderungen in Betreff dieser Helden anbelangt, so scheint nicht

nur unser natürlicher Hang, uns jede That, so groß sie seyn mag, mit einem Zusatze von Uneigennützigkeit und Beschwerniß, und mithin größer und vollkommener zu denken, sondern auch die weise Absicht, dem Stolz und der Herzhaftigkeit des Menschen kein Ziel der Endlichkeit zu setzen, die Ursache zu seyn, warum denselben immer solche Eigenschaften und Thaten, die alles Gewöhnliche übersteigen, zugetheilt werden. Die Alten entwarfen mit Begeisterung und erhitzter Liebe, und daher erreichten die Ideen, welche sie ausführten, immer den Grad hoher Ideale.

Die schönste That, welche für den Helden Herkules erfunden, und welche der Grund aller übrigen geworden, ist diejenige, wo ihm, als einem noch sehr jungen Mann, und in vollem Saft seiner Kräfte, auf einem Scheidewege die Wollust und die Tugend (oder Tapferkeit) begegnete, und er sich für diese erklärte. Der liebenswürdige Xenophon beschreibt diese Scene mit der ihm eigenen Anmuth und Beredsamkeit. Die Wollust sitzt zum Zeichen der Weichlichkeit und unmännlichen Ruhe, und macht dem jungen Menschen eine Schilderung von allen den Vergnügungen, die seiner warten, falls er ihr folgen will. Die Tugend steht, und zeigt ihm steile und be-

schwerliche Wege, die er besteigen soll, und Kampf und Arbeit. Herkules befindet sich in der Mitte, in einem Zustande, wo er die Sache eben zu überlegen scheint. Man erwartet, daß er sich zum Vortheil der Tugend erklären werde; aber viel Kummer sitzt auf seiner Stirne, und man sieht, daß der Sieg ihn vielen Streit koste. Die fähigsten und verständigsten Künstler haben das Geistige dieser Vortrefflichkeit in die Form des Körpers hingetragen, deren Anblick uns mehr oder weniger das fühlen läßt, was Winkelmann beim Anblick des Torso im Belvedere außer sich gesetzt hat.

„Durch eine geheime Kunst," sagt er in der Beschreibung desselben, „wird der Geist durch alle Thaten seiner Stärke bis zur Vollkommenheit seiner Seele geführt, und in diesem Stück ist ein Denkmal derselben, welches ihm kein Dichter, die nur die Stärke seiner Arme besingen, errichtet: der Künstler (Apollonius) hat sie übertroffen. Sein Bild des Helden gibt keinem Gedanken von Gewaltthätigkeit und ausgelassener Liebe Platz. In der Ruhe und Stille offenbaret sich der gesetzte große Geist; der Mann, der den Dichtern ein Beispiel der Tugend geworden ist, der sich aus Liebe zur Gerechtigkeit den größten Gefährlichkeiten ausgesetzt, der den Ländern Sicherheit und den Einwohnern Ruhe geschafft."

Mit einem solchen, wenn auch nicht so geübten, so vielsehenden Auge, wünschte ich, daß wir an jedem Kunstwerk vorübergingen, daß wir lernten, eine große Bedeutung in einem wichtigen Werk zu suchen, und den schönen Fehler lernten, in der Verliebtheit lieber mehr zu sehen, denn vorhanden ist, als an einem herrlichen Bild mit allen Sinnen nichts wahrzunehmen. Noch sind unsere Begriffe über die Vorstellungen der sogenannten Fabellehre so furchtsam und unbestimmt, daß man schon im Voraus nichts, als etwas Ungereimtes oder etwas Nichtsbedeutendes erwartet, das auf uns Jetztlebende nicht die geringste Beziehung hat. Viele sehen die Sache, so wie man es vielleicht sie gelehrt hat, mit noch verwöhnteren Augen an. Es ist etwas Heidnisches, sagen sie.

Der gegenwärtigen Statuen von Holz sind acht; sie stehen auf hölzernen Gestellen in kleinen Vertiefungen der zwei zusammenhängenden Gallerien (deren eine 800, und die andere 1500 Schuh lang ist) und sind acht bis neun Fuß hoch.

I. Herkules erwürgt den ungeheuren Löwen im Wald Nemea, dessen Fell ihm nachgehends zur Kleidung diente.

Diese Statue, welche den Anfang macht, ist gleich beim Eintritt in den Garten, zwischen diesem und einem gemauerten Gang zu sehen, durch welchen man von der Residenz herabkömmt. Der Löwe ist gegen den Helden angelaufen, und hat seine Klauen mit aller Gewalt an ihn gesetzt. Dieser faßt ihn mit beiden Armen um den Hals, und drückt ihn mit solcher Stärke an sich, daß jener mit aller Anstrengung kaum noch die Freiheit hat, den Kopf nach der Seite zu drehen. Der Held trägt hier noch seinen eigenen Mantel, der ihm in mächtigen Falten über den Rücken hinabströmt.

II. Herkules erdrückt den Riesen Antäus, welcher, so oft man ihn auf den Boden warf, und er die Erde berührte, immer wieder neue Kräfte bekam. Der Held hält ihn empor, und indem er ihn mit beiden Armen, und Bein gegen Bein, mit einer Kraft an sich gedrückt, als wenn er ihn zermalmen wollte, holt jener alle seine letzten Kräfte zusammen, sich von dem gewaltigen Druck und Pressen loszuwinden. Er hat seinen rechten Fuß mit der möglichsten Stärke auf den linken Schenkel des Ueberwinders gestemmt, und mit der linken Hand drückt er auf die rechte Schulter desselben, und bemüht sich schrecklich,

sich der Beklemmung zu entschwingen. Schon will ihm der Athem entgehen, und er schleudert, wie halb ohnmächtig, den obern Leib und den Kopf zurück, und den rechten Arm mit geballter Faust in die Höhe. Sein Heulen erfüllt die Luft.

III. Herkules erlegt den Centaur. Er hat ihn bereits zu Boden geworfen, tritt ihm mit dem linken Fuß nach aller Schwere in die durch die Krümmung verursachte Tiefe, da, wo der Pferdetheil von dem des Mannes sich scheidet, und stößt mit der Keule auf ihn herab. Mit den hintern Pferdefüßen steht der Centaur noch aufrecht, und die vordern setzt er in die Erde, und ist bemüht, sich aufzurichten. Der Mann aber wendet sich nach dem Herkules, und klammert sich mit beiden Händen an die Schenkel und Arme desselben, um ihn nieder zu ziehen. Der Kampf scheint erst zu beginnen, und eben ist Herkules im Begriff, dem Ungeheuer einen tödtlichen Stoß zu versetzen. Die Löwenhaut hängt ihm um die Mitte den Rücken herab.

IV. Herkules führt den Cerberus aus der Hölle. Die Heldenthat ist bereits vollbracht, und der Hund, der die Stärke seines Ueberwinders gefühlt hat, folgt ihm ganz

gelassen. Sie sind beide auf dem Wege nach der Erde. Herkules hat die Löwenhaut, welche mit einer Schleife von der Linken zur Rechten festgemacht ist, ordentlich umgeworfen. Die Keule hat er unbekümmert auf die rechte Schulter gelegt, und in der Linken hält er die Kette, welche dem Hund um den Hals festgemacht ist.

V. Herkules hilft dem Atlas den Himmel tragen. Eine herrliche Allegorie eines Weisen, der es übernimmt, mit einem Könige die drückenden Sorgen seiner Geschäfte zu theilen, und mit gutem Rath und siegender That ihm beizustehen. Diese ist die schönste That unter den gegenwärtigen. Herkules befindet sich zur Linken, und tritt mit seiner rechten Schulter unter die Last, wobei er den rechten Fuß vorwärts setzt. Er will sie seinem Freund nicht ganz abnehmen, sondern nur mit ihm theilen. Er umschlingt ihn rückwärts mit seiner Rechten, welches Atlas mit der Linken thut, so daß man sieht, sie wollen ein vereinigtes Werk beginnen. Mit der noch freien Hand unterstützen sie die Last vorwärts. Herkules hat seinen Kopf bedeckt, zum Zeichen der Ruhe und der Eintracht, womit er dieß Werk der Weisheit verrichten hilft. Die Ermüdung des Atlas ist gut ausgedrückt; er

lechzet, indeß Herkules in voller Lust und frischer Stärke zugegen steht.

VI. Herkules erlegt den siebenköpfigen Drachen. Er hält ihn zwischen seinen Beinen fest, holt rechts mit beiden Händen aus, und schlägt die schwere Keule herunter in die sieben Köpfe, welche mit aufgesperrten zahnvollen Rachen gegen ihn aufblecken. Die Löwenhaut hängt ihm den Rücken hinab.

VII. Herkules bändigt das fürchterliche Schwein auf dem Berge Erymanthus. Er hält und drückt es zwischen seinen Beinen mit dem hintern Theil zur Erde, faßt es mit seiner linken Hand bei dem rechten Ohr, und schwingt mit der rechten die Keule, um es zu zähmen. Das Schwein ist von außerordentlicher Stärke, und grinset seitwärts fürchterlich empor; dennoch scheint seine Bezähmung einem Mann, wie Herkules, wenig Mühe zu machen. Er hat die Löwenhaut um den Kopf und den Rücken geworfen.

VIII. Herkules erlegt mit einem Pfeil einen der gefährlichen Vögel bei dem See Stymphalus. Diesen Augenblick hat er einen Pfeil losgeschossen; den-

noch hält er den Bogen in der Richtung, wie er ihn aufgelegt hatte, und sieht nach demselben und nach dem Vogel, welcher aus den Lüften herabstürzt. Diesen Vogel erblickt man hier nicht, indem die Statue am Ende der Gallerie und einem daranstoßenden Saal so nahe steht, daß es beinahe lächerlich gewesen seyn würde, den Vogel in einer Entfernung anzubringen, wo ihn Herkules eben so leicht mit dem Pfeile hätte erschlagen können. Man nimmt also an, er befinde sich in der Höhe außer dem Gebäude. Herkules trägt, vermittelst einer Schnur von der Rechten zur Linken, einen Köcher mit Pfeilen gefüllt auf dem Rücken, und die Löwenhaut hat er um die Mitte gewunden.

Alle diese Arbeiten verrichtet Herkules mit einem gewissen Wohlstand und einer starken Ruhe und Zuversicht, welche von seinen überwiegenden Kräften zeugt. Er kömmt nie so ins Gedränge, daß er gezwungen wäre, die äußersten Kräfte mit einem Nachdruck anzuspannen, wobei der Sieg zweifelhaft würde, und er in sichtbarer Gefahr sich befände, überwunden zu werden. Es ist weder in seinen Mienen noch in seinen Stellungen etwas Gewaltsames, das die Muskeln aus der natürlichen Lage reißt, und allemal Schwäche ver-

kündigt, sondern ein höherer Geist scheint durch ihn zu wirken, und diese Art von Sicherheit in seinem Thun hervorzubringen.

Er ist übrigens nach der Form, welche man an den besten Antiken, oder den Nachbildungen derselben wahrnimmt, mit großen, ganz ausgebildeten Theilen, welche eine besondere Uebung derselben voraussetzen, gebildet, und scheint jeder Unternehmung fähig zu seyn.

Uebrigens kann ich nicht umhin, mir vorzustellen, was da geschehen würde, wenn diese Figuren plötzlich ins Leben kommen sollten, wie man denn annehmen soll, daß sie darin sich befinden. Welches Geschrei, Geheul, welches Grunzen, Zähneknirschen, Bluten und Morden! Und das an einem Ort, welchen man besucht, um daselbst lustzuwandeln.

Bei dieser Gelegenheit erwähne ich auch der Predigtkanzel, welche Roman Boos vor ungefähr zwei Jahren für die hiesige große Frauenstiftskirche verfertiget hat. Sie ist ein merkwürdiger Beitrag zu einer Betrachtung über den Geschmack und die Wahl unserer Kirchenverzierungen. Stellen wir uns einen Menschen vor, der einen rothen und einen blauen Strumpf, Sommer- und Winterbein-

kleider, eine grüne Weste und einen gelben Rock, und über denselben einen Mantel, und über den Mantel einen Pelz angezogen, überdieß Ringe nicht nur an jedem Finger, sondern auch welche durch die Ohren und Nase gezogen hätte; so daß weder Größe noch Farbe zusammen paßten: so haben wir ein Bild der Einbildungskraft, welcher sich mancher überläßt, eine Verzierung aufzuhäufen, worin kein Verhältniß und kein Verstand liegt, um der Sache jene Bedeutung und Kraft zu geben, welche sie hervorbringen soll. Gewöhnlich wird auf den Altären, die man zieren will, die schönste Zierde derselben, ich meine das Gemälde, gänzlich mit Leuchtern und Tafeln, und sogenannten Maibüschen, ganz bedeckt, und nicht selten der nämliche Heilige öfters auf eben denselben Altar gestellt. Was an dem Werk unsers Künstlers gut und schön, und im einfachen und großen Styl angelegt oder überhäuft, oder noch mehr ist, wird jedem seine Einsicht sagen, wenn ich dessen auch mit keiner Sylbe gedenke. Der obere Theil, oder der Deckel, endigt sich in einen Spitz, auf welchem Maria und neben ihr ein Engel steht. Weiter sind auf diesem Deckel und unter Maria sechs Engel, zwei und zwei beisammen, welche den Glauben, die Liebe und die Hoffnung vorstellen, zu sehen. Die Kanzel selbst

besteht aus kleinen Quadraten, und zieht sich in die Runde. Auf jenen, welche mit einem dergleichen Quadrate an der Wand, in allem sieben ausmachen, sind sehr artige Basreliefs, und auf denselben von Schnitzarbeit folgende Geschichten vorhanden: An der Kanzelwand die Sendung des heil. Geistes, und beiderseits ein Engel, welcher einen geschnitzten Vorhang hält; dann folgen um die Kanzel: der evangelische Hauptmann, der Blinde am Weg, Johannes in der Wüste, das israelitische Volk, und endlich Christus, wie er Petrus die Schlüssel übergibt. An dem untern Ranf der Kanzel sitzen, oder eigentlicher sind zwei große Statuen, Moses und Petrus, festgemacht. Jener hält die Gesetztafeln, dieser ein Buch in der Hand. Die Statuen sind sämmtlich vergoldet, und mit vieler Einsicht und großem Fleiß gearbeitet.

Von eben diesem Künstler sah ich zwei Statuen von weißem Marmor, den Bacchus und die Ceres, welche in dem churfürstlichen Garten zu Nymphenburg aufgestellt werden. Sie sind, wie die übrigen, an deren Reihe sie auf Gestellen von rothem Marmor zu stehen kommen, 8 Schuh hoch, und gleich beim Eintritt in den prächtigen Garten zwischen hohen, parallel laufenden Bäumen,

hinter welchen eine lange, hohe, lebendige Wand gezogen ist, zu sehen. Man überschaut gleichfalls beim ersten Eintritt die ganze Länge dieses Gartens, der sich in geordneten Abtheilungen immer mehr und mehr erhebt, und erblickt in der Entfernung und nahe am Ende eine Cascade, über welche das Wasser, wie in ein Stück gegossen, herabrinnt, und an den Ufern derselben wieder sechs Statuen. Sie wurden anfangs sämmtlich von Holz als Modelle aufgestellt, und sind nachher aus weißem Marmor, von Sterzingen in Tyrol, theils schon verarbeitet worden, theils befinden sie sich noch wirklich in den Händen der Künstler. Ich hoffe meinen Lesern keinen unangenehmen Dienst zu erweisen, wenn ich ihnen eine, wenigstens summarische Nachricht darüber mittheile. Die Statuen, welche man gleich beim Eintritt an den Seitenwänden zu sehen bekömmt, sind zur

rechten,	linken Seite
Saturn	Rhea
Juno	Jupiter
Neptun	Amphitrite
Proserpina	Pluto
Merkur	Pallas
Venus	Mars
Bacchus	Ceres
Diana	Apollo.

Die Statuen, welche sich am Ufer der genannten Cascade befinden, sind:

a) Aeolus und Flora,
b) Herkules und Pallas, dann
c) zwei sitzende Flußgottheiten, welche die Donau und die Isar vorstellen.

Weiter sind vorhanden bei Badoggenburg eine Pallas, dann bei einigen Brunnen ein Apollo zwischen zwei Satyren, und rechter Hand beim Eintritt in den Garten, in einem eingeschlossenen Viereck, verschiedene Brustbilder, welche, wie alle Statuen, von weißem Tyrolermarmor verfertigt, und auf Gestelle von rothem Marmor gesetzt sind. —

Zu den Formen der Gottheiten wählten und schufen die Künstler der Alten das Schönste und Vollkommenste, was ein begeistertes Gefühl und eine hohe Einbildungskraft aus der Natur erheben und sammeln kann, und diese suchten sie mit einem Ausdruck in Geberden und Stellungen voll Würde und Göttlichkeit zu vereinigen. Die Bilder des höchsten und erhabensten Styls erscheinen in einem Zustande von Ruhe und Sittsamkeit, welcher nicht nur der Schönheit vortheilhaft, sondern auch dem Begriffe eines weisen Wesens am angemessensten ist. —

aa) Die zwei ersten Statuen, Saturn und Cybele, sind vom Johann Marchiori, einem Venetianer. (Saturn, oder Kronos, bedeutete jene Zeit der Unordnung, wo die Elemente im Auflösen mit einander kämpften, oder auch überhaupt die Zeit, welche alles, was sie hervorbringt, wieder verschlingt. Rhea (auch Cybele oder Eris) bedeutet die siegende und fruchtbringende Erde, welche alles belebt. Saturn hält hier ein Kind bei dem rechten Fuß und der Schulter, und öffnet auf eine gräßliche Art ein Maul voll Zähne, um dem Kinde, das mit dem rechten Händchen nach seinen Haaren langt, in das Herz zu beißen. Um die Mitte hängt ihm ein Lappen, der zwischen den Beinen herabfällt. Rhea, ein altes dürres, grämliches Weib, hat auf dem Haupt eine mit Thürmen besetzte Krone; mit der linken Hand hält sie eine Schaufel, bei welcher ein Pflugeisen liegt; mit der rechten hebt sie einen Mantel. Ihr langes Unterkleid, welches ganz den Leib bedeckt, fließt denselben hinunter, wie ein Gewand, das man eben aus dem Wasser gezogen hat.

bb) Juno und Jupiter, von Aulizeck.

cc) Neptun, von Grofft zu München. Er hat eine Krone auf dem Haupt, hält in der rechten Hand eine dreizackige Gabel, und

mit der linken langt er und lehnt er sich nach einem Delphin. Sein Mantel ist mit einem Band von der Linken zur Rechten festgebunden. Seinen Blick heftet er rechts gen Himmel. — Thetis oder Amphitrite (von Roman Boos in München.) In einer Hand hält sie den dreizackigen Stab, in der andern das Gewand und eine Muschel. Zu ihrer Linken befindet sich ein Seethier.

dd) Pluto und Proserpina (von Aulizeck in München). In der rechten Hand hält jener einen zweizackigen Stab und eine Kette, an welcher der Cerberus gebunden ist; die linke stemmt er in die Seite. Sein Haupthaar sträubt in die Höhe, und sein Bart ist in zwei Theile auseinander getheilt. Proserpina hebt mit der Rechten einen Scepter mit einem halben Mond in die Höhe, wohin sie gleichfalls ihren Blick gerichtet hat; mit der Linken hebt sie ihr Gewand.

ee) Merkur und Pallas (von Roman Boos). Jener lehnt sich mit dem rechten Arm auf einen Stamm, neben welchem der Hahn steht, und in der Hand hält er den Stab; mit der linken Hand deutet er gen Himmel, wohin er auch seinen Blick richtet. Auf dem Kopfe hat er einen leichten runden

Hut, und vom Rücken fließt ihm der Mantel. Pallas hält in der Rechten einen doppelten Speer; in der Linken hält sie den Schild mit dem Medusenkopf hernieder. Ihr Kopf ist mit einer Pickelhaube, und ihr Oberleib mit einem leichten Panzer bedeckt.

ff) Mars und Venus (von Roman Boos). In der rechten Hand hält jener ein kurzes, breites Schwert, im Begriff, auszuholen, und mit der linken hebt er den Mantel die linke Schulter herab. Auf dem Kopf sitzt ihm eine Pickelhaube; er setzt den rechten Fuß vor, als wollte er gegen jemand anrücken. — Venus hält in der Rechten den Apfel, welchen sie lächelnd betrachtet; mit der Linken hält sie das Gewand, welches über dem rechten Arme liegt. Ihr zur Linken steht Amor, und sieht gegen den Apfel.

gg) Bacchus und Ceres (von Roman Boos.) Jener hält in der Rechten einen Becher, in der Linken eine Weintraube, nach welcher linkerseits ein junger Satyr hinauflangt. Ceres hält in der Rechten eine Fackel, und mit der Linken ihr Gewand.

hh) Apollo und Diana (von Aulizeck.)

Auf der Caskade:

aa) Herkules und Pallas (von Volpini.) Jener ist mit dem Löwen beschäftigt, der auf der linken Seite gegen ihn aufspringt. Pallas hält in der Rechten den Spieß, wo auch die Nachteule angebracht ist, in der Linken den Schild mit dem Medusenkopf. Auf dem Haupte trägt sie eine große Pickelhaube.

bb) Aeolus und Flora (von Carl Claudius Dübut.) Jener sitzt, oder lehnt sich an Wolken, welche rückwärts um ihn festgemacht sind. Mit seiner Linken hält er Winde, die in kleinen blasenden Köpfen vorgestellt sind; in der Rechten hält er eine Blume. Flora ist mit einem Mantel, der mit Blumen besäet ist, bedeckt; sie hält denselben auf beiden Seiten mit ihren Händen, und macht einen Schoos daraus, aus welchem sie Blumen schüttet.

cc) Die Donau und die Isar (von Volpini.) Diese wird weiblich, jene männlich vorgestellt. Sie sitzen, halten in der Rechten eine Urne, woraus sie Wasser gießen; in der Linken hält die Donau ein Steuerruder, die Isar verschiedene Erdfrüchte.

Eine Pallas (von Aulizeck) steht an einem einsamen, sanft erhöhten, und mit hohen Bäumen beschatteten Ort, der wie ein Theater mit lebendigen Stufen und Bänken verziert ist. Sie steht ganz ruhig und wie in Betrachtungen versenkt auf einem Gestell von weißem Marmor. In der Linken hält sie den Spieß, mit der Rechten den Medusenkopf hernieder. Ihr leichtes Gewand fließt ihr bis auf die Füße; darüber hat sie einen Mantel, der sich durch die kleine Bewegung des rechten Arms in schöne Falten bricht. Auf dem Haupt hat sie einen leichten Helm und die langen Haare fließen ihr in Rollen zu beiden Seiten die Schultern herunter.

Noch ist der Apollo zwischen den zwei Satyren (welches Brustbilder sind) von Dübut übrig. Wenn es nicht bekannt wäre, daß die Alten den Apollo zuweilen wie den Bacchus gebildet, ja beide Personen sogar vereinigt haben; so könnte und würde man diese Figur ohne Anstand für einen jungen Bacchus halten. Sein von Wein und Fröhlichkeit genährter Körper, der in einer weichen Feistigkeit zu schwimmen scheint, läßt nicht gleich jenen edeln, zu hohen Absichten gebornen Jüngling vermuthen. Er setzt den rechten Fuß vorwärts, und beugt seine weiblich ausschweifen=

den Hüfte nach Art der Leute, welche in einem trunkenen Taumel zu wanken anfangen. Er lacht mit voller Fröhlichkeit, und, sagt er, dulce est, furere in loco. Auf dem Kop f hat er einen Lorberkranz, und mit beiden Händen hebt er sein Gewand.

Ich kann diese Gelegenheit unmöglich vorübergehen, ohne hier einer meisterhaften und bewunderungswürdigen Schilderung des Apollo im Belvedere zu gedenken, und ich ersuche diejungen Künstler meines Vaterlandes, sich an das Anschauen eines so überirdischen Bildes, wie uns die folgende Stelle malt, zu gewöhtnen, und dadurch ihren Geist in das Gebiet hoher Ideen zu versetzen.

„Die Statue des Apollo, sagt Winkelmann, ist das höchste Ideal der Kunst unter allen Werken des Alterthums, welche der Zerstörung derselben entgangen sind. Der Künstler desselben hat dieses Werk gänzlich auf das Ideal gebaut, und er hat nur eben so viel von der Materie dazu genommen, als nöthig war, seine Absicht auszuführen und sichtbar zu machen. Dieser Apollo übertrifft alle andere Bilder desselben so weit, als der Apollo des Homer den, welchen die folgenden Dichter malen. Ueber die Menschheit erhaben ist sein

Gewächs, und sein Stand zeigt von der ihn erfüllenden Größe. Ein ewiger Frühling, wie in dem glücklichen Elisium, bekleidet die reizende Männlichkeit vollkommener Jahre mit gefälliger Jugend, und spielt mit sanften Zärtlichkeiten auf dem stolzen Gebäude seiner Glieder. Gehe mit deinem Geist in das Reich unkörperlicher Schönheiten, und versuche, ein Schöpfer himmlischer Natur zu werden, um den Geist mit Schönheiten, die sich über die Natur erheben, zu erfüllen: denn hier ist nichts Sterbliches, noch was die menschliche Dürftigkeit erfordert. Keine Adern, noch Sehnen erhitzen und regen diesen Körper, sondern ein himmlischer Geist, der sich wie ein sanfter Strom ergossen, hat gleichsam die ganze Umschreibung dieser Figur erfüllet. Er hat den Python, wider welchen er zuerst seinen Bogen gebraucht, verfolgt, und sein mächtiger Schritt hat ihn erreicht und erlegt. Von der Höhe seiner Genügsamkeit geht sein erhabener Blick, wie ins Unendliche, weit über seinen Sieg hinaus; Verachtung sitzt auf seinen Lippen, und der Unmuth, welchen er in sich zieht, blähet sich in den Nüssen seiner Nase, und tritt bis in die stolze Stirne hinauf. Aber der Friede, welcher in einer seligen Stille auf derselben schwebt, bleibt ungestört, und sein Auge ist voll Süßigkeit, wie unter den Musen, die

ihn zu umarmen suchen. In allen uns übrigen Bildern des Vaters der Götter, welche die Kunst verehret, nähert er sich nicht der Größe, in welcher er sich dem Verstande des göttlichen Dichters offenbarte, wie hier in dem Gesicht des Sohnes, und die einzelnen Schönheiten der übrigen Götter treten hier, wie bei der Pandora, in Gemeinschaft zusammen. Eine Stirn des Jupiter, die mit der Göttin der Weisheit schwanger ist, und Augenbraunen, die durch ihr Winken ihren Willen erklären: Augen der Königin der Göttinnen, mit Großheit gewölbt, und ein Mund, welcher denjenigen bildet, der dem geliebten Branchus die Wollüste eingeflößet. Sein weiches Haar spielt wie die zarten und flüssigen Schlingen edler Weinreben, gleichsam von einer sanften Luft bewegt, um dieses göttliche Haupt: es scheint gesalbt mit dem Oele der Götter, und von den Grazien mit holder Pracht auf seinem Scheitel gebunden. Ich vergesse alles andere über den Anblick dieses Wunderwerkes der Kunst, und ich nehme selbst einen erhabenen Stand an, um mit Würdigkeit anzuschauen. Mit Verehrung scheint sich meine Brust zu erweitern und zu erheben, wie diejenigen, die ich vom Geist der Weissagung aufgeschwellt sehe, und ich fühle mich weggerückt nach Delos, und in die lycischen Haine,

Orte, welche Apollo mit seiner Gegenwart beehrte: denn mein Bild scheint Leben und Bewegung zu bekommen, wie des Pygmaleons Schönheit. Wie ist es möglich es zu malen und zu beschreiben! Die Kunst selbst müßte mir rathen und mir die Hand leiten, die ersten Züge, welche ich hier entworfen habe, künftig auszuführen. Ich lege den Begriff, welchen ich von diesem Bilde gegeben habe, zu dessen Füßen, wie die Kränze derjenigen, die das Haupt der Gottheiten, welches sie krönen wollten, nicht erreichen konnten."

Ich weiß nicht, ob es möglich ist, vor diesem Bild im Geist zu schweben, ohne, wie Winkelmann, einen erhabenen Stand anzunehmen, und sich gleichsam neue Sinne zum Anschauen des Vollkommenen zu öffnen. Der Genuß dieses Wesens, das man, wie vom Himmel herabgezogen, zu sehen bekömmt, erfüllt mich, ich weiß nicht, mit welcher starken Empfindung, und ich halte dafür, wer davon nicht gerührt wird, der wird sich um die Kunst am besten dadurch berühmt machen, daß er sich von derselben entfernt.

Scheifele (Joseph Ignaz) hiesiger Medailleur, hat verfertigt eine Medaille des General Laudon, mit der Umschrift: CID. L.

BARON. A. LAUDON AUST. SUPR. BELLI DUCI. Auf der Reversseite: HEROI OB VIRTUT. BELL. CLARISS. PERPET. VENERAT. MONUMENTUM CONSECRAT JOS. SCHEIFEL. MDCCLXXXII. Weiter eine Medaille des General Orlow.

Egell (Hr. Augustin) kurfürstl. Bildhauer zu Mannheim, welcher sich gegenwärtig in München befindet, hat das Grabmal des Medailleurs Kraft, welches jüngst bei den barmherzigen Brüdern aufgestellt worden, verfertiget. Es besteht aus einer marmornen Urne, mit Aufsätzen, und führt die Inschrift: MARTINVS KRAFFT. CAESA. CONS. ACCAD. VINDOB. ROM. MAN. ET PARMAE SOC. IN SCVLPTVRA NVMM. ELEGANTISSIMVS. NAT. III. CALENDAR. APR. MDCCXXXIIX † XIIX. CALENDAR. JVL. MDCCLXXXI. OB. R. I. P.

Ich erwähne bei dieser Gelegenheit eines unlängst aufgerichteten Grabsteines, welchen der hiesige berühmte Hofbildhauer, Johann Baptist Straub, seiner Gemahlin zum Andenken setzen, und von Messerschmid, seinem ehemaligen Schüler, welcher sich gegenwärtig in Preßburg befindet, verfertigen ließ. So klein es ist, so klaget darin etwas Geistiges, das jeden Wanderer mit sanfter Schwermuth

erfüllen und anhalten muß, ohne jener Worte, Siste Viator iter, welche man fast auf allen Steinen zu lesen bekömmt, bedürftig zu seyn. Es befindet sich auf dem Kreuzgottesacker linker Hand an der Mauer — ein rother, viereckiger Marmor, welchen die Zeit schon hie und da, besonders an den Ecken verletzt zu haben scheint: denn einige Streifen sind bereits davon abgefallen, und man fühlet mit süßer Traurigkeit das Vergehen aller Dinge. Unter diesen kleinen Ruinen steht das Wort Transit. Linkerseits ist der Stein dicker, welches ihn nicht nur heraushebt, sondern ihm auch eine Art von Anmuth verschafft, ungefähr derjenigen ähnlich, welche in einer sanften Senkung des Kopfes zu liegen pflegt. In der Mitte des Steins, und einer verhältnißmäßigen Tiefe, sieht man von weißem Marmor ein kleines Gestell, und auf einem Buch das Bruststück der Ruhenden, vermuthlich ganz der Lebenden ähnlich gearbeitet. Die Haare sind auf der Scheitel aus einander gekämmt, oben in einen leichten Knoten, und über der Stirn mit einem ganz einfachen Band umwunden. Unter dem Buch steht das Wort Perennat.

Schweinberger, hiesiger Steinmetz, hat seit kurzem wieder zwei öffentliche Stadtbrunnen, einen in der Weinstraße, und den an-

dern in der Kaufingergasse aufgestellt. Sie sind, wie die übrigen, welche seit Kurzem auf Kosten der hiesigen Stadtkammer in verschiedenen Gassen gesetzt worden und theils von weißem, theils rothem Marmor, und mit verschiedener Verzierung sehr einfach, und dabei sehr artig bearbeitet.

Kupferstecher.

Von Hrn. Zimmermann (Joseph Anton, hiesigen Hof- und Landschafts-Kupferstecher) erhielten wir das Portrait der regierenden Frau Churfürstin, nach Edlinger, in Kupfer gestochen. Derselbe gibt auch das ganze Churhaus Bayern heraus, und es sind davon bereits 55 Stück fertig.

Fiessinger (Gabriel, von Offenburg im Breisgau gebürtig, ein noch junger Künstler, der sich aus freiem Trieb auf die Kunst verlegte, und selbe ohne Anweisung erlernte). Seine bisher mit vielem Glück verfertigten Kupferstiche sind:

1) Ein allegorisches Bild, die Klugheit, nach Franceschini.

2) Eine Madonna, nach Carl Cignani. Das Original befindet sich in der lichtensteinischen Gemäldesammlung.

3) Der drohende Amor, nach Guido Reni.

4) Ein großes Blatt, das Benedicite, das ist, ein Bauernweib und ein Mädchen, welche beten, nach Abraham van Dyck.

5) Christus, nach Joseph von Arpino. Das Original befindet sich in der kaiserlichen Gallerie.

Ferner verfertigte er verschiedene Portraite, namentlich der K. Königin, des Kaisers, des Erzherzogs Maximilian, des Pabsts Pius VI., und des Durchl. Kurfürsten Carl Theodors.

Gegenwärtig arbeitet er sechs Stücke, nach Murillo, wovon fünf in der hiesigen churfürstl. Gallerie und eines zu Mannheim vorhanden ist.

Diese angehenden und geringen Nachrichten mögen hinlänglich seyn, die guten und ruhmwürdigen Künstler zu überzeugen, daß es mir ernstlichst um die Aufnahme der Kunst, und um die Wiederherstellung jener Ermunterung, welche allemal gute Werke veranlaßt, zu

thun sey. Dieser hoffe ich auch nach und nach den Weg zu bahnen, indem ich es für unmöglich halte, daß, wenn die Dinge von wahrem Werth und geistigen Vorzügen oft und immer mit Nachdruck vorgelegt, und was eben so viel ist, über alle andere erhoben werden, nicht endlich jene Hochachtung für die Künste gemein werden sollte, welche nicht bloß lobt und bewundert, sondern Antheil nimmt, welche die Vornehmen und Reichen antreibt, in dem, was ihnen eine wahre Ehre und ein dauerhaftes Vergnügen verschafft, Ehre zu suchen, und ihre Häuser mit Denkmälern, welche ein unvergeßlicher Beweis ihres Verstandes und Geschmacks seyn können, zu zieren.

Was ich oben von den Schriften sagte, daß man wahrnehmen und bestimmen könne, bei welchen Klassen der Nation die Lust, zu denken, in Bewegung gerathen, und von welcher Art die Bedürfnisse sind, über welche sie schreiben: das wünschte ich, daß man auch hier bemerken, und darüber seine Betrachtung anstellen möchte, ob der Adel oder die Geistlichkeit, oder einzelne zufällige Privatliebhaber, oder einzig und allein der Hof die Künste nähren und unterstützen; ob die Vorstellungen zur Erhebung der Seele, und Veredelung gemeinnütziger Gefühle und Begriffe führen, oder

als bloße eitle Verzierungen und Werkzeuge einer verschwenderischen Pracht dienen, und ohne Wirkung bleiben. Wo sich dann Lücken ergeben; wo sie bei einer zumal wichtigen Classe eine grobe Unwissenheit, ein elender Hang nach vornehmen Schwulst, und eine schändliche Geschmacklosigkeit offenbaret, welche jeder bessern Bildung den Eingang versperrt: da sollen sich die guten Köpfe, welchen die Natur Talente, und bei einer unerschütterten Rechtschaffenheit ein unbezwinglicher Geist die ehrenvolle Kraft, durch Schriften zu wirken, verliehen hat, sich vereinigen, und die Hindernisse, welche im Wege stehen, fortzuschaffen suchen. Aus solchen Absichten und Veranlassungen sollten unsere Schriften entstehen, und geradezu auf einen Fehler oder ein Vorurtheil, das vorhanden ist, losgehen; dann würden sie selten ungehört bleiben, selten ihren Zweck verfehlen, und die Ehre verdienen, Vertheidiger der Vernunft und wahre Freunde der Bürger und des Vaterlandes zu heißen.

Noch muß ich anmerken, daß sich die Werke der Kunst keineswegs mit denen endigen, welche ich dießmal eingerückt habe. Ich werde aber nichts versäumen, um im nächsten Bande ein Verzeichniß zu liefern, bei dessen Ende ich werde sagen können: Und nun, dieses sind im

gegenwärtigen Jahre die Denkmäler unsers Geschmacks! — zumal, da ich mir verspreche, daß einige Künstler (wenigstens ahndet mir, daß es einige gebe) eine mißverstandene und allzugewissenhafte Bescheidenheit, vermöge welcher sie ihre eigenen Werke, sobald sie aus ihren Händen sind, nicht mehr achten, ablegen, und sich bereden lassen, daß es unsere Ehre betrifft, und daß, wenn ihnen der Nachruhm gleichgültig ist, sie wenigstens nichts versäumen möchten, den Ruhm unsers Vaterlandes zu verbreiten. Ein edler Stolz, und ein lebhaftes Gefühl seiner Würde würde vielleicht einem großen Theil dieser Herren gute Dienste thun, ihm manche Erniedrigung ersparen, und bei seinen Arbeiten Muth und Lebhaftigkeit einflößen. Sie sollten wenigstens bedenken, wessen Namen man in den Jahrbüchern bekannt macht, daß man nicht die der Reichen und Vornehmen, so groß und glänzend ihr Ansehen seyn mag, sondern die Namen der Künstler bekannt macht, und daß die größten Geister aller Nationen sich Mühe geben, ihre Verdienste in ewigem Andenken zu erhalten.

Ueber den Zustand der Künste in Bayern.

Ich danke Ihnen, mein Herr, für den gütigen Beifall, den Sie meinen geringen Bemühungen, der Kunst einige Achtung zu verschaffen, gegeben haben. Um mir denselben und die Nachsicht, womit Sie meine letztern Anzeigen aufnahmen, zu verdienen, will ich diese Nachrichten mit der möglichsten Genauigkeit fortsetzen, und, wenn ich Ihnen nicht immer Meisterstücke der ersten Art nennen kann, mich begnügen, Sie an jenes, womit ich mich allemal tröste, immer und immer zu erinnern: „Hätte man bei Uns die Kunst geehrt, wie sie von den Griechen geehrt ward: so hätten sich auch bei Uns Künstler, wie Polygnot und Parrhasius waren, gefunden. Dennoch, wenn

ich die hiesigen Anstalten, welche unsre Künstler bilden und nähren; wenn ich den Grad der Aufmunterung, wodurch jene begeistert werden sollen, betrachte: so bin ich auf das, was sie leisten, sehr stolz, und unter gleichen Umständen wird es kaum einen Ort geben, wo sie sich rühmen können, mehr geleistet zu haben.

Der öffentliche Unterricht, und die Uebung, welche junge Künstler zur Vollkommenheit führen soll, besteht in der akademischen Schule, worin alle Abend, den Winter hindurch von 5 Uhr bis 7 Uhr, nach der Natur gezeichnet wird. Dieß geschieht meist unter der Direktion des Hrn. Professor Oefele, eines verdienstvollen und ehrwürdigen Greisen, der viele Jahre in Rom und Italien studirte. Er zieht bei diesem Lehramt eine Pension von hundert und fünfzig Gulden, womit er, da wenig Malerei bestellt wird, sehr kümmerlich leben muß. Er stellt alle Wochen einen neuen Akt, und theilet den Anwesenden gerne seinen Rath und Unterricht mit. Bei der Akademie befinden sich auch einige Abgüsse der berühmten Antiken, als Laocoon, die mediceische Venus, Apollo, der Torso rc. welche von Mannheim hierher gebracht worden sind. Ich habe nie von einiger Belohnung gehört, wie dergleichen bei andern

Akademien *) denen, die sich hervorthun, zur Belohnung und Ermunterung ausgetheilt wer-

*) So eben habe ich „die dritte Nachricht an das „augsburgische Publikum, die öffentliche Ausstel- „lung verschiedener Kunstarbeiten und jährliche „Austheilung der Preise bei der alten Stadt- „Akademie, und der mit derselben zu Ermunte- „rung der Künste verbundenen Privatge- „sellschaft vom Jahr 1782, vor mir." Hier wurden öffentliche Preise ertheilt 1) bei dem Zeich- nen nach dem Leben, 2) bei den Zeichnungen nach dem Runden, 3) im Boßiren nach dem Leben, 4) im Zeichnen nach Goldschmidtarbeiten, 5) im akademischen Fach, 6) in Zeichnungen nach Blu- men, 7) in Conversationsstücken, 8) im histori- schen Fach, 9) in der Malerei, 10) in Inventio- nen, 11) in Zeichnungen in Malereien, 12) in andern Zeichnungen, 13) in der Architektur, 14) im Kupferstechen, 15) im Boßiren, 16) im Stahlschneiden, 17) an Inventionen zu Zitz- und Cottonfabriken. — Das thun nun unsre Nach- barn vor unsern Augen zu einer Zeit, in wel- cher es rings um Uns brandmarkende Schande wird, bei der Menge von Dingen, wodurch man sich auszeichnen kann, nichts Auszeichnendes gethan zu haben. Wir zählen innerhalb unserer Mauern so viele reiche Partikuliers, die jährlich beträcht- liche Summen auf Ausgaben der Mode verwen- den, um sich ein armseliges Ansehen zu geben, leider in Dingen, worin kein Ansehen liegt. Wie leicht wäre es solchen Herren, durch eine groß- müthige Nachahmung solcher Beispiele, wie es deren in Augsburg eine verbundene Privatge- sellschaft gibt, sich und ihrer Familie einen

den, und das Publikum, dessen Beifall oder Erinnerung ganz gewiß ungemein viel beitragen müßte, einen Kunstgeschmack zu verbreiten, bekömmt nie etwas von Versuchen junger Künstler zu sehen. Ich halte viel auf öffentliche Ausstellungen der Kunstarbeiten; und so sehr ich mir vorstellen kann, daß dabei viele Mißbräuche sich einfinden, und daß, statt einer wahren Kenntniß und gegründeten Liebe zur Kunst, eine gewisse Beurtheilerei, und die Chikane, der guten Absicht viel Abbruch thun mögen: so halte ich sie doch für das thätigste Mittel, eine gewisse Lebhaftigkeit unter das Publikum zu bringen, und der Sache eine nützliche Bewegung zu geben. Mancher, der sich außer dem nie um die Kunst bekümmerte, würde bei einer solchen Gelegenheit, wenn nicht ein Kenner, doch ein Liebhaber werden, und vielleicht seinen Reichthum, den er außerdem

---

ewigen Ruhm zu verschaffen, unter dem Publikum Leben und Thätigkeit zu wecken, und, was die Hauptfolge wäre, unter ihrem Stande diese Arten von großmüthigen Verwendungen für das Vaterland gleichsam nothwendig zu machen. Der gerechte Vorwurf, daß dieser und jener gar nichts zum gemeinen Wohl beiträgt, würde nicht lange ausbleiben; und wer nicht im Stande wäre, die gute Sache im Werk zu unterstützen, würde sich doch das Ansehen eines Weisen, und einige Mühe geben, dieselbe zu empfehlen.

auf unnützliche und wohl gar auf niederträchtige Dinge verschwendet hätte, weit rühmlicher auf Werke der Kunst, und zur Unterstützung der Künstler verwenden. Ich bin immer der Meinung, daß, wenn man es nur einmal dahin bringt, daß eine Sache frei und eifrig untersucht, beurtheilt, und ihr Werth recht abgewogen wird, sie allemal gewinnen und eine große Meinung von sich erwecken werde. Wenn man bei öffentlichen Ausstellungen der Kunstsachen hören würde, wie viel natürliche Geistesanlage, Bildung, Fleiß und Verstand dazu gehöre, um etwas, das sich auch nur über das Mittelmäßige erhebt, zu Stande zu bringen: so hoffe ich, man würde anfangen, unsern Künstler und sein Geschäft mit andern Augen zu betrachten, als man thut, und, hoffe ich, mancher würde mit heimlich zerknirschtem Herzen davon gehen, und denken, daß er nicht werth sey, dem Manne, aus welchem er sich bisher nichts machte, die Schuhriemen zu lösen. Auch die Künstler, welche man jetzt weder sucht, noch kennt, hätten bei einer solchen Anstalt Gelegenheit, sich hervorzuthun und ihre Talente zu empfehlen. Es würde anfangs nur darauf ankommen, daß man die Sache feierlich behandelte, und durch eine rühmliche Ehrerbietung für die anwesenden Werke den blos Neugierigen zu ver-

stehen gäbe, daß hier mehr verborgen liege, als in allen den Dingen, welche man blos ansieht und besucht, um seine Augen zu weiden, oder ein paar Stunden mit einem angenehmen Zeitvertreib durchzubringen.

Außer der erwähnten Akademie stehen unsern Künstlern die vielen herrlichen Gemälde in unsern Kirchen, und dann die Werke der berühmtesten Meister in unsrer Gallerie zum Studiren offen. Bei dieser letztern haben sich diesen Sommer eine Menge junger Leute eingefunden, um unter der Anweisung des Hrn. Hofkammerraths und Gallerieinspektors Dorner zu zeichnen, oder von Gemälden, welche nach ihrer Fassung und Fähigkeit waren, zu copiren; und, aus dem Eifer zu schließen, zweifle ich nicht, daß es den meisten sehr geglückt haben werde. Hr. Dorner verbindet mit der vollkommensten Kenntniß dessen, was den zwar nothwendigen, aber großentheils nur mechanischen Theil der Kunst betrifft, die Gabe, auch das Geistige eines Gemäldes, und das, was eigentlich die Seele weidet, zu erklären. Er bleibt nämlich nicht blos bei einem schönen Faltenwurf, einer herrlichen Drapperie, einer kühnen und meisterhaften Zeichnung, und was dem ähnlich ist, stehen; sondern sucht, was in der That auch das Wesen eines jeden Werkes der Kunst ist, das Erhabne und Zweckmäßige in der

Wahl des Augenblicks, in der Erfindung, der Zusammensetzung und dem Ausdruck zu zeigen, und den eigentlichen Verstand eines Künstlers nach solchen Dingen zu messen. Ich glaube auch, lieber Freund, daß solche Anmerkungen die einzigen sind, welche die Seele erhitzen und jene Kühnheit der Kunst, oder besser, ein Ideenreich, vermöge der Kunst zu wirken und zu herrschen, hervorbringen; und daß hundert Künstler bei nicht unansehnlichen Fähigkeiten, und bei allem übrigen Bestreben, bloß darum mittelmäßig und unansehnlich geblieben sind, weil sie bloß gelehrt worden, künstlich zu arbeiten, ohne jemals die Kunst zu kennen. Sie lernten, um mich deutlicher auszudrücken, alle Fertigkeiten, welche man sich eigen gemacht haben muß, wenn man die Kunst ausüben will, ohne jemals die wahre Bedeutung, das Wesen und die Begeisterung dieser Kunst zu lernen, gerade so, wie man Sprachen, das ist, französische, englische und italienische Worte lernt, ohne die Kenntnisse, den Verstand und den Geist dieser Nationen zu lernen. Daher sieht man so viele Künstler, welche gar nichts lesen, welches nach meinen Begriffen immer ein Zeichen ist, daß sie von dem Umfang ihrer Kunst wenig verstehen und noch weniger fühlen. Dieser Mangel, wobei der Geist immer dünner und roher wird, rührt

natürlich von dem ersten Unterricht her, wo man die Schüler immer nur zum Zeichnen und Kopiren anhält, ohne sie weiter zu führen, oder sie das Geringste von der Poesie zu lehren.

Wenn nun aber alles wäre, wie es seyn sollte: so fehlt es der Aufnahme und Aufmunterung der Kunst an einem wesentlichen Stück — an der Liebhaberei. Die Kunst sollte und könnte als eine Comerssache betrieben werden; und sie wird nicht einmal als eine Staats- oder Erziehungssache behandelt. Wenn von der Kunst überhaupt die Rede ist, so kommt hier vornehmlich auch das Theater in Betracht, dessen Gestalt und Wesen Sie aus den Beurtheilungen, welche von Zeit zu Zeit über dasselbe, wie wohl vergebens,*) erscheinen, kennen lernen mögen.

---

*) Ja wohl vergebens! Man hält das Schauspiel noch fast allgemein für eine bloße Ergötzung, für eine Galanterie der Seele. Das Spektakel, so nennen sies, besucht man, um sich aufzuheitern und zu belustigen. Der Seele soll das Spektakel das seyn, was dem Leib das Gefrorne oder eine andere Schleckerei ist, die man während demselben verzehrt; — als wenn es schon so ausgemacht wäre, daß es abgeschmackt und toll zugehen müsse, wenn man sich aufheitern und belustigen will.

Wir gehen nun schon so viele Jahre nach dem Theater, und sind, was den Geschmack im Allgemeinen betrifft, noch immer ebendieselben; wenn wir, was ich fürchte, nur nicht weniger geworden sind; denn wer nie etwas Mittelmäßiges gesehen, der urtheilet und empfindet weit gesünder und strenger, da man hingegen bei aller Gesundheit seines Gefühls vieler Dinge gewöhnt, und zuletzt von ihrem Unsinn gar nicht mehr gerührt wird. Ich will damit sagen, wenn es nun bei diesem Zweig der Kunst, dessen Darstellung so allgemein, dessen Wirkung so auf dem Fuß nachfolgend und wichtig ist, an der gehörigen Aufmerksamkeit fehlt: wie soll für die Kunst welche zugegen seyn? Daß unser gnädigster Churfürst ein wahrer Kenner und Liebhaber der Kunst ist, daß Höchstderselbe ein ermunternder und großmüthiger Freund der Künstler ist, das ist der Welt bekannt. Die Herren Grafen von Tattenbach und Haimhausen sind eben so erklärte und geschmackvolle Liebhaber als Beförderer der Kunst; beide Herrn Grafen besitzen auch überaus prächtige Kupfersammlungen, welche sie noch immer vermehren, und sich durch diese Denkmäler ihrer Achtung für die Kunst, wozu sie wahrlich kein Beispiel ermuntert hat, den Fremden und den Würdigsten und Verständigsten unsrer Nation ehrwürdiger und der Nachwelt

unvergeßlicher machen, als hätten sie — denn solche Dinge bleiben, wenn anderer nicht mehr gedacht wird. Einst hat die Kaufmannschaft die Künste unterstützt, und man findet noch in manchem Hause Spuren dieser glücklichen Zeit. So finden sich freilich auch noch einzelne Privatliebhaber; aber ihr Antheil ist nicht hinlänglich, der Aufmunterung der Kunst jene Bewegung zu geben, daß man sagen könnte, sie sey unter uns. Das Meiste und Ergiebigste, was bestellt wird, geht nach unsern Kirchen, eine Quelle von Malerei, die sich natürlicher Weise endlich selbst beschränkt, die sich immer nach den Unkosten, die man darauf verwenden will, und gewöhnlich nach der Idee eines zwar andächtigen, aber geschmacklosen Nichtkenners richten, und von der man, so gewiß sie des Geistigsten fähig wäre (gemäß den Begriffen, die man in Kirchen gewöhnlich von den Regierungen derselben hat und ausübt) nicht erwarten muß, daß sie das Wesentlichste der Künste emporheben werde. Wie kann ich von jemand, der die unnatürlichsten Verwirrungen und oft offenbare Albernheiten als Zierden einer Kirche aufstellt und leidet hoffen, daß, wenn er ein Kunstwerk zu übernehmen, und die Vorstellung zu bestimmen hat, er das Schicklichste, das Reichste an Idee und Ausdruck bestimmen werde?

Das, wovon man eigentlich sagen kann, daß es als Umlauf der Malerei im Publikum gewissermaßen herrsche, sind Portraite, deren Liebhaberei einen unerschöpflichen Grund in unsrer, meist belachenswürdigen Eitelkeit findet. Viele, und die Frauenzimmer beinahe ohne Ausnahme, treiben dieselbe sogar auf Gemälden so weit, daß sie sich in dem reichsten, üppigsten Putz, den jemals die schmutzige Koqueterie erfunden hat, ja mit dem dicksten Rouge auf den Gesichtern malen lassen, worüber unsre Nachkömmlinge herzlich lachen, oder vielmehr ihre ganze Verachtung nicht werden zurückhalten können. Man sollte sich doch mit der Schande begnügen, sich in seinem Leben, welch ein thörichtes Herz man habe, blosgegeben zu haben. Ach! mancher würde sich nicht malen lassen, wenn er wüßte, welch ein Gesicht er hat. Indeß betriegen wir uns alle recht gerne, lassen nichts über uns kommen, und glauben, daß es unsern Zeitgenossen und Nachkömmlingen erfreulich und wichtig seyn werde, wenn man uns sieht. Auch würde dieß diesen letztern allerdings wichtig seyn, zumal, da sie, wie ich eben sagte, so ganz ohne alle Verstellung uns sehen werden; aber ich kenne niemand, der sich etwas daraus machte, Portraite, deren sich kein Verwandter an=

nimmt, zu sammeln, und ich fürchte, die meisten gehen gar bald verloren.

Was wir noch weit unverzeihlicher vernachlässigen, ist die Kupferstecherkunst. Die Meisterstücke der Franzosen und Engländer tragen den Ruhm der Länder, aus denen sie kommen, durch die ganze Welt. Die Großen und Reichen in allen Theilen Europens thun groß damit, wenn sie einen Fremden nach ihren Kabinetten führen, und ihm zeigen können, was sie davon besitzen. Alle Welt ist mit Ehrfurcht und Hochachtung für die großen Männer, deren Bildnisse man zu sehen bekommt, für die herrlichen Gegenden u. s. w. erfüllt, und man beredet sich, es müsse daselbst, gleichsam ausschlußweise, der Sitz des Geschmacks und der Vernunft seyn. Wir Bayern können uns dieser Ehre bemächtigen, sobald wir nur wollen. Wir haben so gute, und nach Verhältniß so viele gute Köpfe aufzuweisen, als England und Frankreich; aber wir haben die bedeutenden Männer, die einen großen Kopf schätzen, wir haben die großen Beförderer nicht aufzuweisen, die allenthalben zugegen seyn müssen, wo die Bemühung um das Große und Edle der Kunst gemein und vaterländisch werden soll. Es ist mir nicht mehr unbegreiflich, wie unter so vielen Vätern, die nicht wissen, was sie mit ihren Söhnen machen sollen,

keiner sich einfallen läßt, aus dem Fähigsten (denn je dümmer der Kopf, desto besser nun fast zu allen übrigen Geschäften) einen Kupferstecher, einen Baumeister u. dgl. zu machen. Der Vater glaubt, und allerdings wird er dazu noch veranlaßt, seinen Sohn herabzusetzen, wenn er einen Künstler aus ihm macht, und er würde bis über die Ohren roth werden, wenn ihn einst seine Anverwandten fragten, was sein Sohn geworden wäre, und er müßte zur Antwort geben, er sey ein Künstler geworden. Jeder Rath und jeder Beamte glaubt dagegen ein halber Fürst zu seyn — ungeachtet man gegenwärtig diesen Herren so oft mit allem Recht ins Gesicht sagt, wie leicht es sey, und wie in Absicht auf Talent und Wissenschaft, gar nichts erfordert werde, um als eine sehr glänzende Figur, an ihrer Stelle zu seyn.

Wir haben die herrlichsten Gegenden, und so ganz romantische Landschaften in Bayern, daß ich versichert bin, die größten Künstler, wenn sie dieselben jemals gesehen hätten, würden sich freuen, ihr Talent hier zu üben, und ihre Werke, worin sie das Schönste der Natur sammeln, zu bereichern. Auch zweifle ich nicht, daß dieß noch geschehen, und daß ein Ausländer kommen werde, seinen Namen durch das, wo-

raus wir uns wenig zu machen scheinen, zu verherrlichen. Wir besitzen ferner eine der schätzbarsten Gemäldegallerieen in der Welt, vortreffliche Gemälde in den Kirchen, welches zusammen einen ganz unberührten und unerschöpflichen Schatz für einen Kupferstecher ausmachte — Doch genug davon.

Wie ich sagte, lieber Freund, bei diesen Aussichten und Ermunterungen, daß etwas geschehen möge, bin ich sehr mit dem zufrieden, und sehr stolz mit dem, was wirklich geschieht. Unsre Künstler thun wirklich viel, in Betracht, daß ihr Thun so wenig geachtet wird. Ich will meine Nachrichten von dem, was ich seit der ersten Anzeige gesehen habe, fortsetzen, und Sie nur noch erinnern, daß, da ich keine andere Gelegenheit habe, etwas zu sehen, als daß ich jeden Künstler persönlich besuche, und ihn bitte, mich über sein Werk eine Anzeige schreiben zu lassen, es leicht möglich ist, daß ich manches brave Gemälde nicht gesehen habe.

Dorner (Hr. Jakob, hiesiger Hofmaler ꝛc.) verfertigte zwei allegorische Gemälde mit weiblichen Figuren. Auf einem sieht man die Geschichtskunde, welche sich etwas an eine Säule lehnt, und in der linken Hand ein geöffnetes Buch hält; die rechte Hand

reicht sie der Malerkunst, welche unten sitzt und in der rechten eine Polite hält. Auf dem zweiten ist die Bildhauerei und die Baukunst vorgestellt, und beide sind an den ihnen zugehörigen Zeichen zu erkennen. Die Gemälde sind auf Kupfer 11/2 Schuh hoch, und 1 Sch. 2 Zoll breit.

Egel (Hr. Augustin) churfürstl. Hofbildhauer, der zu seinem Privatvergnügen auch malt, verfertigte ein historisches Stück aus dem vortrefflichen Schauspiel: Otto von Wittelsbach. Er wählte dazu aus der dritten Scene des 5ten Akts, wo Otto, nachdem er eben seine Kinder fortgeschickt hatte, sich, voll Beklemmung an die Ruinen seines verwüsteten Schlosses lehnt, und Wolf, sein Waffenträger, allein noch bei ihm ist, und sagt: Und dieß war Otto! Man erblickt noch einige Säulenwerke und prächtige Stücke (fast möchte ich sagen, sie seyen zu prächtig) des zerstörten Schlosses. Es ist Nacht und Mondschein, und die große Traurigkeit und das hohe schreckende Schweigen hat sich auf die Trümmer ehemaliger Herrlichkeit und auf Stein und Baum gesenkt. Otto, der noch einen feierlichen Augenblick hier verweilen will, um dann auf ewig Abschied zu nehmen, hat sich auf einen Stein niedergelassen. Mit der rechten hält er das unglückliche Schwert;

in die linke Hand senkt er den Kopf, und stützt seinen Arm an ein Gesims, hinter welchem schöne, hie und da beschädigte Säulen emporstehen. Neben ihm liegt auf der Erde sein Hut. Die Absicht des Dichters, der seinem Helden bei aller unerschrocknen Stärke und Hitze zu raschen Thaten, auch ein eben so edles und menschliches Herz, ein Gefühl, ganz zu leiden, was er, wie unwillkürlich gethan hatte, gegeben, und dieß vornehmlich in den zwei letzten Akten zeigen wollte, — diese Absicht des Dichters hat der Künstler trefflich erfüllt. Man erblickt an Otto keinen wilden unbändigen Kopf, sondern einen Mann, der seine That, nicht so fast der Folgen, als ihrer selbst wegen zurücknehmen möchte, und man nimmt in den Zügen seines Gesichts die Vorwürfe wahr, die er sich selbst darüber diesen Augenblick macht. Auf der einen Seite erblickt man den Wolf, welcher seiner wartet, einen Greisen voll Redlichkeit, der von nun an seinen Herrn nicht mehr verlassen wird. Das Gemälde ist auf Holz, etwa 4 Fuß hoch, und 21/2 breit.

Bei Hrn. Kirzinger (Franz) sah ich jüngst, außer einer Menge verschiedener Konversationsstücke, fünf größere Gemälde, welche der Anzeige allerdings würdig sind. 1) Aeneas

mit dem Anchises auf dem Rücken, und dem Ascanius zur Seite. 2) Cimon und Pera. 3) Der reuende Petrus. 4) Magdalena. Diese Gemälde auf Leinwand sind von gleicher Größe, etwa 51/2 Schuh hoch, und 4 Schuh breit. Ich habe hier einmal eine Magdalena angetroffen, was, wie ich schon anderswo anmerkte, bei unsern Künstlern etwas Seltenes ist. Ich habe erst jüngst dieses Bild von einem der berühmtesten Maler unsers Zeitalters gesehen. Es ist ein überaus schönes Frauenzimmer in der ausgebildetsten Blüthe ihrer Reize; aber, wie mich däucht, ist es keine Magdalena, außer man will annehmen, sie sey eben erst im Begriff, Magdalena, die Büßerin zu werden. Dieß Bild soll Andacht, Ruhe und Zerknirschung des Herzens erwecken; aber die gewöhnliche Vorstellung, wornach man ein halbnacktes Mädchen mit herabfließenden Haaren, und ein paar Thränen im Auge abbildet, diese Vorstellung, so malerisch schön sie ist, ist wahrhaftig nicht dazu gemacht, jenen Endzweck hervorzubringen, und für heilige Stätte scheint sie mir übel gewählt zu seyn. Kirzinger hat ihr ein lichtgraues Kleid gegeben, das zu dem schönen Körper und zu dem etwas blassen, holden und kummervollen Gesicht überaus gut paßt. Das fünfte Gemälde stellt den Abraham vor,

und ist 8 Schuh hoch und 6 breit. Ich habe diese Vorstellung, was zumal die Anordnung und den Ausdruck betrifft, kaum jemals schöner gesehen. Isak ist über und über mit den Schrecken des Todes bedeckt, den er jetzt — jetzt erwartet. Es ist, als fühlte er das Opfermesser bereits in seinem Herzen, und er scheint kaum mehr zu wissen, was um ihn vorgeht. So wird er weder des Engels, noch der Bewegung seines Vaters gewahr, der mit einem Blick, als sollte er verwandelt werden, nach dem Engel emporschaut. Alle Theile seines Gesichts sind im Hinumgehen von tiefster Betrübniß zum Entzücken ohne Maaß und Ende, und der Kontrast des Vaters und des Sohnes wird hiedurch unbeschreiblich angenehm rc. Kirzinger ist ein geborner Münchner; er hielt sich eine geraume Zeit in Italien auf, und studirte in Rom ein Jahr unter dem berühmten Augustin Massucci, und zwei Jahre unter Raphael Mengs. Er liest, spricht mit Gefühl und Verstand von seiner Kunst, und hat es im Historienmalen sehr weit gebracht. Im Jahre 1770 malte er zu Spalt im Kollegiatstift zu St. Nikolaus, in 23 Tägen, nach eigner Erfindung, den 52 Schuh langen Plafond, und die in dem vordern Thor 84 Schuh in der Rundung und 17 Schuh ohne Laterne, in der Höhe

haltende Kupel, nebst vier ziemlich grossen Zwerchfeldern. Er erhielt verschiedene vortheilhafte Einladungen nach dem Ausland, zog aber immer den Aufenthalt in seiner Vaterstadt vor, ungeachtet er beinahe nur von Ausländern unterstützt, geachtet und ermuntert wird. Seine Arbeiten gehen fast alle nach der Schweiz, wo sie vermuthlich wieder weiter verhandelt werden.

Die Tochter dieses Künstlers, Mariane Kirzinger, ein Mädchen von etwa sechzehn Jahren, verlegt sich aus innerm Trieb, gleichfalls auf die Kunst. Sie arbeitet mit Wärme, und scheint sich Kabinetstücke zu ihrem Fach zu wählen. Ich sah von ihr zwei Kopien nach unserm Jakob Dorner, die gut gerothen sind, und den Kenner zu einer vortheilhaften Erwartung von der Zukunft dieser jungen Künstlerin berechtigen.

Merter, (Michael) der sich auf das Landschaftmalen verlegt, copirte eine Landschaft nach Johann Heinrich Wüest, mit einer Vollkommenheit, wie man sie von diesem jungen Künstler bereits zu erwarten gewohnt ist. Von ihm hoffe ich, daß ihn die Natur und sein eigner Künstlertrieb ermuntern werden, uns einige Naturscenen um München oder dem nahen Würmsee zu liefern, dessen Lage außerordentlich mannigfaltig und prächtig ist.

Seidel (Andreas) verfertigte das Vesperbild, ein Frescogemälde, welches an der äußern zulaufenden Chormauer der hiesigen Frauenstiftskirche zu sehen ist. Das ganze Gemälde ist 9 Schuh 2 Zoll breit, 7 Schuh 3 Zoll hoch, jede Figur 7 Schuh.

Ebenderselbe hat dieß Jahr auch die äußern Stücke an der Galleriemauer im Hofgarten zu Ende gebracht.

Winter (Joseph der Sohn) malte die Thierstücke und die 4 Bataillenstücke. Dieser junge Künstler besitzt in der Thiermalerei eine ganz außerordentliche Fähigkeit. Er ist eben so erfinderisch, und entwirft mit unglaublicher Geschwindigkeit und eben so großem Feuer die herrlichsten Scenen. Schade, daß gegenwärtig die Thiermalerei nicht recht Mode seyn will! Ich würde es an der Stelle dieses braven Künstlers mit den äsopischen und andern Fabeln versuchen, wo Handlungen und Ausdrücke vorkommen, und die Thierstücke zugleich Konversationsstücke sind. Da der Künstler auch radirt, so wäre vielleicht eine Ankündigung, worin man dem Vaterlande eine vollständige Reihe und Sammlung unsrer inländischen wilden und heimischen Thiere, jedes in einer auszeichnenden Handlung, verspräche, ein Mittel, seinem Talent alle die Aussichten zu verschaffen, wobei es sich erweitern und den größten

Gipfel seines Ruhms (auch unsers Ruhms) erreichen könnte.

Wink (Hr. Johannes Amandus) unser vortrefflicher Blumen- und Früchtenmaler, copirte nach Mignon ein Blumen- und Fruchtstück von einer so außerordentlich kühnen, reichen und mannigfaltigen Zusammensetzung, daß ich dafür halte, das Stück reiche an das Vortrefflichste, was man von dieser Art sehen kann. Und Wink hat es hergestellt, daß mancher Kenner verlegen seyn würde, eines von beiden zu wählen.

Von der Kupferstecherkunst sah ich verschiedne kleine Stücke vom Weissenhahn, z. B. das Portrait des Rousseau, nach Ingouf dem Jüngern, welches gut gerathen ist.

Von Bildhauerarbeit sah ich verschiedne geistliche Bilder, welche die bürgerlichen Stadtbildhauer Prözner und Heringer nach dem churfürstl. Krankenhaus zu Giesing verfertigt haben.

Ich wünsche so sehnlich, alles, so klein es seyn mag, sammeln zu können, daß ich mit Freuden einen halben Tag laufen will, um ein Täfelein zu sehen, von dem ich höre, daß es aus den Händen eines Künstlers, der nun auch lebt, da ich lebe, gekommen ist. Wenn ich dann auch nicht sehe, was ich mir unter-

wegs vorgestellt habe: dennoch glaube ich, etwas Wichtiges für unsern Nachruhm zu thun, wenn ich aufgezeichnet hinterlasse, was ich gesehen habe; denn nach dem Geiste unsrer Schriften, welche wir jetzt schreiben, nach den Werken der Kunst, die wir an sie abtreten, werden uns unsere Nachkommen beurtheilen, und sie werden gar viel sehen, worüber wir kaltsinnig hinweggehen.

Was ich glaube, in Betracht der gegenwärtigen Achtung für die Kunst immer in Erwägung ziehen zu müssen, sind die häuslichen, ermunternden oder niederschlagenden Umstände, worin sich jemand, der mit der Seele arbeitet, befindet. Und so sehr es mich kränket, einen Mann, der stets eines heitern Geistes seyn soll, dürftig zu finden: so weiß ich nicht, wie mirs bei allem dem so schmerzend angenehm wird, jemand, dessen Seele durch Armuth nicht gebeugt wird, zu sehen, indem dieß theils die Gewalt der Kunst über die Herzen zeigt, theils für mißkannte, oder, bei aller Achtung, für unglückliche Künstler, ein unschätzbares Beispiel bleibt, in Tagen des Kummers nicht gleich zu verzagen. Ich sagte eben, daß ich Ihnen noch etwas von Landschaften zu erzählen hätte, und nun will ichs thun, aber Ihnen mehr von dem Manne, der sie gemalt hat, erzählen. Ich besuchte unsern

alten Stephan, weil man mir sagte, daß er etwas male. Er ist ein braver Oelmaler, und besonders besitzt er ein geübtes Talent zum Landschaftmalen. Ich werde den Eindruck nie wieder verlieren, welchen der Anblick dessen, was mir bei Eröffnung seiner Stube in die Augen fiel, auf mich machte. An einer Seitenwand saß seine, ich vermuthe, beinahe achtzigjährige Frau, die ganz blind ist. Und als der Mann mir entgegen ging, sah ich, daß auch er nur Ein Auge habe. Die kleine Stube war sehr reinlich, und so sah das Ding so rührend und so malerisch aus, wie ichs noch auf keinem Gemälde gesehen habe. Den Vormittag bringt der Mann mit Besorgung des Hauswesens zu. Er bereitet das Mittagmahl und bringt die Stube in Ordnung. Nachmittag malt er. Er zeigte mir 4 Landschaften, welche die vier Jahrszeiten vorstellen, und zwei geistliche Stücke, den heil. Lorenz und Stephan, welche er etwas mehr als untermalt hatte. Wenn der Mann bei diesen Umständen die ersten Meisterstücke verfertigte, das würde mich nicht so sehr wundern, wie die heitre Gelassenheit, mit welcher er diese Umstände erträgt. Er beklagte sich nicht mit einem Worte, und klagte nur über die jetzige Kürze des Tags, der, da er für ihn eben erst anfangen sollte, wieder zu Ende ging. Ich

erinnere mich bei dieser Gelegenheit einer überaus rührenden Anekdote des großen Domenichino, die ich Ihnen erzählen, und dann diese Nachricht beschließen will. Dieser berühmte Künstler, dessen Werke man jetzt an großen und reichen Höfen als einen prächtigen Schatz bewahrt, lebte in Rom mühselig und dürftig. Eines Tags bemerkte er einen Künstler, der an einem seiner Gemälde copirte. Dieß war ein Franzos, den sein Hof nach Rom geschickt hatte, die Werke dieses Meisters, deren Werth die Ausländer kannten, copiren zu lassen. Domenichino betrachtete die Kopie, und konnte sich aus guter Absicht nicht enthalten, den Fremden zu erinnern, was er versehen und zu verbessern hätte. Dieß verleitete den Franzosen, welchem ein solches Erinnern nicht allerdings erfreulich seyn mochte, dem ihm unbekannten Beurtheiler zu sagen, daß ers besser machen sollte, wenn ers besser verstünde. Dieser nahm das Anerbieten an, und kaum machte er etliche Striche, als der Franzos mit Erstaunen ausrief, nur Domenichino selbst könne so was verfertigen. Wie viel haben Sie für die Kopie? fragte dieser nach einer Pause den Franzosen. „Zwei tausend Gulden!“ Bei diesen Worten kehrte der gute Domenichino sich um, und weinte bitterlich; denn ihm hatte man für das Ori-

ginal 300 fl. gegeben, und der Mann weinte Thränen, auf das Brod, das er aß, und auf die Quelle, woraus er trank.

Ein Fürst sollte sich diese Scene malen lassen; so wie ich längst gewünscht habe, daß man die zwei berühmten Helden, den Hanibal und den Scipio, wie sie sich, höchst neugierig einander einmal zu sehen, auf einem Hügel begegnen, und vor Verwunderung und hochachtendem Schrecken über ihren wechselseitigen Anblick still stehen, und eine Weile kein Wort reden können. In kleinen Entfernungen stünden, vermöge der vorgegangenen Abrede, da die Römer, dort die Karthaginenser, und äußerten verschieden ihren gegenwärtigen Antheil. Mit der Hälfte der jährlichen Summe, welche man für die schädlichen Gaukeleien auf großen Theatern hingibt, könnte man diese verewigenden Denkmähler des menschlichen Geistes von dem ersten jetztlebenden Künstler erhalten u. s. w.

Vaterländische Kunstnachrichten.

Die nachstehenden angehenden Künstler haben mir erlaubt, dem Publikum zu sagen, daß sie zu ihrem Beruf bereits muthig einen Weg angetreten, wo man, wenn man nicht die höchsten Stufen erreicht, gleich denen in den Tiefen zurückbleibt, — den Weg der Kunst.

Felix Halm, ein Münchner, verlegt sich auf Landschaften, worin er bereits einige Versuche theils im Zeichnen nach Waterloo und andern großen Meistern in diesem Fache, theils auch im Malen, (und zwar in diesem in zwei Stücken nach Bemel jedes zu 2 Schuh 101/2 Zoll hoch, 2 Schuh 1 Zoll breit) dann in andern zweien Querstücken (jedes 81/4 Zoll hoch, 1 Schuh breit) nach Kobel, und zwar letztere auf Holz, auf eine sehr glückliche Art ausgeführt hat, so

daß man bald erwarten kann, von des Verfassers eigner Erfindung etwas seiner ersten Ankündigung zu erhalten, zumal da ihm einzig die Liebe zur Kunst den Muth gegeben, sich derselben zu weihen.

Anton Zeller von Scherzingen aus Preißgau malt Portraite und Gesellschaftsstücke, beides bereits sehr glücklich. Jene sind nicht nur äußerst kennbar, sondern beinahe, als wärens wirkliche Ideale, mit auszeichnendem Gepräge ihres Geistes begabet, und mit kühner Hand dargestellt. Ein Gesellschaftsstück von seiner eignen Erfindung (es ist auf Holz 1 Sch. 21/2 Zoll hoch, 1 Sch. 1/2 Z. breit) stellt einen Schulmeister vor, wie er in einem Wirthshause vor anwesenden Bauern die Zeitung vorliest. Die Zusammensetzung ist voll Natur, und wer die Stellungen der Bauern und ihre Köpfe ansieht, erräth, ohne eben ein Physionomist zu seyn, beim ersten Anblick den Ausdruck eines jeden. Man sieht es dem Leser an, daß er sich für den Gelehrtesten in der Gesellschaft hält; er scheint eben ein wichtiges Stück aus der Zeitung herabzusprechen, denn einer der Zuhörer hält im Trinken inne; und doch scheint er sich, als wären ihm solche Sachen längst geläufig, nicht viel darüber zu verwundern; in den übrigen herrscht und erwacht theils stolze Freude, womit man sich denkt, wir sinds,

theils dummes lachendes Staunen, oder tiefes Nachdenken beim wilden Nichtdenker; so sind auch die Gewänder und das Uebrige im Hausgeräth auf das sorgfältigste angezeigt.

Ich kann niemals ohne einen gewissen hohen Schauder einen jungen Künstler ins Innere des Heiligthums gehen sehen, um daraus Geheimnisse zu holen, deren Wesen nur dazu berufnen Augen erscheint, deren Geist den Meisten eben so unsichtbar, als unerreichbar bleibt; denn allenthalben steht die Weisheit eben so hoch, als Mittel, wodurch sie erlangt wird. Ein großer Theil bleibt allemal bei diesen letztern stehen, ohne einmal das, wozu sie führen, zu ahnden. Sie zeichnen und ordnen an, und geben Farben, und wissen nicht, warum.

Ich sehe in den Arbeiten der eben genannten jungen Künstler Spuren und Beweise reifender Betrachtungen über die Schönheit und Ordnung der Natur, und, wenn ich mir einiges Zutrauen erworben habe so ermuntere ich sie bei demselben, sich nie zu andern Begriffen von der Kunst bereden zu lassen, und die untergeordneten Theile, so nothwendig sie zur Erreichung des Hauptwesens sind, stets nur als Mittel zu betrachten. Die besten Dichter aus den alten und neuern Zeiten sollen sie nie aus den Händen legen, und ihre Gemälde und An-

weisungen sollen ihnen immer zum Muster dienen, und den Geist der Erfindung beleben, und ausbilden.

Man bemühe sich erst, dieß ist die erste und letzte Regel, die ich jedem Künstler, (so wie jedem Schriftsteller) zu geben habe, die Sache, welche man darstellen will, mit verliebten Augen zu sehen, und sich die Darstellung derselben zum Bedürfniß des Herzens zu machen, dann wird man sinnreich und unermüdet seyn, sich der Mittel, wodurch sie dargestellt werden kann, zu bemächtigen. Das Gefühl seiner Kräfte, und die edle Kühnheit seiner Gedanken wird dem Künstler die Mühe des Zeichnens erleichtern, und die unendlich reiche Verwischung der Farben ihm aufschließen.

Man verderbe sich nicht (ich rede hier zu einem Künstler, der sich selbst empor schwingen kann; dem schwächern ist freilich nichts übrig, als sich auf fremden Rücken empor tragen zu lassen) — mit der sklavischen Uebung des vielen Copirens. Warum will man den pierischen Trank erst aus fremdem Munde in den seinigen nehmen, und nicht lieber selbst aus der Quelle trinken, aus welcher der andere geschöpft hat? Die meisten, wenigstens überaus viele trachten nach dem Gefallenden und Angenehmen, und wenn sie sich nur einmal lebhafter und glänzender Farben versichert ha=

ben, dann, wenn sie auch den Mund immer voll von Anpreisung der Natur haben, ists, als hätten sie alle Natur verschworen. Sie halten sich frühzeitig an gewisse Tinten, und glauben, die Farben in der Natur zu sehen, die sie auf ihrer Leinwand zu sehen gewohnt sind.

Wie der, welcher von der Aehnlichkeit eines Portraits urtheilen will, das Original vor sich sehen muß: so soll man, um von einer Copie etwas Wesentliches lernen zu können, die Natur, von der sie gezogen ist, beobachtet haben. Es ist nützlicher, eine einzige Landschaft aus der Natur zu malen, als zehen zu copiren, und ich wollte lieber einen Ast vom Leben gemalt, als einen ganzen Baum auf der Leinwand. Anfänglich werden solche Gemälde sehr überladen und roh seyn; aber wie die plumpen ungestalteten Gliedmaßen kindlicher Körper bei dem jugendlichen Wuchs in die schönsten Formen sich ausbilden: so gehen in solchen Werken unmerklich die schönern Theile hervor, und der Geist der wahren Verhältnisse und Harmonien gewinnt die Oberhand. Hier schärft sich das Auge durch eigne Uebung, und jede Bemerkung öffnet den Weg zu einer neuen: jede Sättigung reizet den Hunger und immer heftiger von neuem. Der Zustand läßt sich mit nichts vergleichen, wenn die Seele

anfängt, über die Natur mit dem Blick des fühlenden und beobachtenden Künstlers zu schauen, die tausend und tausend Partien, die z. B. in einem einzigen Baum oder Fels vorhanden sind, wahr zu nehmen, die unendliche Abwechslung und Mannigfaltigkeit der Lichter zu beobachten, alle die Regeln vom Zeichnen, von der Perspective und andern Wissenschaften hier aufs genaueste, und doch nur wie von ungefähr, zu finden, und etwas Mächtigers, etwas noch immer Unerreichbarers zu ahnden. O dann du süße, verklärte, und verklärende Schwärmerei, du Gefühl gegenwärtiger Paradiese, wobei der Himmel sich niederläßt!

Von dir müsse das Herz des Künstlers überströmen! er sehe bei Tag unsichtbare Wesen, und träume bei Nacht von der himmlischen Anmuth der Grazien, die gemeinen Begierden sollen ihm unbekannt seyn, und nur, was edel und würdig ist, soll in seinem Herzen glühen, und ihn antreiben, durch herrliche Werke sich Erleichterung zu verschaffen. Ich würde mirs nie vergeben, wenn ich einem Künstler jemals meine freundschaftlichen Gedanken sagte, ohne ihn an etwas, ohne das ers nicht werden, noch seyn kann, zu erinnern.

Er soll, (so auch der Schriftsteller) wie ein Pferd von edler Art, das auf der Laufbahn zu kämpfen hat, mit leichten Speisen,

und mit geistigen Dingen, (man begreift wohl, was ich meine) sich nähren. Ihm soll über einer Tafel, wo bloß Speisen zugegen sind, eckeln, bei einer Gesellschaft, wo nichts Würdiges vorkommt, langweilen, und bei Spiel und Trunk der Aerger davon treiben. Was Protogenes that, als er an seinem berühmten Meisterstück arbeitete, das diene ihm zum Muster. Er genoß, während er mit dem vortrefflichen Werk beschäftigt war, nur die leichtesten Speisen, um sich nicht durch gröbere Dünste die feinern Säfte zu verderben, und die Stärke der Einbildungskraft zu schwächen. Und nie vergesse er, was Horaz dem Manne, dessen Leben eine Begeisterung seyn soll, zurief, vergesse nie sich vom Wein und den Lüsten der Sinne zu enthalten, und bei steter Nüchternheit des Herzens, und dem Stillschweigen theilender Leidenschaften den Ruf der Natur und Kunst zu vernehmen.

Nun wieder zu unsern Künstlern auf der Bahn der Ehre und des Wohlthuns, das durch ihre Bemühungen sich über die Menschheit ergießen soll. Laßt uns nie vergessen, theure Freunde, daß wir uns nun einmal dahin gestellt haben, wo wir nicht wieder zurück können, ohne uns selbst, und uns allen Ehre oder Unehre einzuerndten, und daß die Nachwelt einst fragen wird: Wo sind die, deren

Namen wir lasen, und wie weit sind sie gekommen, die damals hinanstiegen mit einem Muth, als würden sie nicht ruhen, bis sie den Himmel bestiegen haben? Seht, uns voran auf seligen Höhen dort ruhen, und grünen die unsterblichen Lorbeer um die Scheitel der Großgeister aus Frankreich, Italien, und Deutschland; dahin laßt uns eilen, wo Raphael und Rubens wohnen, auch, wenn man uns nicht wie Raphael und Rubens ehren, und lohnen sollte. Die Liebe zur Kunst ist über alles, ist sich selbst Belohnung und Schaubühne, ist wie die Ehre, mächtiger, dann Rang und Reichthum.

Von den Ursachen des geringen Einflusses der schönen Künste auf die Denkungsart und Sitten des Volkes.

Wenn ich oft die Menge der Gemälde und Bilder in unsern Kirchen und öffentlichen Plätzen betrachte, und mir dann die unbeschreibliche Kraft jenes Eindrucks vorstelle, welchen ein einziges, das wahrhaft gut ist, auf ein ganzes Volk zu wirken vermögend wäre, wenn ich mich an das begeisterte Lob der Alten für den Jupiter Phydias, und an ihr Zeugniß, daß er allein der Religion ein neues Gewicht gegeben habe, erinnere, und dann wahrnehme, wie man unsere Bilder kaum ansieht, und

wie keine Seele daran zu denken scheint, daß in denselben die thätigste Nahrung für den Geist und das Herz sich befinde: dann weiß ich nicht, ob ich über die Geistlosigkeit und den Verfall der Künste, oder über die Trägheit des Volks, das dieselben ansieht, und weggehet, mich kränken soll. Jener scheint diese veranlaßt zu haben, und diese hingegen scheint jene unausbleiblich nach sich zu ziehen. Doch es mag von diesen beiden eines, welches es immer ist, die Wirkung des andern seyn: so ist es für jeden, dem daran liegt, mehr um gebildete, als rohe Menschen zu leben, gewiß höchst wichtig, den wahren Grund des geringen Einflusses der Künste zu untersuchen.

Ja, meine Herren, wem dieses Gefühl fehlt, dem fehlt das Gefühl für die Ordnung in Gedanken und Handlungen, das Gefühl für feine und wohlthätige Empfindungen, und das beste, was einen Menschen schätzbar machen, und zu seiner hohen Bestimmung ihn führen kann.

Ich will also einige von den Ursachen angeben, welche bei uns theils auf der Seite der Künstler, theils des Volks sich finden, und ich hoffe, daß, wenn sie auch die vornehmsten nicht seyn sollten, sie doch dazu nützlich seyn könnten, daß man wenigstens mehr, als man es bisher war, besorgt werde, auf diese höchst-

wichtige Sache zu merken, über sie nachzudenken, und etwas bessers, als ich hier erinnere, zu lehren.

Es scheint, daß vielen unserer Künstler ihre eigne Kunst nur dem Namen nach bekannt sey. Sie glauben, die Mühe und Geduld, welche sie auf die Erlernung der ersten Anfangsgründe des Zeichnens, der Farbengebung rc. verwenden mußten, sey das einzige, worauf sie zu sehen hätten, und sie gehen daher an ihre Arbeit, ohne an was anders, als diese Dinge zu denken. Wie die Schönschreiber um nichts, als ihre Buchstaben sich kümmern, und wenn nur diese gut sind, sich einbilden, gut und schön geschrieben zu haben: so begnügen sich diese Künstler, etwas nach dem Gemeinsinne mit Mühe gearbeitet, und den, der es forderte, befriedigt zu haben. Ihre Anstrengung, während daß sie arbeiten, ist derjenigen gleich, welche etwa zur Auflösung einer algebraischen Aufgabe erfordert wird, ist ein bloßes mühsames Anhalten nach Treue und Pünktlichkeit, und theilt indeß der Seele keine andere, als die Empfindung des Kaltsinns mit. Wie soll auf diese Art von einem Kunststücke, dem der Künstler nichts mitgab, etwas in den Zuschauer übergehen? Aber beide sind schon gewohnt, nichts zu suchen, nichts in der Kunst von Empfindungen und

Leben zu ahnden, und ein Gemälde, eine Statue für das, was diese auch wirklich sind, für ein mühsames Spielwerk zu halten.

Dieser schädliche, unrühmliche Irthum wird vornehmlich in den Akademien, welchen man die erste Bildung der Künstler auftrug, ernährt. In diesen Anfangsschulen sagt man oft dem Verstande sehr viel, und dem Herzen sehr wenig. Man lehrt gemeiniglich allein nur das, was den Künstler unterstützen, aber nicht regieren muß, nämlich das Zeichnen und den Auftrag der Farben, und vergißt oft das, was die Hauptsache seyn, und aller Zeichnung vorgehen soll, nämlich den Unterricht und die Erklärung, von welchen Leidenschaften eigentlich diese Stellung verursachet, und diese Zeichnung gefordert wird. Dieses soll man, statt daß man für einen todten Körper, ich meine, für einen Körper ohne Bewegung, sich hinstellt, voraus erklären; und, gleichwie man nicht die Sprachen, sondern die Sachen, die in denselben geschrieben sind, lernt: so soll man das, was zu dieser Gruppe Anlaß gegeben, das, was diesen Körper, der nun dasteht, so bewegt hat, voraussetzen. Freilich kann das wahre Maaß und die Güte der Zeichnung, so wie die bloße Ordnung der Töne von sich selbst schon ergötzen; aber wenn gleich falsche Vorstellungen auch wirkliche Empfindungen hervorbringen können:

so kann eine gute Zeichnung auch ohne den gehörigen Ausdruck zwar das Auge des mechanischen Künstlers, aber niemals das Herz des wahren Kenners vergnügen, der von jeder Sache nicht nur, daß sie gut sey, sondern daß sie wahr, daß sie ausdrückend, und allein für das, was sie vorstellen soll, gemacht sey, verlangen wird.

Solche Künstler, Maler, Bildhauer und Tonkünstler, die um das Wesen, woraus ihre Kunst hervorgeht, nichts wissen, arbeiten wie Dichter, die nur mit den drei Einheiten, und dem äußern Wohlstande der Schaubühne bekannt sind, niemals aus dem Innern heraus. Die Ermüdung ihrer Hände ist der einzige Zeuge ihres Fleißes, und der Preis, mit welchem man ihre Mühe belohnt hat, ist der Ausspruch für den Werth und Unwerth ihrer Arbeiten. Da sie in ihrem Leben nie nachdachten, wie jede Stellung von einer gewissen Leidenschaft, die man in einem gewissen Zeitpunkte ausdrückt, bestimmt wird: da sie nicht wissen, daß die regelmäßigste Zeichnung, die gewisseste Farbengebung, die schönste Anlage der Theile, gemäß den Gegenständen, von welchen sie angelegt, denen sie untergeordnet seyn sollen, falsch, niedrig, ausdrucklos seyn können: so ist es ihnen gänzlich gleichgültig, ob sie diesen oder jenen Zeitpunkt gewählt, diese oder jene

Anordnung getroffen, und sich dem, was sie ausdrücken sollten, genähert haben. Sie begreifen nicht, daß ihre Werke, so wie die Werke der Dichter, mit der Natur in der engsten Verbindung stehen, daß man seinen Geist immer zu nähren, sein Gefühl immer stärker, getreuer machen, und durch eine unausgesetzte Lectüre und Beobachtung seiner Kunst sich stets gewisser versichern soll. Die meisten dieser Maler haben vielleicht niemals die Schaubühne betreten, niemals einen Dichter in die Hände genommen, noch einer menschlichen Handlung aus Künstlerabsicht mitbeigewohnt; viele haben niemals im Freien als Künstler geathmet, und doch besitzen sie die stolze Einbildung, ihre Arbeiten für Kunst, und das, was sie als Schüler die meiste Anstrengung ihrer Leibeskräfte, und die größte Ueberwindung gekostet, für das Einzige ihres Berufes zu halten.

Auf diese Art sind ihre Werke Produkte des Brodzwangs, statt daß sie Früchte der Liebe, Geschöpfe des höheren Eifers seyn sollten. Die wahre Kunst muß, wie die wahre Tugend, mit sich selbst vergnügt, von sich selbst belebt seyn. Beinahe alle andere Pflichten können vielleicht wohl verrichtet werden, wenn man sie gleich nicht allemal mit der gehörigen Absicht verrichtet, nur nicht die Werke des Her=

zens und Genies. Man kann vielleicht ein guter Arzt, ein guter Soldat seyn, wenn gleich die Beweggründe, mit welchen sie ihre Pflicht erfüllen, diejenigen nicht sind, die sie seyn sollten; aber wer etwas schaffen will, das Liebe einflößen soll, der muß ehe selbst von der Liebe begeistert seyn. Wen nicht ein höheres Ungestüm nöthigt, sich hinzusetzen, und in einem überirdischen Taumel, und in dem Bewußtseyn einer ungewöhnlichen Stärke, etwas zu entwerfen, von dem ihm während seiner Arbeit eine innere Gewißheit sagt, daß es andere, wie ihn rühren, daß es ewig seyn werde, dessen Werk verdient den Beifall des wahren Künstlers, des empfindsamen Kenners nicht. Ich weiß es indeß wohl, die Anlage und Ausführung eines Werks steht nicht immer in der Willkühr des Künstlers, den der Mangel verfolget. Gemeiniglich glaubt derjenige, der Geld besitzt, den Maler zu bezahlen, daß ihm auch das Talent eigen sey, denselben zu belehren. Er nöthigt ihn oft, die zerrissenen Bilder seines kranken Gehirns zu bearbeiten, und in die Wälder einen Delphin, und in die See einen Eber zu malen. Das weiß ich, und ich erinnere auch nur an meine Anmerkung diejenigen, die von diesem Zwange befreit, und vollkommen so glücklich sind, mit ihrem eignen Geiste und Enthusiasmus

zu arbeiten, die Gottheit, welche ihre Herzen entflammen sollte, zu erwarten, und sich ihr ganz zu überlassen. Die Natur und Freude des Herzens war es, die den Zeuxis mahnte; sie führte ihm, wann er malte, den Pinsel; und das Vergnügen, sein eigenes Entzücken in die Herzen anderer Menschen zu gießen, die Ehre, das Andenken seines Jahrhunderts in die entferntesten Provinzen und Zeiten zu tragen, belohnte ihn, wenn er seine Meisterstücke an Prinzen und Städte verschenkte, so wie sie dem edelmüthigen Nicias die Großmuth gab, 60 Talente, die ihm das Ausland für ein einziges Gemälde anbot, auszuschlagen, und den Geist, der in diesem Werke lebte, glühte, nur seinen Landsleuten zu gönnen.

Aber es scheint schon überhaupt, daß der größte Theil der Künstler, so wie der Dichter, auch wenn sie mit Genie arbeiten, wenig nachdenke, warum er arbeite, und wohin er dann endlich einmal seine Ideen zu führen habe. Sie gleichen den Gelehrten, die zwar oft eine große Kenntniß, eine große Belesenheit, aber keinen Verstand besitzen, dieselbe nützlich und gehörig anzulegen. Ich soll durch sinnliche Vorstellungen diese oder jene Leidenschaften in den Gemüthern meiner Leser, meiner Zuseher aufwecken: wohin führen dann aber meine Vor=

stellungen? Sind sie wohl auch fähig, Bewegungen in den Herzen hervorzubringen? Und wenn sie's sind, von welcher Art sind am Ende diese Bewegungen? Habe ich sie während meiner Arbeit wohl auch selbst empfunden? Ist mein Werk ein ganzes, das auf eine große und edle Leidenschaft zielt? Welche Art von Leidenschaften wird es eigentlich hervorbringen? Wird es Liebe, oder Abscheu, Zufriedenheit oder Mißvergnügen einflößen? Wird es diejenigen, in deren Herzen ich diesen Eindruck verursache, edler, zufriedner, größer machen? Ist der Staat glücklich, der nach der Empfindung, welche meine Vorstellungen ihm einflößen, handeln würde?

Diese, allen schönen Künsten gemeinschaftliche Untersuchung, dieser große, erste Endzweck, ohne welchen das größte Meisterstück die Frucht einer verwegnen, gedankenlosen, oft gefährlichen Unternehmung ist, wird von wenigen Künstlern gekannt, und, was zu bewundern ist, von wenigen Kunstkennern gefordert. Wie diese die Stimme ihres eignen Herzens nicht hören, sich nicht fragen, was sie doch einzig fragen sollten, ob sie, während daß sie ein Gemälde betrachten, auch gerührt, und wie sie gerührt worden; sondern allein diejenigen Stellen, wo die Kunst sich aus-

nimmt, beobachten: so arbeiten die Künstler auf gerathewohl fort, ohne sich um die Wirkung, welche ihr Ganzes hervorbringt, zu bekümmern. Sie begnügen sich, schöne Geister, weiche Herzen zu bilden, und nehmen nicht wahr, daß all ihr Unternehmen dahin geht, schlechte, gemeine Seelen, und weibische oder lasterhafte Gemüther zu erwecken. Viele unserer Künstler und Dichter begehen das in ihren Werken, was sie abwehren müssen, und versetzen eben denen, die sie vergnügen und stärken sollten, tödtliche Wunden. Wie Kinder mit ihrem Lämpchen herumjagen, und anzünden, und niemals um die Gefahr eines Schadens sich umsehen: so treiben sie mit ihren Talenten den lieblosesten Muthwillen, und wühlen gerade das auf, was sie unterdrücken, oder wenigstens lenken sollten. Die Triebe z. B. des edlen Stolzes, das Gefühl der empfindsamen Liebe, der Muth im Ungemach und gegenwärtigen Gefahren, sind nothwendige Triebe, sind wohlthätige Gefährten des Lebens, ohne welche kein Talent statt findet, und nichts Großes gedeihet; aber den armen Menschen aus dieser Unempfindlichkeit aufreißen, jeden seiner Herzenstheile ausfüllen, jeder Nerve Saft und Kraft, und Verlangen geben, so daß der Mensch, betrunken von diesen Trieben, nichts sieht, nichts hört, nichts

fühlt, als Ehre, Liebe, Unerschrockenheit, und sodann ihn hinstellen in die Welt, die für ihn nur ein Trieb ist, ihn laufen lassen nach der jähen Wand eines Abgrunds, wo, wenn er hineinstürzt, keine Rettung mehr ist, — das ist noch weit schrecklicher, verwüstender, für das Privat- und allgemeine Wohl weit schädlicher, als im Gegentheile eine gänzliche Unempfindlichkeit, wo die Herzen in einer gänzlichen Stille, ohne alle Triebe darniederliegen, jemals hat werden können. Gleichwohl ist dieß das unglückliche Bemühen vieler von unsern heutigen Dichtern und Künstlern. Andere gehen ohne Unterschied, ohne Wahl und Ordnung auf eine zufällige Ideenjagd los, werfen alle Arten von Gefühlen untereinander, und jagen die Seele in einem Kreise zweckloser Schwärmereien herum.

Wie nun diese entweder leere, verderbliche, oder gar keine Leidenschaften erwecken: so verfehlen andere den Ton, der dem Lande, für das sie erfinden und arbeiten sollen, vernehmlich und angemessen ist. Sie halten sich an die Vorstellungen, welche im Auslande berühmt sind, stellen dem Volke fremde Thaten, von fremden Trieben erzeugt, zur Schau aus, und rücken mit ihren Ideen, und ihrer Manier von dem Boden, auf dem sie leben,

für den sie allein denken und empfinden sollen, hinweg. Es ist nothwendig, den Erfindungsgeist der Alten bei der Geschichte ihrer Götter und Helden zu studieren; aber es ist widersinnig, eben dieselben Gegenstände, welche einem Volke mit weit andern Begriffen, wichtig und heilig waren, vorstellen zu wollen. Es ist nützlich, die Art, mit welcher die Alten ihre Empfindungen anlegten, eintheilten und vollendeten, zu betrachten; aber es ist unschicklich, seine Empfindungen überall gerade so einrichten und austheilen zu wollen. Wie es höchst abentheuerlich seyn würde, wenn ein Feldherr in unsern Zeiten die Schlachtordnung Alexanders nachahmen, und seine Waffen aus der Ursache annehmen wollte, weil er mit denselben das unermeßliche Heer der Perser zerstreut hat: eben so ungereimt ist es, unsere Einbildungskraft für einen Gegenstand, der für uns niemals erheblich seyn kann, erhitzen zu wollen. Man sieht solche Arbeiten an, bewundert sie, aber man fühlt sie so wenig, so wenig man etwa eine gute Satyre, welche für die großen Thorheiten der Pariser geschrieben, in Paris hoch gepriesen ward, in unserm Lande benutzen kann. Je mehr ein Gegenstand unsern eignen Angelegenheiten sich nähert, je mehr wir darin uns selbst oder andere erkennen: desto besser wird er auf uns

wirken. Die Werke großer Meister sind nicht sowohl wegen der Kunst in der Ausarbeitung, sondern auch vorzüglich wegen der Wahl häuslicher, passender Gegenstände berühmt und nachahmungswürdig. Wie sie allein die Natur, die sie täglich sahen, studierten: so suchten sie allemal solche Dinge, die jedermann angingen, auszudrücken, und Dichter und Künstler huben ihre Gegenstände von dem Volke sich aus, bei dem sie ihre besten Stunden und die Jugend ihrer Talente verlebt haben.

Die gewöhnliche Methode unserer Lehrbücher von Künsten, und überhaupt die Art, wie man hie und da die schönen Wissenschaften auf Schulen lehret, trägt sehr viel bei, das Gefühl für dieselben zu unterdrücken, oder zu verstimmen. Man scheint oft nicht zu glauben, daß man jedes Ding so, wie es entstand, lehren, und mithin die Ausübung allemal der Theorie vorziehen müsse, scheint manchmal nicht zu wissen, daß, so oft diese entstanden ist, jene sich verloren habe. Man liest nur immer über das Gefühl, statt daß man dieses einflößen soll, lehrt immer, als wenn man aus seinen Schülern lauter Kunstrichter machen wollte, und beschäftigt sich mit dem Schatten der Kunst. Manchmal versetzt man sich in fremde Sphären, wenn man redet,

sieht das nicht, wovon man spricht, oder man stellt sich vor ein Gemälde hin, und zerzauset dem Bild, dessen Gefühl heilig seyn sollte, das Gewand. Auf diese Art entfernt man sich immer weiter von dem, was man sucht, wie einige Theologen das Leben des Glaubens immer weniger fühlen, und ausüben, je mehr sie in die Zanksucht versinken. Man glaubt, die Kunst auszubreiten, und tödtet sie in den Seelen, wo sie noch ohnmächtig liegt, ehe sie sich regen und heben kann, durch seine Dogmatik. Und da es leichter ist, von einer Sache zu sagen, wie man sie machen soll, als wie sie wirklich gemacht ist, zu lehren: so findet sich heut zu Tage eine so große Menge sogenannter Belletristen, denen zwar zu andern Künsten alles Talent versagt, aber gerade zu der schweresten aller Künste gegeben wird. Indem man von jenen Dingen, von denen man nichts erwartet, auch nichts erhält: so geht man von dem geistreichsten Gemälde eben so ungerührt, als man hintrat, hinweg. Mancher Große hat, wenn er in die Gallerie seiner Gemälde, die mit unsäglichen Kosten erkauft worden, hineintritt, und die Denkmäler betrachtet, deren geheime Züge, wenn er Gefühl hätte, seine Sinnen ergreifen müßten, keinen andern Nutzen, als den er haben würde, wenn er sich indeß hingesetzt, und, daß zwei und zwei

die Zahl vier gibt, berechnet hätte. Er glaubt an das Heiligthum der Künste, aber er fühlt sie nicht, und wenns ihm auch, ohne sein Zuthun, davon ahndet: so ist er gewohnt, bloße müßige Regungen, welche zu einem eben so nichtsbedeutenden Vergnügen führen, aber nicht Empfindung in That und Wirklichkeit, nicht Philosophie für sein Haus und Leben zu suchen. Hat dieser Rost, diese Habsucht das Gemüth einmal angesteckt, glauben wir da, auf Gedichte hoffen zu können, die würdig wären, in Cedernöl getränkt, und in Cypressenholz aufbewahrt zu werden?

Möchte doch jedem, der von der Kunst und Poesie fürs Volk spricht, einmal das Gefühl seiner Brüder heilig seyn! Möchte doch jeder, wenn er für Bürger lehrt, das schöngefärbte Gespenst der Kunst, die beschauliche Theorie denen überlassen, die keinen Beruf haben, das Schöne selbst zu suchen! und möchte er indeß, daß er seinem Schüler eine Stelle liest, oder mit ihm vor ein Gemälde sich hinstellt, nicht, wie er demselben dunkle, abgerissene Laute beibringen, sondern darauf sehen, wie er den Sinn, den Geist des Dichters von seinem Herzen in das Herz des andern gießen, und, wenn er ihn verläßt, sich versichern könne, nicht bloß vorgelesen, sondern

vorempfunden zu haben. Man soll überhaupt nicht die Kunst, sondern den Genuß, die Liebe für die Künste, jenen Taumel, jene schöne Schwärmerei soll man lehren, von der Horaz sagt, „daß sie viel Gutes schaffe, daß sie wichtige Wirkungen auf diejenigen, welche sie einnimmt, nach sich ziehe. Die Gemüther solcher Menschen, sagt er, sind nicht leicht geizig; sie lachen nur zu Unglücksfällen, zur Flucht der Sklaven, zu Feuersbrünsten; sie denken nie auf einen Betrug wider ihren Freund oder Unmündigen, sie leben von Hülsenfrüchten und schwarzem Brode. Man soll sich, indem man die Absicht des Künstlers und Dichters lehrt, erinnern, daß er es sey, der den zarten und stammelnden Mund der Knaben bildet, der schon jetzt ihr Ohr von pöbelhaften Reden wegwendet, dann ihr Herz durch freundschaftliche Lehren bessert, und sie vor rauhen Sitten, vor Mißgunst und Zorn warnet; daß er der Herold rühmlicher Thaten sey, künftige Zeiten durch bekannte Beispiele unterrichte, und den Dürftigen und den Bekümmerten tröste."

So lange diejenigen, die es thun könnten, thun sollten, nicht darauf denken, diesen Hindernissen (und diese sind nur noch die wenigsten, sind nur noch die geringsten) einigermaßen abzuhelfen: so lange werden alle Vor-

stellungen in dieser Absicht eitle Wünsche und leere Töne bleiben. Es ist gemeiniglich zu viel, verlangen wollen, daß der Künstler Genie, und zugleich die seltne Kraft besitze, über die Gewohnheiten und Forderungen seines Jahrhunderts hinauszudenken. Wenn sich der Gesetzgeber nicht überzeugt, daß alle Verordnungen, alle Anstalten so lange vergebens und fruchtlos sind, als das Gefühl seines Volks unaufgeweckt, oder verstimmt bleibt: so wird er freilich nicht ahnden, daß die Eindrücke, welche die Natur durch das Aug und das Ohr bekömmt, unendlich wichtig, und gegeben seyen, den Charakter einer Nation zu vollenden; so wird er freilich die Arbeiten der Künstler immer als etwas, das bloß zum Belustigen zugegen ist, betrachten, und denselben seine Aufmerksamkeit entziehen. Welcher Widerspruch! Man ist in allen Ländern so besorgt, den Gedanken der Schriftsteller gewisse Schranken zu setzen; man bemüht sich so sehr, sie dahin zu bringen, daß sie ihre Gesinnungen, und ihre ganze Denkungsart nach den Maximen und Bedürfnissen ihrer Gegend einschränken, mit einem Worte, man sorgt so sehr für den Verstand: — und das, was diesen Verstand belebet, leitet, das Herz und Gefühl, wird jedem frei überlassen. Der Künstler hat die Freiheit, mit seinen Ideen herumzujagen, wie

er will, indeß sich niemand einfallen läßt, ihm, falls nur sein Kunsttheil zugegen ist, das Falsche, das Leere, das Verführerische seiner Vorstellungen zu zeigen. Ich meine nicht, daß der Staat den Künstler so einengen soll, wie es in manchen Orten den Schriftstellern geschieht; aber die Vorschrift: Du sollst solche Gegenstände auf eine solche Art bearbeiten, welche die Kraft haben, die Tugenden, die einem Volke fehlen, zu erheben; dein Werk soll diese Eindrücke verbreiten, soll das Gefühl auf dieser Seite verschönern; diese Vorschriften sollte jeder weise Gesetzgeber seinen Künstlern eben so sorgfältig einprägen, als er sich angelegen seyn läßt, wegen der Verbannung unsittlicher Grundsätze aller seiner Macht aufzubieten. Wenn es gewiß ist, daß zum Beispiele eine unsinnige und barbarische Sprache in öffentlichen Blättern, die an das Publikum gerichtet sind, daß ein ungesittetes oder hartes Betragen in öffentlichen Reden, die Kraft habe, ein ganzes Volk mit gleichen Begriffen zu fesseln: was werden die wahnwitzigen Arbeiten der Künstler, z. B. eine verwirrte Anlage und geschmacklose Pracht in Gebäuden, seellose Verzierungen in Tempeln und andern öffentlichen Orten, geistlose Feierlichkeiten nicht nach sich ziehen? Die Alten, welche die Kunst verstanden, in die Geheimnisse der Menschen-

bildung zu dringen, und alles, was sie vor sich hatten, zu benutzen wußten, haben keine Stelle, wo die Kunst einen Einfluß haben konnte, unbenutzt, und keinen Gegenstand, der in die Sinne fällt, ausdrucklos gelassen. Da selten ein Ort ohne öffentliche Bilder, und keine große Sache ohne ihre sinnliche Vorstellungen ist: so waren sie äußerst besorgt, in dieselben die wahre Idee, welche sie mit ihr verbinden wollten, zu bringen, und den gehörigen Ausdruck lebend und dauerhaft zu verbreiten. Sie waren überzeugt, daß der sinnliche Eindruck der Künste ganzen Staaten ihre Bildung, und ganzen Jahrhunderten ihre Denkungsart mitgab; und die Größten unter ihnen machten sich die wichtigsten Angelegenheiten daraus, jeder That ein geistvolles Bild, jeder Feierlichkeit das Gepräge einer großen erhöhten Gesinnung zu geben. Jeder öffentliche Ort ward zugleich eine öffentliche Schule, ward eine reiche Quelle zur Empfindung des Nacheifers. Jeder hörte zu Athen den Zuruf der großen Männer, deren Bildsäulen an öffentlichen Plätzen aufgerichtet waren, und ganz Griechenland war von der Verherrlichung großer Seelen erfüllet. Wo sie Pflichten hatten, da hatten sie auch Denkmäler und das Gefühl des Ruhms, von der Kunst herausgehoben, war der Ruf zu den edlen Thaten der

Bürger. Und wie die Künste die neuen unversuchten Wege zur Ehre bahnten, und die schöpferischen Geister weckten, dieselben zu betreten: so ließen sich diese dagegen angelegen seyn, der Künste zu pflegen, und sie gehörig zu rufen.

Aber wie läßt sich hoffen, daß man da jemals die Künste verbessere, wo man selten eine Probe hat, daß man sie suche, wo man die Pflicht, den Muth des Volks zu erhöhen, vergessen zu haben scheint, und Lasten auflegt, ohne für die Kräfte zu sorgen? Da hat jeder die vollkommene Freiheit, in die Tempel, auf die Häuser, auf öffentliche Plätze die Geburten seiner Phantasie zu setzen, oder eine Feierlichkeit nach seinen Gutdünken anzuordnen, und niemand fragt, ob es besser sey, über diese oder jene Wahrheit, Traurigkeit oder Freude zu verbreiten; ob es der Sache wesentlicher sey, das Andenken an dieselbe mit Vorstellungen, welche niederschlagen, oder vielmehr mit solchen, welche Muth einflößen, zu umgeben; ob die eingeführten Vorstellungen die gehörige Methode enthalten, das, was man aufwecken, oder wegheben will, zu bewirken. Was oft ein schwärmerischer Kopf in finstern Zeiten mit Trübsinn und Kleinmuth umgab, und mit dem Kleide seiner kranken Empfin-

dung und verengten Grundsätze verunstaltete, wird hie und da oft als ein Heiligthum mit Pomp und Zierrath erhöht, und zum Wesen der Sache gemacht. Und da die Erfahrung lehrt, daß die Menschen, wenn sie ihren Muth zu einer Wahrheit einmal hingegeben haben, das, was sie drücket, mehr lieben, als das, was sie erhöhet: so werden oft gerade diejenigen Vorstellungen, welche die Erhöhung der Seele, und das Recht derselben auf Freude und Unerschrockenheit zerstören, gebilligt und angenommen. Bald enthalten die Vorstellungen der wichtigsten Dinge gar keinen Ausdruck, bald werden Verhängnisse, die Vergnügen erwecken, und den Muth in harten Schicksalen beleben sollten, mit tödtenden Schrecken, Feste, denen Freude gebührt, mit Traurigkeit, und das sanfte zuversichtliche Wandeln auf den Wegen der Tugend mit finsterm Ernst umgeben. In manchen Städten errichtet die Kunst kein anders Denkmal, als das Grab, und dieses wird oft mit dem Gepräge der drückendsten Traurigkeit in abgesonderten Gegenden, die niemand besucht, oder in unterirdische Gewölbe und modernde Gruften versenkt.

Allein die Künste dringen manchmal noch durch, so lang man sie nur nicht vernachlässigt, und mancher gute Kopf, dem sein Ge-

fühl heilig und alles war, hat, ungeachtet der Gleichgültigkeit und Kälte seines Volks, Feuer unter dasselbe verbreitet; aber da, wo es scheint, daß man sich ordentlich bemühe, die wahren Begriffe von den Künsten zu zerstreuen, was wird da das feine Gefühl für dieselben noch retten können? Ja, daß man das Volk zu öffentlichen Spielen, an welchen weder die nützliche Kunst, noch das Genie Antheil nehmen, ruft, daß man die lächerlichen Possen mit lautem Beifalle beehrt, daß man das Volk in dem Wahne stecken läßt, eine Vorstellung, deren Ausführung große Schwierigkeit enthält, enthalte auch wirkliche Vortheile, eine wirkliche Ehre für den, der sie ausführt, ansieht und nachahmt: das würdigt den Werth wahrer Künste herab, und verdrängt auf immer die seelvollesten Bemühungen ohne Geräusch und die leisen Schritte des Mannes mit Gefühl. Um einen Seiltänzer versammelt sich ein ganzes Volk; einen Waghals im Springen, einen Virtuosen in der Tonkunst beklatschet ein ganzes Parterre, und jedermann schließt von dem Beifalle, mit welchem man ihn öffentlich und einhellig beehrt, von der Freigebigkeit, mit der man ihn willig belohnt, und von den Vorzügen, welche man vor verdienstvollen Männern so häufig ihm zuerkennt, auf die Hoheit und Verdienste dieser todten

Bemühungen. Ich tadle hier den Muth zu der unbeschreiblichen Mühe, welche gemeiniglich zu solchen Künsten erfordert wird, keinesweges; aber, daß diese Mühe bei sich selbst stehen bleibt, sich in sich selbst verliert, das ist es, was ich mit Unmuth betrachte. Der Seiltänzer, welcher die Absicht hätte, die Fähigkeiten des Körpers zu entwickeln, einem trägen Volke, was es thun könnte, zu zeigen, und gleichsam die Natur zu zwingen, daß sie Geheimnisse von Kräften entdecke, die sie sonst vor jedermann verborgen hält; der Pferdebezähmer, der unsern Bürgern die beste Art, das Genie der Pferde zum bürgerlichen, und Kriegsdienste zu benutzen, lehrte; der Virtuos, der ein neues Instrument, das den Ausdruck befördert, erfände, und überhaupt ein jeder dieser Künstler, der das Seltne seiner Bemühung mit irgend einem bürgerlichen Vortheile verbinden würde, wäre ein Mann, der unsere ganze Hochachtung und Nachahmung verdient. Aber wenn solche Künste allein für die Augen und das Gehör sind, (und nur dieß sind sie leider die meistenmale) wenn die Künste des Springers nichts sind, als Gaukeleien seiner Beine; wenn die Wunder des Virtuosen in nichts bestehen, als in der Anstrengung seiner Stimme, in der Geschwindigkeit seiner Finger, wenn diese Bemühungen, diese überwundenen

Schwierigkeiten keine Arbeiten fürs Publikum, und diese seltnen Töne keine Sprache sind; wenn sie weder dem Verstande etwas sagen, noch das Herz auf irgend eine Art rühren wollen, und doch reichlich belohnt, doch von ansehnlichen Leuten hochgepriesen werden: so untergraben sie den guten Geschmack und mißwöhnen die Herzen vom Gefühle der Künste. Der Glanz eines Mannes, der wegen seines Springens Ansehen und Reichthum erhält, zieht das Volk vom Begriffe des wahren Werthes der Dinge ab, und flößet ihm einen schädlichen Verdacht wider die Verdienste des empfindsamen, mißkannten Künstlers ein. Das Ansehen eines Virtuosen, dessen Kunst etwa in einer seltnen Feinheit seiner Töne, die er durch langwierige Bemühungen vieler Jahre erreicht hat, bestehet, wird jeden Tonkünstler schwindlig machen, seine Kunst in diesen Tändeleien, im Spiel der Finger, oder in einem langen Athem zu trillern zu suchen.

Das schädlichste ist, daß man die Bemühungen des wahren Künstlers mit diesen Feinden der Empfindung vermengt, und im Stillen für beide eine gleiche Verachtung fühlt. Unser Künstler ist noch überhaupt ein Miethling, und ein gedrückter Sklave seines Kummers um Brod. Sein Stand genießt weder unter

den Bürgern einen Amtsrang, noch unter den Adeligen einen Platz. Als ein trauriges Mitteldding lebt er unbeachtet dahin, arbeitet auf das Ungewisse fort, und ist gemeiniglich gezwungen, dem elendsten Eigendünkel eines unwissenden aber reichen Menschen seine Empfindung und Natur hinzuopfern. Viele setzen ihn, wie sie den komischen Dichter und den Spaßmacher für eine und ebendieselbe Person ansehen, mit jedem Farbenreiber in eine Classe. Das Volk hat im Ganzen noch nicht einmal eine Nachricht von dem Daseyn seiner Kunst. Wie klein ist die Anzahl derjenigen, welche durch ein Gemälde, durch eine Statue erbaut, gerührt werden, und wie Wenige wissen es, daß es möglich sey, sich dadurch rühren zu lassen! Wie kann man in diesen Umständen von seinen Werken was Großes vermuthen? Diese niedrigen Begriffe benehmen seiner Seele alle Stärke der nöthigen Hochachtung für sich selbst, und er glaubt so wenig, als das Volk, daß er der Mann sey, aus dessen Werken der Adel des Menschen, und der Geist eines höhern Wesens spricht, daß er berufen sey, den Gesetzen den Weg zu bahnen, die Triebe großer Gesinnungen und die Tugenden des Heroismus zu wecken. Auch überlassen sich die Meisten ihrem drückenden Schicksal, und werden, für was man sie hält, niedrig und dürf-

tig, und klein im Geiste, wie ihr Einkommen, und uns bleibt nichts übrig, als der Trost des Alten: Wäre es bei uns rühmlich gewesen, ein Maler zu seyn, glauben wir nicht, daß sich auch unter uns viele Polycleten und Parrhasien gefunden hätten?

Die Hochachtung der Alten für die Werke der Kunst war eben so groß, als der Geist ihrer Künstler. Sie glaubten, sich selbst zu ehren, indem sie ihre großen Genies ehrten, und sie suchten darin ihren Stolz und Ruhm, daß sie dieselben belohnten. Jeder, der Fähigkeit und Ahndung der Zukunft besaß, drängte, hing sich an die Künstler, damit wenn diese in die Tempel der Unsterblichkeit eingingen, wenigstens sein Name mitgetragen würde. Als der Rath der Amphiktyonen dem Polygnotus seine Hochachtung bezeigen wollte, beschloß er, es auf eine Art zu thun, woran ganz Griechenland Theil nehmen sollte, indem man öffentliche Einkünfte zusammentrug, ihm in allen Städten ein eigenes Haus zu erbauen. Die Zeitgenossen des Pamphilus entdeckten an seiner Kunst so viel Ueberirdisches und Hohes, daß die Personen vom ersten Range ihn inständig darum angingen, sie in seiner Kunst zu unterrichten, ja sie trieben ihren Eifer und ihre fast übertriebene Hochachtung und Sorge,

diese Kunst möchte zu gemein werden, so weit, daß sie auf das Verlangen des Künstlers durch ein öffentliches Edikt, welches erst zu Sicyon, dann durch das ganze Griechenland bekannt gemacht wurde, sich erklärten, niemand, als den Adeligen, diesen Unterricht zu erlauben. Wenn man die Gestalt der herrlichen Kraft, welche den wahren Dichter und Künstler während seiner Arbeit beseelt, und ihn zum würdigsten überirdischen Wesen macht, mit Augen sehen könnte; so würde sich noch heute ein jedes Land, worin dieß außerordentliche Geschenk des Himmels sich findet, vereinigen, ihn mit Ehrfurcht auszuzeichnen, und in die Klasse der verdienstvollesten Bürger zu setzen. Ich kenne keinen höhern Vorzug, sagt Cicero von dem Redner (und das ist von einem jeden Künstler, dessen Werke Meisterstücke der Beredsamkeit sind, zu verstehen) als jene Kraft, Versammlungen von Menschen ganz an sich ziehen, ihre Denkungsart wenden, ihre Neigungen, wohin man will, lenken oder wovon man will, abziehen zu können. Was verdient mehr unsere Verwunderung, als aus einer unendlichen Anzahl Menschen der einzige zu seyn, der das, was von der Natur allen gegeben ist, allein oder mit Hülfe einiger wenigen zuwegebringen kann? Was ist mächtiger, herrlicher als die Bewegungen des Volks, die Gerechtigkeitsliebe

der Gerichtshöfe, das Ansehen des Raths ganz in seiner Gewalt zu haben? — Ich sehe nie einen Künstler, ohne in seiner Gegenwart mit einer Art religiösen Ehrfurcht für ihn und seine Kunstkraft erfüllt zu werden, welche Wunder hervorbringen würde, wenn wir Achtung genug für sie hätten, sie gehörig und am rechten Orte zu verlangen, und Geist genug, sie wahrhaft und tief zu empfinden.

Fresco=Gemälde
auf der
äußern Seite der Gemälde=Gallerie im Münchner=Hofgarten *).

Seit man anfängt, die Künste zu ehren, fordert man von ihnen, was sie leisten können, was sie gemäß ihrer Natur und Bestimmung, gemäß dem Vertrag, mit welchem der Staat sie aufnahm und beschützte, leisten sollen, daß sie nämlich nicht bloß etwas herstellen, sondern daß sie etwas ausdrücken, und zum Herzen reden sollen. Ein Gemälde soll seyn, wie ein geistreiches Buch, eine wahre Musik u. s. w. ist, — Darstellung eines Gegenstandes, dessen Anblick nicht bloß meinen Augen gefällt, sondern mich etwas Würdiges und gerade das empfinden läßt, was der be=

*) Aus den Bayerischen Beiträgen, September 1781.

geisterte Künstler während seiner Arbeit im Geiste gesehen, und empfunden hat. Wenn man die Künste betrachtet, ehret und liebet: so soll man kein Gemälde öffentlich erscheinen lassen, das nicht geschickt ist, große und tugendhafte Empfindungen einzuflößen. Was nützen doch die ewig ohne Verstand wiederholten, und wieder und wieder kopirten mythologischen Bilder, deren ursprüngliche philosophische Bedeutung gemeiniglich der Maler so wenig versteht, als sein Farbenreiber? was nützen abgedroschene Fabeln, und abgezogene Sinnbilder, welche verstehen zu können man einen Dollmetscher nöthig hat? Hier soll man am wenigsten Gelehrsamkeit zeigen, noch für den Zehntausendsten etwas arbeiten, sondern dem Volk etwas sagen, und, wie es ehemals in der Philosophie geschah, so soll man auch die Kunst, welche im Grund nichts anders ist, als Philosophie, in die Häuser, und auf den Markt führen. Nachdem der Pedantismus, nämlich der Wahnsinn, eine große Mühe auf unnütze und fremde Dinge zu wenden, in den Wissenschaften allmählig verbannt ist: soll er denn noch in den Künsten fortdauern?

Der Mensch, welcher der erste es wagte, zu malen, that es, um, was er innerlich empfand, und vor sich sah, äußerlich vorzustellen.

Aus dieser Ursache lernte und erfand er Zeichnung und Verhältnisse und Umrisse, Licht und Schatten, Farben, Erscheinungen u. s. w., mit Einem Wort alle die Dinge, welche der Idee zu Gehülfen gegeben, und ihr untergeordnet sind.

Eine Schule, wo man die Künstler zu Dichtern bildete, sie die Philosophie und den Geschmack, auch die Geschichte der Künste lehrt, ist daher so nothwendig, als es nur immer die beste Anstalt seyn kann, sie im Zeichnen rc. unterrichten zu lassen. Es ist hier nicht, wie bei den bloß mechanischen Künsten, wo man Arbeiten lernet, ohne sich um die Erfindung und den Zusammenhang derselben zu bekümmern; hier soll und muß beides beisammen seyn, und der das Werk ausführt, soll es auch gefühlt, und aus seiner Seele hervorgebracht haben.

Es gibt Künstler, welche außer dem, daß sie nicht studirt, auch nie etwas, das die Kunst angehet, gelesen haben. Während daß ihre Hand, ihr Aug dem Vollkommenen sich näherte, blieb ihre Seele roh, ungebildet, und mit dem Großen und Edeln der Künste so unbekannt, als nur immer der gemeinste Taglöhner es seyn kann. Wohl haben sie zuweilen das Glück, bei ihren Principalen alte Risse und

Zeichnungen, und Dinge, die man antik nennet, zu sehen, oder in einem Fabelbuch Kupferstiche, mitunter wohl gar die ovidischen Verwandlungen anzutreffen; da merken sie sich dann die Gewänder, den Kopfputz, und haben sie selbst etwas zu verfertigen, flugs bringen sie's, wo es nur möglich ist, an. Aber (gesetzt, daß die Sachen, welche sie zu sehen bekamen, auch trefflich sind) wo ist der Verstand und Geschmack des Künstlers zu erkennen? Welche Leidenschaft wollte er ausdrücken? War dieß der sinnlichste Zeitpunkt, den er wählte? Ist es wahrscheinlich, daß ein leidendes Wesen in dem gegenwärtigen Augenblick auch diese Stellung annehme, den Arm so bewege, den Mund so halte? Sind die Wesen, welche wir hier vor uns sehen, weise, oder sind es gemeine Seelen? Warum diese Ruhe, dieses kaum sichtbare Schweben der innern Bewegung in den Meisterstücken des Alterthums? — Davon ist manchem noch nichts auch nur im Traume erschienen.

Ein Künstler, der oft solche Betrachtungen angestellt, der sich mit dem Geiste der Sache vertraut gemacht, und nebenbei den Fleiß, sich das Mechanische der Künste eigen zu machen, nicht außer Acht gelassen hat, wird sich bald in der Wahl seiner Stücke verrathen, und solche

Gedanken zu beleben suchen, welche den Vorübergehenden etwas, das sie angehen, das sie sie still halten, und rühren muß, vorlegen.

„Alle die eben so abgeschmackten, als ärgerlichen heidnischen Gottheiten (so erzählt der große Träumer von einem Malersaal einer geschmackvollern Zukunft) beschäftigten nicht mehr vortreffliche Pinsel, denen nunmehr die Sorge aufgetragen war, die wichtigsten Begebenheiten auf die Zukunft zu bringen: man verstand durch dieses Wort diejenigen, die einen edlern Begriff von dem Menschen geben, als die Güte, die Großmuth, die Aufopferung seines Lebens für andere, die Tapferkeit, die Verachtung der Wollüste."

„Ich sah, daß man alle schöne Handlungen bearbeitet hatte, die auf die Nachwelt gebracht zu werden verdienten; hauptsächlich hatte man die Großmuth der Monarchen zu verewigen gesucht. Ich sah den Saladin, der ein Leintuch tragen ließ; Heinrich IV., der eine Stadt nährte, die er doch selbst belagerte; den Sully, der eine Summe Geldes sehr langsam abzählte, die sein Herr zu seinen Lustbarkeiten bestimmt hatte; Ludwig XIV. auf dem Todtbette, welcher sagte: „Ich habe den Krieg zu sehr geliebt;" den Trajan, der seine Kleider

zerriß, um die Wunden eines Unglücklichen zu verbinden; den Marc Aurel, der nach einer dringenden Reise vom Pferde stieg, um das Bittschreiben einer armen Frau anzunehmen; den Titus, der Brod und Arzneimittel austheilen ließ; den St. Hilaire, der einen Arm verloren, und seinem Sohne den in Staub gestreckten Turenne zeigte; den edelmüthigen Faber, der sich die Fesseln eines Galeerensclaven für seinen Vater anlegte u. s. w. Man fand nicht mehr die finstern und traurigen Bilder. Es gab keine niederträchtigen Höflinge mehr, die mit einer spöttischen Miene sagten: „Sogar die Maler lassen sich einfallen zu predigen!" Man wußte es ihnen Dank, daß sie die erhabensten Züge der menschlichen Natur gesammelt hätten; es waren große Gemälde aus der Geschichte gezogen. Sie hatten sehr weislich bedacht, daß nichts in der Welt nützlicher seyn könnte u. s. w."

Doch, wenn ich dieß zu den Künstlern sage, so kann es nur diejenigen angehen, welche die Freiheit haben, sich für ihre Arbeit, was sie wollen, zu wählen. Leider ist dieß in unsern Tagen bei den Künstlern gewöhnlich noch seltener, als bei den Schriftstellern, welche ihr Augenmerk auf irgend jemand, der sich ihrer, wie immer, bemächtiget, zu richten haben.

Man bestellt die Sache so, das ist, so will man sie, gerade so annehmen, und sonst nicht; mithin muß es so werden. Auch läßt man dem Manne wohl bisweilen die Freiheit; aber was man für seine Mühe überhaupt bezahlt, ist so gering, daß er, um Vieles machen zu können, eilen und eilen muß, bald fertig zu werden. Zehnmal gegen eins begehet derjenige eine große Ungerechtigkeit, der aus dem, was ein Künstler (welcher nicht aus eigenen Mitteln leben kann, gemacht hat, schließen wollte, was er machen könne.

Aber nun einmal zu den Gemälden, welche ich anzeigen wollte. Sie sind zwar nur auf die Mauer gemalt, sind der Luft, Nässe, Sommerhitze und Witterung ausgesetzt; aber Gemälde sind es denn doch; unsern Augen sind sie denn doch als Gemälde ausgesetzt, und mithin geschickt, auch unserm Verstand etwas zu sagen, unserm Geschmack, unserer Aufklärung weiter zu helfen.

Es sind 41 Tafeln, deren jede 6 Schuh breit, und 9 lang ist, und jede ein Gemälde vorstellt. Man sieht leicht, welche herrliche Gelegenheit sich hier fände, etwas darzustellen, wodurch das Volk, das noch kein populäres Buch seiner Geschichte hat, auf die angenehmste

Weise belehrt, und stillschweigend gebildet werden könnte. Und man möchte nun etwas aus der Geschichte des Staats, oder des grossen Hauses *), oder der hiesigen Stadt wählen: so würde man hinstehen, sich einander erzählen, und sich unvermerkt einander eine Bewegung beibringen, welche der Aufmunterung, und überhaupt der Erweckung des Nachdenkens, und der kühneren Thätigkeit so ungemein vortheilhaft ist. Daher hat man sich schon lange gefreut, hier etwas zu sehen, das diesem Endzweck entspreche.

Die Wahl der Stücke ist vom Herrn Ethenhuber, (einem Mann, dessen Andenken ich dem Vaterlande nächstens besonders empfehlen werde, und dem ich die gute Ruhe wünschte, die er wahrhaftig verdient hat; denn er hat außerordentlich viel gearbeitet, und unser Vaterland lange Jahre unterhalten, leider in Zeiten, wo die Dichtkunst und der Geschmack schrecklich mißkannt waren). Die Ausführung, die dem Künstler Ehre macht, ist von Hr. Seidel.

---

*) Dieser patriotische Wunsch des Bayerischen Nestor ist von König Ludwig in den Arcaden des Hofgartens ausgeführt.

Betrachtungen

über unsere

Kirchenzierden, in Rücksicht auf den Endzweck der Kunst.

Wenn man unter den Hindernissen, welche der Aufnahme der Kunst im Wege stehen, vorzüglich der geringen Achtung für wahrhaft gute Werke derselben erwähnet; so ist dieß nicht immer so zu erklären, als wäre ein gänzlicher Mangel an Gelegenheiten, wo man sich des Dienstes der Künstler bedienet. Der Hang nach Pracht und Zierde wird nie abnehmen, und die Veranlassungen werden sich immer finden, wo es die Nothwendigkeit und der Wohlstand gebeut, für beide mit allem Ernst, und nicht selten mit unsäglichem Aufwand zu sorgen. Aber wo darin ein falscher Geschmack überhand genommen hat, da wird die Kunst härter mißhandelt, als wo sie gänzlich mißkannt

wird. Ein Mensch, z. B. welcher niemals etwas, das man eigentlich eine Verzierung nennen kann, gesehen hätte, ist leichter dahin zu bringen, am Einfachen und Anständigen ein Wohlgefallen zu finden, als ein anderer, dessen Gefühl und Vorstellungsart von Jugend auf mit geschmacklosen Gegenständen und mit einer schwülstigen und niedrigen Pracht entstellt worden ist. Was hiebei am meisten beklagt zu werden verdient, ist, daß durch die Gewöhnung an elende und falsche Vorstellungen die Ahndung des Vollkommnern schüchtern gemacht und unterdrückt, und auch der fähigste Kopf außer Stand gesetzt wird, seine Talente zu offenbaren.

Wenn ein solcher Verfall auf öffentliche Werke, deren Anblick einen wichtigen Theil unserer Seelenbildung ausmacht, sich erstreckt, dann ist es eine wesentliche Pflicht, bescheidenen und wichtigen Erinnerungen hierüber Gehör zu geben, und das, was zu unserm Nachtheil hintangesetzt wird, zu verbessern.

Dieß habe ich in der nachstehenden Betrachtung zu erreichen gesucht, worin ich in allgemeinen Zurechtweisungen, welche man leicht auf Privatfälle anwenden kann, an der Hand der Klugheit bemüht war, uns über eine Sache,

welche an sich höchst wichtig, und bei dem gegenwärtigen Fortschritte der Aufklärung eine der ersten Angelegenheiten seyn soll, zum thätigen Nachdenken zu vereinigen.

Was nämlich der Aufnahme und der Verbreitung einer allgemeinen Hochachtung für die Kunst am ersten im Wege steht, ist die geringe und fast gänzlich hintangesetzte Aufmerksamkeit auf die öffentlichen Werke des Geschmacks und der Kunst. Bei unsern Kirchen sollten sich die Baukunst, die Bildhauerkunst, die Malerei, Musik und Verzierung vereinigen, unsere Sinne erheben, und unser Aug und Herz an die Wahrnehmung erhabener Vorstellungen gewöhnen. Allein, statt daß man wenigstens dahin sehen sollte, daß das Zweckmäßige, Würdige und Anständige beibehalten werde: so ist es fast durchgehends der Willkür und Einsicht eines jeden überlassen, hierin seiner ungebildeten Phantasie zu folgen, und mit den Einfällen seiner Begriffe unsere Sinne zu beschäftigen. Dieß hindert uns, zur wahren Erkenntniß der wichtigen Dienste, welche uns die Künste leisten könnten und sollten, zu gelangen, oder von ihnen jemals etwas, das unmittelbar auf uns wirken könnte, zu erwarten. Man denkt, die Statuen und Gemälde in unsern Kirchen wären allein zur Verehrung und

zur Zierde da, und vielleicht kaum ein und der andere läßt sich einfallen, sie sich auch als Werke der Beredsamkeit vorzustellen, welche durch ihren Ausdruck auf unsere Seele wirken, und an heroische Handlungen der Tugend nicht nur erinnern, sondern uns vorzüglich dazu aufmuntern und anfeuern sollen. Diese Sache ist zu wichtig, als daß ich die Gelegenheit nicht ergreifen sollte, hierüber etwas zu sagen, das dazu dienen mag, uns wenigstens für die Zukunft aufmerksam zu machen.

Was die Bauart der Tempel anbelangt, so ist dieselbe fast immer ein Beweis von den allgemein herrschenden Kenntnissen und dem Geschmack des Jahrhunderts, worin sie entstanden ist. Auch der Mangel an Geld, der Eigensinn des Erbauers mag manchmal die Ursache seyn, daß ein Kirchengebäude die Vollkommenheit nicht erreicht hat, deren es fähig war. Ueberhaupt aber soll jedes Gebäude derjenigen Idee, welche es ausdrücken, und dessen Hülle es gleichsam vorstellen, dann dem Gebrauch, zu welchem es dienen soll, angemessen seyn. Auch die Schicklichkeit und die Beobachtung eines Maßes und Verhältnisses mit den benachbarten Gebäuden soll, däucht mich, in Absicht auf die Schönheit des Ganzen, nicht außer Acht gelassen werden. Unsere hiesige kleine

Wiesenkapelle würde, nicht bloß darum, weil sie die Menge des Volkes nicht fassen könnte, sondern weil sie im Vergleich mit dem Ansehen und der Pracht unserer Häuser sehr verlieren würde, als Pfarrkirche nicht erträglich seyn; dieß scheint mir aber auch ein ungeheuer großer und prächtiger Tempel zu seyn, wenn ihn nichts als elende hölzerne Hütten umgeben, die mit Stroh bedeckt und in ihrer Höhe kaum an die Kirchenthüre reichen.

Daß ein Gebäude, worin der Mensch zur feierlichsten Fassung sich sammeln, und jedes Auge, das sich aufthut, zu Gott sich erheben soll, ein Werk der simpelsten, edelsten und erhabensten Bauart seyn müsse, brauche ich nicht zu erinnern. Die Idee der gothischen Bauart, nach welcher unsere meisten Stift- und Domkirchen erbaut sind, ist allerdings ernsthaft, groß und männlich; sie flößet, zumal nun auch schon durch das Alterthum Ehrfurcht und Andacht ein; aber sie hat auch viel Lastendes; und, wenn ihr die Kraft eigen ist, die Herzen zu sammeln: so hat sie etwa desto weniger von jenem, das so mächtig ist, die Seelen beim ersten Anblick gleich einem Hymnus voll Jubel zum Flug nach den Himmeln der Himmel zu heben. Mit dem nämlichen Vorrath von Steinen hätte sich etwas Geistigeres bauen

lassen — wiewohl darum diese Gebäude nie aufhören werden, schöne, ehrwürdige und kunstreiche Denkmäler einer originellen und gesunden Empfindung zu bleiben. Welche Form indeß die bessere, und welche die gute sey, läßt sich bei Vergleichungen leicht bemerken, und es wird hoffentlich niemand zu finden seyn, der nicht einen großen Abstand und Unterschied, z. B. zwischen der hiesigen Franciscaner- und der herrlichen Theatinerkirche sollte gefühlt haben; allein es kömmt hiebei nicht nur die Form des Ganzen im Betracht, sondern Gebäude verhalten sich, wie der menschliche Körper, welcher dann am schönsten und vollkommensten ist, wenn jede Theile im gehörigen Verhältniß, und den Verrichtungen, wozu sie ihre Bestimmung erhalten, am fähigsten sind. Wären unsere Hände länger, unser Hals dicker, als sie gewöhnlich sind: so würden wir das Verunstaltende bald mit Mißvergnügen bemerken, wie wir dann des Unmäßigen an zu fetten oder zu magern Personen beim ersten Anblick gewahr werden. Dem zu Folge soll die Weite, Länge und Höhe der Kirchengebäude, die Höhe der Fenster und Kirchenthüren, die Weite des Chors ꝛc. im gleichen Verhältniß seyn, wenn sie Theile eines schönen Gebäudes seyn sollen. Man darf sich nur im Geiste einige derselben größer oder kleiner vorstellen, um sogleich das

Unschickliche zu fühlen. Wem würde es nicht unausstehlich seyn, an einem kleinen Kirchlein die hiesigen Frauenthürme zu sehen? Und so verhält sichs, mehr oder weniger, mit jedem Ding, das von der Regel und Mittellinie des Schönen und Zweckmäßigen entfernt ist. Je geübter unser Verstand, und je gebildeter die Sinne: desto geschwinder und fühlbarer das Mißvergnügen, welches darüber in uns entsteht. Der Künstler, welcher zu der Dicke der Säulen in der hiesigen Frauenstiftskirche 7 Schuh gewählt, und mithin colossalische Formen hergestellt hat, welche das darüber ruhende dünne Gewölbe keineswegs fordert, glaubte ohne Zweifel durch ihre Dicke den Wohlstand und das Ansehen des Gebäudes zu befördern. Wäre die Breite der hiesigen St. Johanneskirche mit ihrer Höhe im Verhältniß, wie es Bauherr Asam gewünscht hat: so gehörte sie unter die herrlichsten Tempel, wie sie dann bereits unter die schönen gehört. So wird auch die Niedrigkeit der Seitenschiffe in einigen Kirchen Niemand entgehen, wie der Einfall, auf die Spitze eines hohen und oben zusammenlaufenden Kirchthurms eine Statue zu setzen. — Viereckige Behältnisse mit einer gleichlaufenden Oberdecke geben eine arme Idee, und werden gewöhnlich nur unter dem Namen der Säle den Kirchen beigezählt u. s. w. Doch dieß sey genug von der

Bauart der Tempel, welche gegenwärtig nicht so leicht den Gefahren grober Verunstaltungen ausgesetzt ist. Desto allgemeiner und ahndungswürdiger ist die Geschmacklosigkeit an Verzierungen, womit man das Innere der Tempel, in der Meinung, sie zu schmücken, erfüllet. Wir können nicht oft genug Betrachtungen hierüber anstellen, und nicht zu eifrig seyn, das Bemerkte bekannt zu machen, da es Gegenstände, welche gerade auf unsere Einbildungskraft wirken, betrifft, und die Vorfälle alltäglich sind, wo es darauf ankömmt, das Vollkommnere von dem Mittelmäßigen und Ungereimten zu unterscheiden, und jenes zu wählen. Ich betrachte hier bei Verzierungen theils die Vorstellung und den Ausdruck der Bilder, theils die Art, selbe als Zierrathen anzubringen und zusammenzusetzen. Wie selten findet man beim Eintritt die Ordnung, welche man in dem Wohnzimmer eines ansehnlichen Mannes zu sehen gewohnt ist; so sehr ist gewöhnlich alles überhäuft, und ohne Geschmack und Wahl untereinander geworfen, große und kleine Statuen und Bilder von allerlei Formen und Farben, sitzend, hängend und schwebend, durchaus in einer geschmacklosen Verwirrung.

Was beim ersten Anblick in die Augen fällt, Altäre, Kanzel, Emporkirchen u. s. w.

sollen, als untergeordnete Theile eines Ganzen, von der nämlichen Bauart und Farbe seyn, damit die Kirche nicht das Aussehen einer Kaufbude oder Kunstkammer, wo man die Werke aller Zeitalter sammelt, erhalte. Auch sollte man nicht zu erinnern brauchen, daß die Gesetze der Optik genau beobachtet, und das Entferntere mit dem Nahen im Verhältniß stehen soll. Die vielen kleinen Gitter um die Seitenaltäre, welche letztere nicht erst sollen gesucht werden müssen, dienen einer einfachen Einrichtung gar nicht zur Zierde, und machen fast immer einen unangenehmen Eindruck, da sie an die Ursache erinnern, weshalb man sie hieher zu setzen für gut fand. Mit Einem Wort, was nicht dazu dient, die Hauptabsicht zu befördern, was vielmehr derselben hinderlich ist, indem es den Eindruck mindert und die Aufmerksamkeit zerstreuet, soll weggehoben und dafür das Wesentliche desto sorgfältiger in Acht genommen werden. Zu jenen gehören die ohne Nothwendigkeit an die Seitenwände der Kirche angehängten Bilder oder kleine Privataltärchen, welche zuweilen ein seltsames Gemisch verursachen, und den Unwissenden zu Nebenandachten Gelegenheit geben.

Statuen sollten eben so wenig an gefährlichen, als an ungeschickten Orten stehen. Zu

jenen gehört die Gewohnheit, riesenmäßige Bilder auf hohe und schmale Gesimse, worauf sich ein Mensch nur kümmerlich erhalten würde, zu stellen, zu diesen aber der Gebrauch, von Engeln und andern Figuren ganze Emporkirchen und schwere Lasten tragen zu lassen. Auch scheint es mir, der Würde hoher Personen nicht allerdings gemäß zu seyn, wenn man z. B. die Evangelisten und andere Heilige in Lebensgröße an dem Ranf einer Predigtkanzel (wo man noch überdieß an das verborgene Eisen, das dieselben in diesem unnatürlichen Stand festhält, denken muß) herum sitzen läßt.

In Absicht auf die Zierde und den Putz ist hierin Jenes, was allenthalben die Regel ist, nämlich die karge und schmutzige Armuth, und die gesuchte und üppige Pracht zu vermeiden. Es wäre unanständig, einen Balken, in welchen, oben den Kopf anzuzeigen, ein Einschnitt gemacht wäre, für das Bild einer verehrungswürdigen Person gelten zu lassen; aber es ist nicht minder unanständig, dasselbe durch eine unmäßige Pracht, so, daß das Bild der kleinste Theil dessen wird, was man sieht, zu schmücken, und auf eine puppenmäßige Art zu verunstalten. So werden zuweilen ganze Altäre, so einzelne Gemälde und Statuen verelendet. Nicht nur, daß man

auf jenen erstern das Schönste, was gemeiniglich auf denselben vorhanden ist, nämlich das Gemälde oft ganz mit den von dem Baldachin herabhängenden Lappen ganz zudeckt: so sammelt man an Festtagen nicht selten alles, was in dem Kirchenschatz vorhanden ist, und stellt es in Form einer Pyramide der Schau aus. Wenn man nur jederzeit zwei Dinge, die sich an Größe und äußerer Gestalt ähnlich sind, zusammenbringt, so, daß man eines zur Rechten, das andere zur Linken stellen kann: dann glaubt man sey alles vollkommen, und Leuchter, Blumenbüsche, Statuen und Dinge von allen Gestalten und Farben stehen untereinander. Manchmal ist das nämliche Bild, weil es ofter vorhanden ist, unter diesen Zierden auch öfter zugegen; und, wer will die Erfindungen alle erzählen, auf welche ein falscher Geschmack in finstern Zeiten verfallen ist. Eines der auffallendsten Dinge sind die vielen Lichter *), mit denen man zuweilen das Bild

*) Es ist noch nicht so lange, als ich die Ausführung dieser geschmacklosen Idee auch auf dem hiesigen Theater sah. Alle Scenen waren dicht mit kleinen Lämpchen behangen, und alles war ein lauterer Glanz. Wie übel dieß dem Schauspieler bekommen muß, ist leicht zu erachten; aber nicht minder unangenehm ist es dem Zuschauer, der, wenn er einen Blick dahin wagt, eine Weile die

eines Heiligen, oder überhaupt den Altar wie gleichsam ganz besäet, auch vermittelst dersel- ben verschiedene Figuren und Namen vorstellt, Dinge, welche in Spielbuden, wo man nun einmal etwas Glänzendes sehen und sich zer- streuen will, anständiger sind, als in Kirchen. Das Rituale romanum enthält hierüber die schönsten Verordnungen; allein sie sind dem gemeinen Manne so unbekannt, daß er sich wundert und ärgert, wenn jemand seine Pflicht erfüllt, dieselben bekannt zu machen.

Aber nichts geht vollends über den Unver- stand, womit man die einzelnen Gemälde und Statuen, in der nämlichen Meinung, daß man sie ziere, mißhandelt. Ich will hier nichts von der alten Gewohnheit sagen, heiligen Personen Scheine um die Köpfe zu malen: man sieht Gemälde, wo auf die Häupter der Figuren Kronen und in ihre Hände Blumenkränze ge- nagelt sind, um hier der Baldachinen nicht zu erwähnen, deren Größe, Farbe und Be- schattung der Wirkung der Hauptsache höchst hinderlich ist. Den Statuen ergeht es noch ärger. Wem in der Welt sollte es einfallen, eine Statue mit Tuch, Seide u. dgl. zu be-

---

erblindenden Augen zudrücken muß, um den Näch- sten, der bei ihm sitzt, wieder zu sehen.

kleiden? Sie haben ja schon ihre Kleider, und zwar die schönsten, die anständigsten, da sie ihnen der Künstler gewählt, und gemäß jenes Wohlstandes, wie sie für sein Werk passen, verfertiget hat. Entkleiden doch die Maler ihre Bilder in öffentlichen Kirchen sogar ins Nackte: warum soll die Kleidung des Bildhauers nicht hinlänglich seyn? Aber sie ist es nun einmal nicht, und die Absicht, Statuen zu kleiden, in der Meinung, sie zu verschönern, läßt schon vermuthen, welche Art von Verschönerung dieß seyn mag. Ich glaube nicht, daß ein Mann von Erziehung es dulden würde, wenn man, seine Anverwandten zu ehren, sie in einer Verzierung, welche man zu manchen Statuen wählt, darstellen wollte. Es ist lächerlich und ungeschickt, Statuen, zumal wenn sie trefflich geschnitzt sind, gepuderte Perücken aufzusetzen, eine Zierde, die zugleich alles Kostüm desjenigen Zeitalters, in welchem man sich das Bild denken muß, zuwider ist. Wenn man aber ein solches Bild noch obendrein mit Maschen, Ketten, Perlen, Amuletten, Münzen, Rosenkränzen und andern Dingen umhängt; wenn man dasselbe in einer Kleidung, welche niemals bei einem Volke des Erdbodens üblich, und eine gänzliche geschmacklose Erfindung einer schwärmerischen Einbildungskraft war, darstellt? Wenn man sie in diese nichts ausdrückende

Kleidung so einhüllt, daß kaum das Gesicht und etliche Finger, und diese ganz mit verschiedenen Ringen überdeckt zu sehen sind? Wenn man diese unnatürliche Kleidung so auseinander zerrt, und zugleich in so seltsame und steife Falten zwingt, wie in der Natur unmöglich, welche sich ergeben können? — Nunmehr werde ich nicht erst sagen dürfen, was von dem größten Theil der Vorstellungen selbst, ich meine, von ihrem Ausdruck und ihrer Zusammensetzung zu halten, und ob diese der Würde und dem Endzweck, den sie erfüllen sollen, gemäß sey. Oft rührte die Erfindung, und alles Uebrige, was auf einem Gemälde zu sehen ist, von der ungebildeten Angebung desjenigen, der den Künstler bezahlt hat, her; eben so oft war auch selbst der Künstler, was die Wahl des Zeitpunkts, worin etwas dargestellt werden soll, betrifft, nicht weniger ungeschickt, etwas Vortreffliches auf die Bahn zu bringen, indem die Anfänger der Kunst in vielen Gegenden, seit undenklichen Zeiten, bloß Zeichnen und Farben auftragen lernen, ohne das Geringste von der Poesie und dem philosophischen Wesen ihrer Kunst zu lernen, oder sich mit solchen Schriften und Werken, welche den Verstand verfeinern und den Geschmack bilden, bekannt zu machen. Theils drückte sie also die niedrige und geistlose Denkungsart ihres Zeit-

alters zu Boden, theils hörten sie auf, ihrer Kunst einige Kraft zuzutrauen, indem sie ihre Arbeiten für Kirchen, allein als Gegenstände der Verehrung betrachteten. Daher wurden ihre Vorstellungen entweder leer und sachlos, oder Nachahmungen akademischer Akte und Stellungen, Früchte eines mißverstandenen Eifers, das Schwere und Schöne im mechanischen Theil der Kunst zu zeigen.

Ich muß aber hiebei wiede erinnern, daß man der Absicht, die Bilder, sie mögen hernach beschaffen seyn, wie sie wollen, zu verehren, hier einen Augenblick vergessen, und nur allein das, was den gesunden Künstlersinn betrifft, in Betrachtung ziehen muß. In dieser Rücksicht ist, däucht mich, das Bild oder die Statue einer schwangern Frauensperson, welcher man das Kind im Leibe stehen sieht (wie dann dieß mit dem Marienbilde geschieht), wenigstens eben so auffallend, als es eine andere Vorstellung, wenn man nicht schon daran gewöhnt wäre, seyn würde, jene nämlich, ein Kind vor allem Volk von der Mutter stillen zu lassen. So ist auch der Gedanke, die Schmerzen einer leidenden Person dadurch auszudrücken, daß man ihr große lange Degen oder Schwerter beiderseits aus dem Herzen stehen läßt, ohne allen Geschmack, und kein Künstler mit Verstand, wenn anders ihm die

Wahl heimgestellt ist, wird sich dessen bedienen. Die Vorstellung, worin man den leidenden Heiland einen Dorn durch die herausgestreckte Zunge sticht, oder durch das Hirn hervorstehen, wo man ihm durch die Juden ins Angesicht speien läßt, ist, wie mir scheint, sowohl der Würde der Sache, als dem anständigen Künstlerausdruck eben so wenig gemäß, als jene Gewohnheit, das Bildniß des Heilandes ganz blutrünstig, geschwollen und verunstaltet vorzustellen. — Dieses Wenige sey genug, um diejenigen, deren Pflicht es längst gewesen, hierüber nachzudenken, auf das Viele, was hierin gefehlt werden mag, und dagegen auf die Beispiele großer Künstler und Dichter, welche zugleich Philosophen sind, aufmerksam zu machen. Möchte ich meine Leser, statt aller Ermahnung, vor das unvergleichliche Vesperbild in der hiesigen Gallerie, das ganz im Styl des Raphaels verfaßt, wenn es nicht selbst von ihm verfaßt ist, hinstellen, und sie durch ihr eigenes Gefühl urtheilen lassen können, was wahrhaft schön und groß, und ganz dazu gemacht ist, Herzen wunderbar zu rühren, und sie zur hohen Liebe und Versöhnung, zur Andacht und zum erhabenen Wandeln in seliger Ruhe zu stimmen. Sieh, hier ist kein Schmuck und kein Glanz und keine Entstellung, sondern hier ist die Geschichte, wie sie war;

hier ist einfache Erhabenheit der Form im erhabensten Leiden, so wie es die Bibel schildert, so wie Klopstock bemüht war, es mitzuschildern. Der Anblick dieses Gemäldes wirkt auf jeden, der sich ihm nähert, gleich dem sanftesten Klaglied von Pergolesi; es ist ein Meisterstück der einnehmendsten Beredsamkeit, und würde bei unsern Kirchenverzierungen auch in schwacher Nachahmung schöner stehen, als die manchmal mit größter Pracht ausgeführten Verziergedanken, die dem Herzen nichts sagen.

Ueber einige
Gemälde aus der Gallerie
zu München.

Ich erinnere mich so oft und gerne an jene Stelle des Horaz, wo er sagt, daß in Rom erst die Liebe zu Fechtspielen und Pferderennen, dann zu den Künsten des Marmors und Erzes, die herrschende Mode des öffentlichen Vergnügens geworden, und daß unter allen den Rasereien eines bald vorübergehenden Taumels, welche bei unsern Ergötzungen gewöhnlich zum Grunde liegen, jene, wo der Vater und der Sohn mit bekränztem Haupte speisen und Verse machen, die schönste, beste und wohlthätigste sey, die die Bürger ergreifen kann: denn hiebei meint er, lernte man jedermann Wohlwollen, sich mit wenigem begnügen, nichts fürchten, und immer eines heitern, gesetzten und großen Gemüths bleiben.

Und das denke ich denn allemal, wenn ich unsere Gallerie vorüber gehe, stelle mir die unbeschreiblichen Folgen vor, welche eine gleiche allgemeine Raserei, vermöge welcher man schöne Gemälde mit Leidenschaft lieben lernte, nach sich ziehen würde, und überlasse mich ganz den Vorstellungen des unsäglichen, vielfachen Guten, welches dies, wenn es in Erfüllung käme, stiften würde, stiften sollte.

Allerdings sollte es das, und hierüber können ein Paar Worte, im Vorbeigehen gesagt, nicht ganz überflüssig seyn. Ich möchte die Antworten nicht alle sammeln, welche man auf die Frage: warum man öffentliche Gallerien errichte, erhalten würde. Man denkt nicht immer daran, daß eine Bibliothek nicht für Schriftsteller, eine Schaubühne nicht für Schauspieler; sondern daß, in Betracht ihres ersten und letzten Endzwecks, beide zugegen seyen, einen größern Kreis, als der ihrer Person ist, zu erfüllen, nämlich dem Publikum so ausgebreitet, als sie können, zu nützen. Was soll das helfen, wenn zehn Homere und Xenophone, zehn Raphaele und Rubens in unserm Lande wären, und das Land höchstens ihre Namen verstünde und nichts von ihren Werken fühlte? Sammlungen zum öffentlichen Gebrauche und Genusse sind der öffentliche Schatz guter Begriffe und Ge=

fühle, welche von da ausgehen sollen in unsere Häuser, und Wärme und Gesundheit verbreiten sollen über unsere Gedanken und Sitten; und nur nach dem Umlauf des Vortrefflichen und Geistigen, welches von jenen in das Publikum abfliest, will ich glauben, man besitze das wirklich, (und bewahre und hüte es nicht bloß) womit man, so bald man es eine Bibliothek oder Kunstsammlung nennt, ich weiß nicht, wie viel Großes, zu sagen meint.

Freilich dient eine Gallerie (wer sollte so etwas nicht wissen können?) auch vorzüglich und unmittelbar einem Künstler zur Bildung; wenn ers nun aber geworden, wenn er im Stande ist, etwas Würdiges darzustellen, selbst dahin zu stellen: warum thut ers, als um mitzutheilen? Warum schafft er etwas aus den Schätzen der Natur, als um jedermann das große Buch der Natur aufzuschließen, um jedermann die Wunder derselben, so, wie sie nach schweigenden ewigen Gesetzen erscheinen und eingerichtet sind, wahrnehmen, und Mitfühler zu machen? Es kömmt immer auf das Nämliche hinaus; alles was öffentlich ist, ist wegen uns allen.

Ich sehe dann aber eben dieß so selten! die herrlichsten Büchersammlungen, — und magere schwache Begriffe unter den Haupt-

männern, und rohe Unwissenheit unter dem Volk! die herrlichsten Kunstsäle und die abgeschmacktesten Erfindungen einer ganz elenden Einbildungskraft überall, wo der Geschmack anordnet! Und dies so gar nicht selten!

Was mir daher schon im voraus leid thut, wann unsere hiesige Gemäldegallerie (unter den guten, die in der Welt sind, eine der besten) da stehen wird, daß es den grösten Meisterstücken ergehen möchte, wie es denselben gewöhnlich noch überall ergangen ist, wo man, so zu reden, über das Dogma der Kunst gestritten, und indeß das, was sie ausdrückte, vergessen hat: dem möchte ich, so viel an mir liegt, zuvorkommen. Ich möchte den Theil des Publikums, welchem man nicht so genau zumuthet, daß er jeden Kunsttheil mit dem Auge des geübten Künstlers betrachten soll, dahin bringen, etwas Großes zu erwarten, und etwas Bessers zu finden, als wohl oft selbst der sogenannte Kenner zu suchen pflegt. Wozu dienten bisher gewöhnlich die Gallerien, so wie jene jährlichen Gemäldeausstellungen, als unter das Publikum eine gewisse Kennerschaft, welche die Sache allen Saft benimmt, zu vertheilen, und die Fertigkeit, beim Anblick eines Werkes viele Kunstwörter anzubringen, gemein zu machen?

Ich möchte etwas beitragen können, daß die Kultur der Kunst unter uns dadurch gewänne, daß selbe immer mehr und mehr von solchen, die sie nicht üben, geschätzt würde; daß es für diese eine Art von Stolz, Vergnügen und Glückseligkeit würde, ein gutes Stück zu besitzen, und davon mit Partheilichkeit und mit Eifersucht zu sprechen; und, mit einem Wort, daß die Sache der Kunst und der Künstler wieder einmal, was sie ehemals war, werden möchte.

Ehemals hatte die Kunst an jedem reichen Manne ihren Gönner. Als man noch nichts um die laquirten Wägen, und um die jetzigen schwülstigen Tapeziererereien in Zimmern, welche oft mit jenen erstaunliche Summen kosten, und in einem Menschenalter als abgenutzt verfallen, als man noch um so viele seellose Moden, die nichts sagen, nichts wußte: da war die Kunst, welche sich noch gegenwärtig an der Stelle eines Gastes befindet, zu Haus. Wer es im Vermögen hatte, beeiferte sich, etwas in sein Zimmer zu schaffen, woran er sich laben, oder meinetwegen, womit er Stadt machen könnte. Noch findet man diese ehrwürdigen Denkmäler der ehemaligen Denkungsart in den Bürgershäusern der Reichs- und Handelsstädte, und manches besitzt, vielleicht ohne es selbst zu wissen, Meisterstücke, deren

jetzt nicht jeder Große sich rühmen kann. Dies ist unter allen die schönste Mode, (wärs auch bloß Mode) die möglich ist. Es gewinnt nicht nur die Aufnahme der Kunst und der Muth der Künstler dabei, sondern das Beste des häuslichen, wirthschaftlichen und sittlichen Lebens wird dadurch befördert. Hier hat auch das Eingebildete, das man zu sehen und zu besitzen glaubt, indeß es vielleicht nicht zugegen ist, bessere Wirkungen, als in vielen andern Dingen das Wahre. Tausend Dinge, welche die Zufriedenheit des Herzens zerstören, vergißt, zerstreuet man dabei, und mit Leidenschaft lernt, und wird man gewöhnt, sich an dem Anblick eines Dinges, woraus man Ideen nach dem Vollkommnern schöpft, zu vergnügen, und sich mit einer Unterhaltung zu beschäftigen, die um das Geringste, das von selber nur möglich, aber im Vergleich mit andern unendlich voran bleibt, zu sagen, wenigstens (versteht sich, sittenlose Dinge ausgenommen) unschädlich ist. Man gewöhnt sich unvermerkt an etwas Menschlicheres und Edlers in allem seinen Thun, gewinnt unvermerkt einen Geschmack am Einfachern in seinem Aufwande, seiner Lebensart, und lernet auch, wenn man nicht wollte, einen großen Verstand schätzen, das man nunmehr, da

Reichthum, und was dem nachfolgt, in Ehren ist, nie lernen wird.

Und was die Kunst anbelangt: je mehr sie getrieben wird, desto weniger wird darüber geschwätzt, desto weniger fällt mit seinem Wörterkram der Kunstrichter einem braven Künstler zur Last. Beide gewinnen, der arbeitet, und der, welcher Arbeit bestellet, und vor allen der Theil, wegen dem alles ist, — das Publikum.

Ist das Verlangen, daß dieß geschehen möchte, irgendwo mehr, als ein guter Wunsch, so bin ich da am ehesten berechtigt, alles Gute zu hoffen, wo auf gewisse Art, ich meine, auf die feierliche, mittheilende Art, wie etwa künftig geschehen möchte, das Publikum erst, so zu sagen, anfängt, auf die großen Werke des Geschmacks und der Wahrheit in Kunst und Nachahmung hin zu blicken, als wo man selbe schon seit langem vor Augen zu haben, und nichts zu sehen gewöhnt ist. Ich will es daher versuchen, durch einige wenige Schilderungen (wenn sie sich gleich gegen die Gemälde, wie Schatten gegen den Körper, verhalten mögen) zu zeigen, oder vielmehr erst weiter vermuthen zu lassen, wie vieles in den Werken liege, welche unser Gefühl stärken, und unsere Nachbildung lenken. Es fehlt uns, wie bei Dingen des Verstandes, nicht so fast

an guten Büchern und Mustern, als an der rechten und nächsten Weise, dieselben zu benutzen, und mancher gute Schriftsteller hätte seinem Publikum einen eben so großen Dienst gethan, wenn er gelehrt hätte, wie man eine gute schon vorhandene Schrift lesen soll, als da er sich Mühe gab, selbes mit einer neuen zu beschenken. Benutzung des besten Augenblicks, etwas darzustellen, Idee und Anordnung sind die vortrefflichsten und einladendsten Dinge, auf die ich wünschte, daß man Rücksicht nehmen, daß man etwas Gutes und Schönes erwarten möchte. Dieß ist das Erste jedes Kunststücks, und für den, der es einmal zu finden weiß, wird es bald ein Weg zu weitern Schritten seyn, die indeß immer wieder dahin zurückkommen werden. Man wird nicht lange von Schönheit des Umrisses urtheilen, ohne wissen zu wollen, was innerhalb der Oberfläche sich befinde, und auf gewisse Weise in eben dem Maße ein Maler zu werden, indem man ein Kenner seyn will.

Was ich dießmal liefere, ist nur ein Entwurf, dem ich gerne mit vollem Herzen mich überlassen hätte, wenn es nur möglich wäre, bei dem ersten Gemälde zu verweilen, und für das Redende, das in dem zweiten zugegen ist, einige Worte zu finden.

Der Kindermord von Rubens.

Auf unserer Gallerie eines der prächtigsten, geistigsten Gemälde, sohin eines der besten Gemälde in der Welt. (Es ist 9 Schuh 3 Zoll breit, 6 Schuh 6 Zoll hoch auf Holz gemalt.) Der Kindermord, die grausamste, die gräßlichste, blutendste Scene, die sich malen läßt! Und Rubens hat sie gemalt! hat sie im höchsten Feuer sich vorgestellt, sie dargestellt und entworfen. Hier steht sie vor mir, und wahrhaftig, ich vergesse das Holz, und das bischen Farbe darauf, und entsetzte mich, hin zu sehen.

So vieler Menschenverstand und Geistesgegenwart, als hier mitten im Sturme lebt, kam selten unter unsere Geschäfte, und so eine Stärke belebte kaum jemals ein Kriegsheer.

Das Höchste und Heftigste, das die Natur in der äußersten Anstrengung, wo sich ihr selbst unbekannte Kräfte zur Hilfe darbieten, zu äußern pflegt, ist hier beisammen, ist hier in jeder Bewegung, in jedem Theile der Personen, gräßlich, wild und fürchterlich, in allen Körpern, und in den zerfetzten Gewändern, die von den Körpern fallen.

Wer will, kann sich vorstellen, wie ers gemacht haben würde. Ich mag das nicht thun, nachdem ich sehe, wie es Rubens gemacht hat.

Das Gemälde ist in drei Haupttheile, und diese sind in verschiedene Gruppen eingetheilt, wo bei der schönsten Anordnung die möglichste Unordnung, und alles in Gewühl, und Schweiß, und Arbeit begriffen ist; alles so im Gewitter aus einander gesprengt, und zusammen gedrängt zugleich so im Aufruhr — ich möchte sagen, was ist gegen diese Scene eine Männerschlacht, das Morden des bepanzerten Mannes, der am Fuße des Feindes hängt?

Das Morden geschieht in einem großen Vorhofe eines Pallasts, nach welchem linker Seits, unter einem steinernen Vorgiebel, der mit prächtigen Säulen unterstützt ist, eine runde, offne und breite Stiege führt. Rechter Seits sieht man in einer kleinen Entfernung ein bereits sinkendes Gebäude, und in der Mitte ist eine Oeffnung und Aussicht auf das Feld. Dahinab nun in den Hof hatten sich die Bethlehemitinnen, Vornehme und Gemeine, wohl noch, weil der König sie sehen wollte, in ihren besten Kleidern versammelt, und sich jede einzeln, jetzt in der Vergleichung mit andern, wohl vielleicht etwas bessers zu seyn

gedünkt, als sie zu Haus an sich wahrgenommen hatte.

Und wie sie so da standen im mütterlichen Stolze und Erwartung, daß der König erscheinen möchte —

Ueberfall, Staunen, Entsetzen, Raub, Ohnmacht, Schrecken, Dahinsinken, höchste Anstrengung, Bluten, Verachtung aller Gefahr, Geschrei, Aechzen, lebendiger Ruf bis an die Himmeln zum lebendigen Gott!

Ich bin verlegen, was ich zuerst wählen, was ich zuerst sagen, wie ich ähnlich — das kann ich nicht. Nur der konnte es, der es entworfen hat.

In der Mitte des Gemäldes steht die einzige einzelne Person, die man zu sehen bekömmt, eine ausnehmend schöne Frau, und gemäß ihrer Kleidung, so zu sagen, die Königin unter den Frauen. Ihre wohlgehaltene Gestalt und ansehnliches Wesen sagt deutlich, daß sie in ihrem Leben wenig Kränkendes empfunden, noch weniger jemals einen Begriff von einer Grausamkeit, wie die gegenwärtige ist, geahndet habe. Ihr zur Rechten liegen zwei Kinder auf einander, deren das Untere mit dem Gesicht auf der Erde ausgeblutet und erblaßt, das Obere noch in den letzten Krämpfungen zu leiden scheint. Ob nun eines dieser Kinder der ansehnlichen Frau gehörte,

oder nicht, ihr ist das Ihrige bereits entrissen; sie hält das blutende Tuch zwischen beiden Händen, und zeigt es mit emporgestreckten Armen gegen Himmel, wohin sie mit dahin gerichtetem Angesicht aus aller Macht rufet. Eine große heiße Thräne rinnt ihr vom rechten Aug die Wange herunter. Man sieht nie das Bild an, und verläßt es nie, ohne sie noch einmal anzusehen. Sie rufet zum Erbarmer und Richter im Himmel.

Die Gruppe rechter Hand bestehet aus einer vielfachen Handlung in eine einzige zusammen gebracht. Ein grauser, wilder, überaus starker Kerl, mit einer Thierhaut, welche noch rechtsseits zu sehen ist, bekleidet, umschlingt mit dem rechten Arm um die Mitte, und hält ein Kind, das beide Aermlein aus einander streckt, von sich weg, empor, und ein anderer greift dem schreienden Kind, das auf diese Weise in der Mitte schwebt, durch das linke Aermlein an die goldgelben Haare, und mit der aufgehobenen Rechten sticht er das jammerrufende Kind mit einem Degen gerade ins Herz, mit einer Gewalt, daß die Spitze diesen Augenblick auf der andern Seite hervor kommen wird. Er gibt sich Kraft, indem er die Zähne zusammen beißt, und strenget auf eine gräßliche Art die Augen an, um zwischen die Rippen zu kommen, und

des Herzens nicht zu verfehlen. Er schwingt sich ordentlich in die Höhe, und tritt mit dem rechten Fuß nach aller seiner Schwere auf die Schenkel einer Frau, die zwischen den Füßen jenes grausen Kerls, auf der Erde (das Angesicht dahin gewendet) liegt, und ihr todtes um den Hals blutiges Kind mit beiden Armen umfasset, und an das Herz drückt. Die schönen braunen Haare, ganz aufgelöst, sind über die Stirne, welche dadurch bedeckt wird, und über den linken Arm gefallen, womit sie den Kopf des Kindleins umschließet. Sie fühlt nichts von dem harten Tritt, und liegt in einer Betäubung von Schmerzen, und will, gleich den Töchtern der Niobe, zu Stein werden. Neben dem Mörder liegt auf dem Rücken dahin gestreckt ein über alle Beschreibung holdseliges Knäblein, über dem sich ein Hund hervordrängt, das Blut aufzulecken.

Aber jener erste schreckliche Kerl mit dem starken Knochenbau, der mit seinem rechten Arm das Kind dem andern zum Mord hält, greift zu gleicher Zeit mit seiner linken Hand abwärts nach einem Knäblein, das er aber nun eben noch bei dem Hemdlein erwischt hat. Dieses liegt auf dem Schoos einer sehr jungen Frau, welche sich mit dem einen Knie nach der Erde gebeugt, und, indem sie ihr Kind mit der linken Hand fest hält, mit der Rech=

ten den grausamen Unmenschen, gegen welchen sie ein leichtes Rohr ist, vergebens von sich drückt. Sie sieht mit Entsetzen und vieler Erwartung, als wäre ihr noch kaum recht begreiflich, was geschehen sollte, nach jenem Kind, das eben getödtet wird; — indeß ihr vom Rücken eine gemeinere Frau, welcher die langen Haare über den ganzen Leib rückwärts hinab sträuben, mit der losgelassensten Wuth einer, ich möchte sagen, thierischen Wildheit, alle ihre ausgespreiteten Finger oder Krallen ihm ins Gesicht gräbt, und mit einem gewaltsamen Riß, womit sie hinter sich setzt, indem sie, um weit springen zu können, mit dem etwas von der Erde gehobenen Fuß ausholt, den ganzen Backen ihm vom Gesicht reißt. Schon hat sie ihn um die Augen tief verwundet, und ihr gewaltsam vorgestrecktes Kinn, und ihre strotzenden Adern drohen, daß sie den Kerl zerfetzen will, der über den Schmerz ein grimmiges Brüllen erhebt. Den Kerl zu retten, laufen von der Treppe des Schlosses vier Soldaten eilfertig herab, und der erste richtet mit Wuth seinen Speer nach dem Weibe, es zu durchbohren.

Ich will nicht weiter beschreiben. Es ist eine schreckliche Scene, und doch nur eine Vorbereitung zu dem, was in der Gruppe linker Seits vorgeht.

Diese bestehet aus vier einzelnen Scenen, deren immer eine gräßlicher, denn die andere ist.

Neben der Stiege liegt rückwärts und stützt sich ein schönes Weib mit der linken Hand fest an die Erde, um ihren halb empor gerichteten Oberleib, um den Kopf in der Höhe zu erhalten; und mit der rechten Hand fängt und hält sie einem Soldaten das spitzige, scharfe, zweischneidige Messer auf, welches jener nach ihrem Söhnlein zustoßen will. Dieses liegt ganz entblößt, und mit dem vordern süßen Körperchen auf dem Mutterschooße, und hebt, den linken Arm über den Kopf geworfen, seine blauen unschuldigen Aeuglein gegen den Mörder auf. Dies ist der peinlichste Augenblick im ganzen Gemälde. Das Kind ist bereits allein in der Gewalt des Soldaten, der sich bückt, und mit der linken Hand dasselbe an der rechten Schulter faßt, und mit dem Messer in seiner rechten Hand nach aller Macht zudrückt. Er hat das Messer in der Hand der Mutter, womit diese es umgreift, bereits auf- und niedergezogen. Die Hand blutet über und über, und den Augenblick, wo das Messer ausklitschen, oder die Finger durchschnitten seyn werden, wird es das ganz wehrlose Kind durchbohren. Daß Schrecken und Entsetzen, mit dem die todtblasse Mutter zu dem unbarm-

herzigen Mörder um Schonung auffleht, fühlt jeder mit Schaudern, auch wenn er nie etwas gefühlt hätte. Und er wünscht an der Stelle eines gemeinen Weibes zu seyn, das dem Mörder mit allem Grimm in die Haare fällt, und ihn rückwärts zurück zieht. Es hat ihn so gut gefaßt, daß sich das Weiße in den Augen mit dem etwas seitwärts gezerrten Kopfe nach ihr treibt.

Etliche Stufen über der Stiege bemühet sich eine gleichfalls vornehme Frau (denn sie ist, wie oben die letztere, mit einem blauen seidenen Oberrock bekleidet) — die sich schon lange mit dem über ihr mit schon blutigem und gezücktem Dolch stehenden Mann herum gerauft hat, (sie ist ganz in Unordnung, und die Haare sind ihr hinab gezaust) ihr vermuthlich bereits verwundetes Kind in ihr Kleid zu wickeln, und in ihrem Schooß zu verbergen. Sie neigt sich über selbes, so daß ihm der Mörder nicht beikommen kann, hält es auf dem linken Knie, worauf sie sich niedergelassen, mit beiden Händen fest, und beißt, da sie in dieser Stellung keine andere Wehre hat, dem Elenden aus aller Macht in den Arm, in dessen Fleisch sie hinein fällt, daß sich die Haut ringsum zusammen zieht. — Ueber diesen, an einem Säulengesims, liegen todte Kinder.

Vorwärts auf der Stiege trägt einer von der Wache auf seiner linken Schulter ein Kind davon, das in der umgekehrten Stellung nach der sich hinan drängenden Mutter schreiet, und die rechte Hand, worin er einen Dolch, von dem das Blut träuft, hält, setzt er dieser auf das Herz, und drückt sie rückwärts nieder, und zum Fall. Sie fängt eben zu stürzen an, und hält sich nur noch an dem rechten Aermlein des Kindes fest, das sie mit ihrer linken Hand mit allen Kräften herab und nach sich zieht.

Zwischen dieser und der letzten schreiet eine ansehnliche gelb gekleidete Frau, mit empor gestreckten Händen nach einem Soldaten, der mit ihrem Kinde, bereits etwas weit von ihr, die Stiege hinauf läuft, und selbes, unter sich gekehrt, nur bei dem Schenkel des einen Fußes über seine linke Schulter mit beiden Händen fest hält, um es oben mit dem Kopf an eine Säule zu schmettern, wie dieß eben über ihm ein anderer verübet. Diese Soldaten befinden sich bereits und zuoberst in der dritten mittlern Gruppe, an welcher ganz unten, und wie ich anfangs sagte, in der Mitte des Gemäldes, jene ansehnliche gegen Himmel rufende Frau steht, deren ich, als der ersten erwähnt habe. Gleich neben ihr, und auf der ersten Stufe der Stiege sinket

eine ohnmächtige, oder vielmehr sterbende Frau, ihr todtes Kind vor sich ans Herz gedrückt, einer andern, die ihre glühenden, thränenvollen Augen gegen Himmel hebt, in die Arme. Jener ihre Augen schließen sich, und ihr Mund fällt zu, und ihr ganzes Sinken zeigt an, sie werde beide nie wieder öffnen; indeß bei der nächsten Frau, die nach ihr, und höher, als sie steht, jedes Glied in Bewegung ist, und alles, was an ihr lebt, sich vereinigt, um das Leben ihres Kindes zu erflehen. Ein überaus rührendes Bild! Der Soldat, an den sie sich richtet, trägt zwei Kinder die Stiege hinan, deren er das eine über der linken Schulter, das Köpfchen hinab gekehrt, das andere und das Ihrige in seinem rechten Arm hernieder hält, in welchem das Kind, den Rücken einwärts gekrümmt, mit dem Kopf hinabwärts liegt, und das Gesicht der Mutter zukehrt, und nach ihr die beiden Aermlein hinab streckt, mit so einem ihr ohnehin schon volles Mitleiden und Beistehen fodernden Blick, mit so vielem Weinen der Hilflosigkeit, daß jeder, der dieß Kind ansieht, in Gedanken auf das Bild näher zugeht, und etwas beginnen will, bis er wahrnimmt, es sey nicht möglich, sich in die Sache zu legen. Die Mutter aber streckt mit aller Inbrunst des Flehens ihre Arme dem Kind entgegen,

und indem sie ihre Augen auf den Soldaten richtet, der sich nach ihr freiwillig gekehrt zu haben scheint — Hier kommen die wahren Worte. Ich höre, auch da ich es nicht vernehme, was sie ihm sagen wird, Worte, die jede Mutter auf Erden in gleichen Umständen ihm sagen würde. Und erinnert mich das an jene rührende Ausdrücke des zwischen Himmel und Erden, und im Angesicht zweier Kriegsheere, und der königlichen Familie um sein Leben flehenden Königssohns, das ihm kein anderer Mensch, als eben der Pius Aeneas, versagt haben würde: Fuit et tibi talis Anchises genitor.

Doch, man komme mit einem Herzen, einer Fassung, Kenntniß und Vorbereitung, mit welcher man will: jeder trifft hier seine Scene, die ihn rühren wird, an, jeder sein Gesicht, seine Stellung, bei der er stehen bleiben, bei der er zürnen, schaudern, erschrecken, und retten wollen, und weinen wird.

Von einem hohen, etwas heimlichen Erker des Pallastes, sehen zwei Bethlehemiter dem Morden zu, wahrscheinlich Herodes selbst, wie an dem Gesichte des einen, worin ganz jene, den Wütherichen eigne Feigheit liegt, zu erkennen ist.

Nach dem Felde zu reißen einige Weiber, mit den Kindern an ihren Herzen, mit be=

flügelter Eilfertigkeit aus, und ein Trupp Reiter wartet in einiger Ferne, die Flüchtigen einzuholen. Schon hat eine ihr Haus erreicht, hebt schon den Fuß, ihre Schwelle zu betreten: siehe, da greift sie ein elender Kerl, der sie eben einholt, bei den fliegenden Haaren. Ein Paar andere raufen sich mit den Soldaten auf dem Felde herum.

Von diesen Flüchtigen vernehmen die Männer und Väter, was im Pallaste des Herodes geschehe. Die Nachricht setzt sie außer sich selbst, hebt den Unterschied zwischen König und Knecht auf. Sie besinnen sich nicht, was sie thun wollen; sie thuns. Zwischen einer zerfallenden Halle, rechter Seits des Gemäldes, rennen ein Paar in rasender Verzweiflung heran. Das Entsetzen liegt, wie ein Ungewitter, auf ihren Gesichtern, und ihre Haare sträuben sich vor Grimm. Der eine, ein Greis, hat einen schweren Stein, den zu schleudern er nur jetzt Kraft hat, in seiner schwellenden Rechten, und der etwas jüngere Mann, der neben ihm herläuft, ballet beide Fäuste entsetzlich. Beide senden nach dem Vorhof, von dem sie bereits das Geschrei hören, verzehrende Blicke; sie werden mit allen es aufnehmen.

Sowohl aus der Unordnung, worin sich sowohl die Soldaten, die fast alle ihre Pickel=

hauben verloren haben, als die Frauen befinden, denen die Kleider aufgerissen, und die Haare zerzaust, aus den Stellungen, worein diese letztern eben gestürzt sind, läßt sich auf die verschiedenen Arten der verzweifeltsten Kämpfe schließen, mit denen sich die trostlosen Mütter zur Gegenwehr stellten, und in die Waffen sich warfen.

Wer das Gemälde ansieht, er möge nun Feuer und Wahrheit im Ausdrucke, kühne Stellungen, schöne Gewänder suchen: hier wird er sie, wie eine kleine Iliade, für sein Studium finden. Daß Rubens Farbengebung nicht immer seine Hauptsorge war, ist bekannt; aber die Wahl derselben, eine jede da anzuwenden, wo sie der schönsten Wirkung fähig war, ist es darum nicht weniger. Jene erste, welche in der Mitte steht, ist mit einem rothsammeten Unterrock, der unten mit Hermelin verbrämt, und oben über das Hemd geschnürt ist, und über jenem mit einem schwarzen Oberkleid angezogen, das sie leicht nachschleppt, und linker Seits, wodurch ein gelbes seidenes Futter zum Vorschein kömmt, aufgeschürzt hat. Die übrigen haben blaue oder rothe Oberkleider, so wie es diente, ihre Gestalten am besten zu erheben. Alle, an denen der Kopf nicht gelitten hat, haben die Haare ge-

flochten, und die Vornehmen tragen einen Kamm und Ohrenring. —

Christus sitzet zu Gericht.

Man sollte kaum meinen, sehe mans nicht wieder am Geist und Ausdruck, daß dieses Gemälde voll häuslicher, wiewohl großer Natur, einen Verfasser mit jenem des Kindermords habe. So still und friedsam geschieht hier alles, wie in jenem ersten alles in tobendem Aufruhr, alles brausend und wüthend war. Man mag dieses oder jenes zuerst betrachten: so wird man geneigt seyn, zu behaupten, diese wäre die erste und einzige Lieblingsfassung vom Rubens gewesen, hier wäre es ihm am besten geglückt; und sieht man nun etwas anders, wo das Gegentheil dieser Fassung zugegen ist: so möchte man von ihm sogleich auch das Gegentheil sagen. Es erfüllt uns andere, die wir gewöhnlich nur, wie wir selbst uns ausdrücken, für Ein Ding gemacht, und für dies einzige sehr mittelmäßig gebildet sind, — es erfüllt uns andere mit Schauder, uns einen Geist dieser Größe zu denken, dem

nichts unerreichbar ist, der alles umfaßt mit gleich scharfem Blick, wie jemand vom Shakespear sagt, Sonnen und Sonnenstäubchen, den Elephanten und die Milbe, den Engel und den Wurm; — der mit gleich meisterhaftem Pinsel schildert den Menschen und den Kaliban, den Mann und das Weib, den Helden und den Schurken, den Weisen und den Narren, die große und die schwache, die reizende und die häßliche Seite der menschlichen Natur.

Ich füge dieses überaus schöne Gemälde einiger Maßen zur Schadloshaltung des erstern, und sohin darum bei, um mich eben so zu ermuntern, als mich jenes betrübt hat. Ich kenne auch nichts, kein Buch und kein Gedicht, wo so gar alles, was im Leben vorgeht, wo die Geschichte unsers Lebens in einem solchen kurzen Auszug, und in dieser Bedeutung beisammen wäre. Diese Arten des Geistes und menschlicher Philosophie sind es, durch die von jeher alles geschehen ist, und künftig unter verschiedenen Kleidungen und Ständen geschehen wird.

Auf dem Gemälde sind acht, aber eigentlich nur sechs Hauptpersonen, die zur Handlung gehören, und auf diesem engen Raum von Leinwand in bewunderungswürdigen Stellen und Absonderungen sich befinden. Unter einem grünen ganz einfachen Baldachin sitzt

Christus, legt mit einer entzückenden Ungezwungenheit die linke Hand auf die Lehne des Sessels, und läßt die rechte auf den mit einem grünen und gestickten Teppich überzogenen Tisch sinken, über eine Schrift, die daselbst liegt; ist und bleibt überhaupt nur er allein; so willig alles! so auf göttliche Art billig, duldend, und in Ruhe schwebend alles an seiner ganzen Gestalt! Man fühlt gleich, er sey der Erhabenste unter ihnen, er sey unterrichtet von allem, und seiner Sache gewiß. Und wer ihn in dieser schweigenden Großheit bei jeder andern Gelegenheit sich entgegen kommen sähe, würde, ohne ihn zu fürchten, mit einer süßen Ehrfurcht gegen ihn aufblicken, und sein Gesicht wählen, wenn er ein Künstler, und eben in der Arbeit begriffen wäre, denjenigen darzustellen, der von sich sagte: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.

Ihm zur Rechten sitzt Petrus, als Geheimschreiber und Protokollist dieses Gerichts. Er ist, nach meinem Gefühl, die Hauptfigur, welche alle die übrigen erklärt und beleuchtet; welche nicht gesehen zu haben, (ich trage kein Bedenken, mich des Ausdrucks eines Alten in Betreff des Wunderbildes zu Elis zu bedienen) ein kleines Unglück ist. Ein Kopf, und darin ein Aug so voller Heiterkeit, so voller

heimlichen Fröhlichkeit — doch ich will ehe von den übrigen Personen reden, und dann zu ihm zurück kommen, als bei dem auch jeder Nichtkenner, wenn er nur immer ein bischen Gefühl mitbringt, zuerst und zuletzt verweilen wird.

Unten am Tische, auf der Seite des Petrus, knieen ein Paar deutsche grundehrliche Bürgersleute, ein häusliches treues Ehepaar, Mann und Weib. Das wird wohl keine Seele verkennen, wer diese Leute gewesen, und wie gottesfürchtig, und ganz und gar redlich sie gelebt haben. Und was dabei zu jedermanns Trost und Stolz gereicht: so sind es Gesichter, die jedermann oft gesehen, gut gekannt zu haben glaubt. Man sieht an beiden, daß sie durch eine ruhige Gemüthsfassung und einfache Kost nach der Arbeit, sich bis zu den Greisjahren, an welche sie gränzen, die blühende Gesundheit erhalten, welche auf ihren Gesichtern und ihren vollen Gliedern erscheinet. Diese saftige Röthe zeugt von innerer Kraft und wohlbehaltener Stärke, und von ungeschwächter Festigkeit sein scharfes blitzendes Männeraug. Mit einem Wort, es sind ein Paar Leute, die ihr Lebelang Gott und dem Land treu dienten, dem Dürftigen und Leidenden, so gut sie konnten, beisprangen, und keine Pflicht unerfüllt ließen: er, ein Mann,

bei welchem ein Handschlag galt; sie, eine Mutter, die der Tochter nichts nachsah, und eine Hauswirthin, die beim Hahnengeschrei wach geworden.

Dennoch sind sie beide voll Demuth, und nicht ohne heimlichen Kummer, ob sie bei dem Richter bestehen werden. So, wie sie ihre Hände, an deren Bildung und Härte man ihr Tagwerk erkennet, zum Bitten falten, scheinen sie sich auf nichts mit Zuversicht, als darauf zu verlassen, daß sie es ganz ehrlich und redlich gemeinet haben.

Hinter diesen, und nur mit dem halben Leib (da ein Engel, von dem ich gleich reden werde, vorstehet) sichtbar, befindet sich ein geschorner, sehr ausgemergelter Kopf mit einem blassen, melancholischen Gesicht voll Sorgen und Kasteiungen. Seine ganze Gestalt ist das Gegentheil der vorigen, und man sieht ganz wohl, seine Gedanken müßten weiter, als über die Erde gegangen, und sein entflammtes Herz müßte in Entzückungen oft über die Sterne gewandelt seyn. Ein unüberwindliches Ausharren auf dem Vorsatze, den er sich einmal faßte, traue ich ihm zu, und große Opfer für das Ueberirdische, und eine Liebe bis in den Tod. Zum Außerordentlichen ist er geneigt und zum Schweren, das nicht jeder erreichen kann. Er verlegte sich darauf, sich nie etwas

zu gut zu thun, und was schon hart war, machte er sich noch härter. Er wollte nicht bloß demüthig, sondern er wollte erniedrigt seyn; und Einfälle, die sich mit der Tugend nicht vertragen, wegzubringen, war er im Stande, sich auf eine grausame Art in Dörnern zu wälzen, und seinen Leib hieß er nur seinen Esel. — Ich setze nichts überflüßiges hinzu. Man liest das, ohne geübte Augen, und noch mehr, auf seinem Angesicht, und in der sich verdemüthigenden Senkung seines Kopfes, seitwärts und hernieden, welche schon ganz zur Natur ihm geworden.

Er blicket mit größter Aufmerksamkeit und Erwartung nach dem, welcher vor dem göttlichen Richter knieet, und ist nicht ohne heilige Sorge, wie es demselben ergehen werde.

Dieser, wie gesagt, knieet vor dem Richter, mit geradem aufgerichtetem Körper und Haupt, in dessen Aufhebung und der festen Richtung des Halses dasjenige liegt, was man Erhabenheit, oder Rechtfertigung seines Wandels nennen möchte. Er ist ganz aufgeheiterten Angesichts, und scheinet sich vor nichts zu fürchten; er scheint sich vielmehr nach diesem Zeitpunkt, wo seine Thaten verklärt werden sollten, gesehnt zu haben. Er scheint schon zu wissen, was geschehen wird, und nun zu erwarten. Ich will nichts weiter hinzu=

setzen, und nur des seltsamen Einfalles gedenken, den der gute Rubens hiebei angebracht oder hineingelegt, oder losgelassen hat, dieser Figur die Kleidung eines Geistlichen, und zumal (wie wenigstens mir vorkam) eines Jesuiten zu geben.

Aber diesem letztern sey, wie ihm wolle; auch dieses gänzlich bei Seite gesetzt: so wird diese knieende Person vorzüglich dem Petrus wichtig, welcher die belebende Seele des Gemäldes ist. Ich habe kaum noch einen solchen Kopf in meinem Leben gesehen! und Rubens hat kaum eine fröhlichere Stunde in seinem Leben genossen, als wie er die Idee dieses Kopfes entworfen hat. Petrus lehnt sich in etwas gegen den Tisch hinein, läßt die linke Hand nachlässig um den rechten Arm sinken, und hält mit der rechten die Feder an den Mund, an welcher er fiselt und naget, und dazu leise den Mund krümmt, und mit dem etwas seitwärts gekehrten Kopf auf den Knieenden hinab schielt, mit einem so schalkhaften und doch etwas verheimelten Lächeln im Mund und Aug. Man sollte einem Petrus dieses schlaue Wesen im Hinterhalt kaum zugetraut haben. Er hat sich auf diesen Augenblick schon lange gefreuet; er versüßt ihm sein Amt; er wird dieß ihm noch oft durch die bloße Erin=

nerung thun. Ich will doch sehen, sagt er, wie das sich endigen wird.

Den Knieenden hält, aus einer Ursache, die ich nicht ganz errathen kann oder mag, ein Engel an beiden Schultern, und hinter Petrus und Christus steht eine dritte Person, vermuthlich ein Apostel, jünger als Petrus, der mit scharfer Ernsthaftigkeit auf den, der bekennen oder gerichtet werden sollte, hinabsieht.

Wie es doch möglich ist, daß ein einziges solches Gemälde, die Trägheit, die mechanische Ruhe der gewöhnlichen Künstler nicht zertheile, ihren bloß körperlichen Sinn, womit sie so oft alles ansehen, nicht ein wenig veredeln, sie nicht etwas Höheres in ihrem Berufe ahnden lasse, als Faltenwurf und Farbe, Dinge, die ganz gut, aber nur immer nichts, als der Weg sind, auf welchem man zur Hauptsache schreiten und eilen soll? Wie doch sie die einzigen, denen das Recht, alles zu versuchen, zugestanden ist, sich dessen gerade am wenigsten bedienen, immer nur, was andere waren, seyn, so gar selten selbst etwas seyn wollen? Für einen Künstler lebt alles in der Natur auf eine ganz besondere Art, und immer soll er, was er sieht und fühlt, mittheilen und darstellen wollen. Er soll das Vollkommenste erreichen wollen, so wird er

weniger spät zum Vollkommenen gelangen, und bei Dingen, welche er sich nicht Zeit nahm, während seines Fluges, alle einzeln aufzusammeln, unsere Nachsicht verdienen. Es thut mir leid, daß Rubens an der Seite vieler Koloristen am Auftragen der Farben verliert; da findet man an diesen keine Stelle, die nicht recht dicht übermalt, woran nicht alles mit der letzten Hand vollendet seyn sollte, wie dann dieß auch ganz gewiß an und für sich jedes Mannes Schuldigkeit ist. Hat man aber dieses alles angeschauet, gezählet und ausgemessen: so will man auch weiter nichts mehr suchen, und kehrt dahin, wohin man durch wirkliches Leben gezogen wird. Wenn ich einen feurigen Ausdruck, einen kühnen Entwurf, wobei gleichwohl die Ausführung der Idee nicht gleich kömmt, sehe, so denke ich: hat der Mann da ein Versehen, und dort eine Nachlässigkeit begangen, hat wohl gar, wenn man die Sache recht genau schulfüchseln wollte, einen Finger zu kurz, und etwas an den Füßen zu lang gemacht, und hat bei allem dem das Werk doch vortrefflich hergestellt: was würde daraus geworden seyn, wenn ihm auch jenes geglückt wäre? Aber wo ich nichts von einer menschlichen Seele finde, und indessen viele Anstrengung, Kunst und Mühe sehe, da denke ich: hat der Mann

bei dieser genauen Zeichnung, bei diesem schönen Kolorit so gar nichts gesagt, so gar gemeine Dinge hergestellt: was würde da geworden seyn, wenn er noch erst das Knie zu lang, oder die eine Kniescheibe zu kurz gemacht hätte? —

Sollte auch ein kleiner Theil der Leser ein Vergnügen an diesen Beschreibungen finden: so ist dieß Aufmunterung genug für mich, Ihnen noch eine, die gegenwärtige Fortsetzung, zu empfehlen. Viele Dinge gleichen den Denkmälern, welche zuweilen ein Wanderer an unbewohntern, oder stillern Orten zum Andenken seines Hierseyns zu sehen pflegt. So ungesehen sie manches Zeitalter liegen: doch findet sie einmal eine gleichgestimmte Seele, welche ein günstiges Ungefähr dahin geführt hat; dann schmelzen die Herzen derjenigen, die sich nie einander sahen, in Liebe zusammen: und wer weiß, (wenn das Denkmal von Wichtigkeit ist) setzt nicht der Nachtheil eines Einzigen die Herzen Vieler in Flammen.

Ein solches Denkmal, so selten erkannt und genossen, ist der geistige Verstand des Künstlers in seinen Werken von vorzüglichem Werthe. In der Art, wie selbe angelegt, in den Absichten, welche damit verbunden sind, liegt das Unsterbliche, das demjenigen, der es darin finden, und sich es erklären kann, zu

großem Vorhaben stärkt. Man sieht die Fußstapfen eines außerordentlichen Menschen auf einem Pfade, den wenige betreten haben, und wird hingerissen, denselben zu folgen.

Ich erinnere mich, Empfindungen eines jungen Menschen über Glucks Bildniß gelesen zu haben, worin er uns in einer Sprache, welche eine lautere Ode ist, sagt, was ihm daran erschienen ist. Wer dieser verliebten Begeisterung fähig ist, der verräth, däucht mir, Talente zur Kunst, und der darf nur nicht mit allem Fleiße irre geführt werden, um zum Tempel des Ruhmes zu gelangen. Ich wünschte, daß man die Anfänger in der Kunst auf alle Art aufmuntern möchte, Gemälde, welche mit Begeisterung entworfen sind, mit diesem Auge voll schöner Schwärmerei zu betrachten, und ihren Geschmack nach Leben und Bedeutung zu richten.

Die zwei folgenden Gemälde sind vom Dominikus Zampieri, sonst Dominichino genannt. Sie sind auf Leinwand gemalt; das erste ist 7 Fuß 4 Zoll breit, 5 Fuß hoch. Das zweite 9 Fuß 11½ Zoll breit, 7 Fuß 8 Zoll hoch.

Herkules mordet seine Kinder und Gemahlin Megara. Wie die Gottheiten der Alten, Sinnbilder physischer Kräfte, geisti-

ger Eigenschaften sind,*) so sind die sogenannten Halbgötter Ideale vollkommener Menschen, oder, welches eines ist, solcher Menschen, deren Betrachtung und Nachahmung zur Vollkommenheit führt. Und Herkules steht an der Spitze derselben. Die Geschichte läßt ihn himmlischer Abkunft, höherer Natur seyn, läßt ihn dann durch seine schöne Wahl am Scheideweg sich für die Bestimmung eines rechtschaffenen und beherzteren Mannes erklären, dann unter schweren Arbeiten und Mühseligkeiten, als

*) Noch hat man von der Mythologie vielfältig solche Begriffe, daß es überaus besser wäre, sie gar nicht, als auf eine so elende Art zu erklären. Man erzählet nämlich die fratzenhaftesten, oft auch die Geschichten, die sich kaum anders, als auf eine sehr bedenkliche Art erklären lassen, und dieß aus der Absicht, zu zeigen, wie blind die Heiden gewesen seyn mußten, um an solche Gottheiten glauben zu können. Was aber vollends eine scharfe Züchtigung verdient, ist die Gewohnheit in einigen, besonders sogenannten vornehmen Häusern, Kinder darin auswendig lernen zu lassen, als wenn daher, ich weiß nicht welche Kenntnisse, die man gleichsam zum Grunde aller übrigen legen mußte, zu holen wären. Damit thut man bei den Prüfungen groß, und wenn der sechsjährige Bube sagen kann, wer die Gemahlin des Vulkans gewesen, so weint der Vater, und weint die Mutter. Und man hat so viel über die Erziehung geschrieben!

einen Wohlthäter des menschlichen Geschlechts die Erde durchwandern, und vermählt ihn zuletzt mit Hebe, der Göttin der ewigen Jugend. Sie gibt ihm den höchsten Körper- und Seelenadel, und, was nothwendig damit verbunden ist, die Heldengesinnung, nie zu unterliegen, und alles, was des Menschen Kraft vermag, für die Menschheit zu thun. Er setzte gedrückte Völker in Freiheit, vereinigte sie unter Gesetzen, lehrte sie den Ackerbau, brachte ihnen Sitten bei, und die sanfteren Künste, wodurch sie befördert werden. Diese Bedeutung haben alle seine Thaten zum Grunde; und die gewaltige Keule führte er nicht, um zu morden, sondern um die einzelne Ursache, die zum vielfältigen Mord Anlaß gab, wegzuräumen; denn auch ein Freund der Musen war er, und wo er empfindsamere Seelen fand, ergriff er die Leyer. Auch Schwachheiten und Fehler kannte er, und dann erregt sein Anblick Mitleid und warnenden Schauder. So erfand ihn einst der Weise, so schuf ihn der Künstler, und so waren beide beflissen, dem Wanderer auf allen Straßen ihn darzustellen.

Es mag nun der gegenwärtigen Geschichte etwas zum Grunde liegen oder nicht; sie ist eine der tragischsten, die man sich denken kann. Und Herkules durfte dabei nicht bleiben, was er war; er mußte von Sinnen

seyn, um sie verrichten zu können. Juno haßte ihn, haßte seine Stärke und seinen Ruhm; und so rief sie eines Tages aus den tiefsten Schlünden der Hölle den Zorn und das Laster, das sein eigenes Blut saugt, und den Irrthum, und die wider sich selbst bewaffnete Wuth, und sie sollten sich seiner bemächtigen eben im Beginnen einer unsterblichen That. Herkules genoß damals an der Seite seiner Gemahlin Megara, und im Kreise seiner vielen lieblichen Kinder aller Freuden häuslicher Glückseligkeit. Er kam eben von einer beschwerlichen Reise aus der Hölle zurück, und es ist ein vortreff-licher Zug des Seneka, der ihn an den Altar hinstellt, und ihn vom Jupiter den Segen über den ganzen Erdkreis erbitten läßt. „Der Him-mel soll fest stehen an seinem Orte, und fest die Erde und die Luft! die ewigen Gestirne sollen nie ihre Laufbahn verfehlen! Ein ge-sicherter Frieden verbreite die Freude des Le-bens auf Erden. In der Arbeit des fried-samen Feldes werde alles Eisen verbraucht, und kein Schwert werde forthin gesehen! kein gewaltsamer Sturm mache wüthen das Meer! Jupiter schleudere keine Pfeile seines Zornes herab! Kein Strom, vom tiefen Schnee ge-nähret, wälze mit sich verwüstete Felder fort! Das Gift verliere sich, und keine Pflanze

schwelle von giftigem Safte auf! Keine grausamen und gefühllosen Tyrannen sollen künftig herrschen! Und soll auf Erden je wieder ein Verbrechen entstehen, so entstehe es bald, und beginnt es irgend eine verruchte That: mein sey die Rache!"

Und wie er so spricht und segnet, ergreift ihn der rasende Ungestüm. Der Tag verschwindet vor ihm, und ihn deucht, die Sterne, und Sonne und Mond träten zurück. Schrecklich wälzt er die Augen, und ein wildes Feuer schwellt ihm die Adern. Die ungeheuren Riesen und Gestalten der Unterwelt sieht er, und Wälder und Felsen will er aus den Wurzeln reißen, und Gebirge will er ausreißen, von gräßlichen Centauren erfüllet.

Und so stürzt er, mit dem Grimm von hundert Löwen, in den Kreis seiner Geliebten, schleudert ein Kind mit schrecklicher Gewalt nach der Erde, daß ihm, ehe es dahin kömmt, das Leben verfliegt, ergreift mit wüthender Schnelligkeit das zweite, und hält es in die Höhe. — Dies ist der Augenblick, den der Künstler gewählet hat.

Er schleudert, und tödtet alles Leben, das durch ihn lebte, und da alles vollbracht und Juno gesättigt ist, kömmt er wieder zu sich, sieht die blutenden Leichen, sieht kleben Blut und Gehirn an seinen Händen, und

glaubt, daß er träume. Wo bin ich? ruft er. In welcher Gegend des Erdkreises befinde ich mich? ruft er, und schaut erstaunt und erschrocken auf diese und jene Leiche, und auf das Blut und Gehirn, das an seinen Händen klebt.

Wie ein gählinger Orkan leichtes Laub zerstreut und vor sich herjagt: so sind Kinder und Weiber durcheinander gerissen, so wie der Schrecken sie dorthin und dahin geschleudert hat. Linker Seits des Gemäldes stürzt eine der Wärterinen, den Rücken gegen den Zuschauer gekehrt, mit einer grausamen Angst ohne Bewußtseyn dahin; sie wirft beide Arme auseinander und voraus, und sieht sich im Laufen um, als glaubte sie, verfolgt zu werden. Sie weiß so wenig um sich, daß sie eines holdseligen Knäbleins nicht achtet, welches ihr entgegen schreiet, und mit dem kindlichsten Zutrauen bei ihr Schutz sucht. Es hat sich mit dem linken halben Leib in ihren Schoos verborgen, und streckt das rechte Aermlein mit der unwillkührlichen Bemühung, als wollte es etwas zurück drücken, von sich, und wendet das Gesicht seitwärts nach dem Mörder — so durch und durch bebend und nach Mitleid rufend! Kaum begreife ich, wie man solche Gemälde doch malen, und das schmerz=

liche Gefühl, das zur Vollendung desselben gehört, ausdauern könne.

Rechter Seits des Gemäldes sind vier Frauenzimmer zu sehen, von denen zwei ebenfalls in höchster Eile davon jagen. Die eine, welche voraus läuft, noch sehr jung — (sie hat etwas gekräuselte, und mit einem kaum sichtbaren Bande in einen Knoten gebundene Haare, einen rothen Rock bis auf die Füße, und über den einen gelben, ebenfalls zugebunden) faltet die Hände, nach der Art äußerst erschreckter Personen, übereinander und eilet, eilet, ohne sich umzusehen. Die ältere, welche ihr folgt, ist vermuthlich diejenige, deren Kind, dessen Wärterin sie war, Herkules zuerst getödtet hat. Sie ist ganz außer Fassung, und reißt ohne Besinnung, und mit aller Anstrengung ihrer Kräfte in die Flucht aus. Ihr hochrother Schlender, über den sie einen blauen Ueberrock, welcher ihr über die rechte Schulter herabgefallen ist, trägt, fliegt hoch in die Luft, und alles zittert und bebet an ihr. Sie hat ihr ganzes Gesicht, und den Oberleib gegen die gräßliche Scene zurückgekehrt, und sendet zu gleicher Zeit ihre Arme voraus, die gewissermaßen durcheinander fallen, wie die schlotternden Kniee, die ihr bald brechen werden.

Die übrigen zwei, worunter sich die Mut-

ter Megara befindet, hat der Schrecken fest an Ort und Stelle gehalten. Sie wollen, und können nicht fliehen, und wollen retten die Kinder, um die sie sich annehmen, und wissen nicht, was sie thun. An die junge Frau, welche bei der Megara blieb, und ihr zur rechten ist, hat sich ein Kind um ihren linken Arm mit beiden Aermlein geklammert; sie aber faßt es mit der rechten Hand, und drückt es rückwärts mit aller Gewalt nach sich zurück, als würde selbiges bei ihr Sicherheit finden. Sie neiget sich, theils durch das Ziehen des Kindes, theils um es zu verbergen, gegen selbiges herab, und das todtbleiche und knatternde Gesicht wendet sie mit einem Blick voll Entsetzen nach dem Kinde, das sich in des Mörders Händen befindet. Sie ist in einen grünen Rock, unter welchem oben am Halse das Hemd zu sehen ist, gekleidet, und lichtbraune Haare in dem Scheitel auseinander gekämmt, fließen ihr, ganz aufgelöst, die linke Schulter herunter.

Was die Megara kenntlich macht, ist nicht so fast ihr besserer Anzug (sie ist mit einem gelben Schlender bekleidet, welcher auf der Schulter vermöge einer röthlichen, mit einer goldenen Schnur durchwirkten Schleife festgemacht ist, hat Gehänge in den Ohren, und die hochschwarzen Haare mit einem Bande,

worauf kostbare Steine zu sehen, umwunden) — als ihre zärtliche Sorgfalt, woran man die Mutter erkennt. Sie ist von Schrecken zur Erde, und auf das rechte Knie gesunken, faßt das schreiende Kind, das sie retten will, mit der rechten Hand hinab am Schenkel, mit der linken am Köpfchen, daß die Finger über dem Gesichte tief liegen, und drückt es mit feuriger Inbrunst an sich. Sie befindet sich noch eben in dem betäubenden Schrecken des ersten Augenblickes, und das Entsetzen ist in ihren starren und etwas hervorgetriebenen Augen, und in dem geöffneten Munde, aus dem der Athem wegbleibt, sichtbar und lebendig. Sie begreift nicht, und sieht, und weiß nicht — und bleibt, wie eingewurzelt da, wohin sie die Angst, und eine unwillkührliche Gewalt beim ersten Anblicke geschleudert hat.

Ich komme zum Herkules, als der Hauptfigur dieses Gemäldes. Und hier ist das, was ich an dem Künstler vorzüglich bewundere, jene hohe Ruhe mitten in der Wuth. Nie hat Herkules eine That verrichtet, wo alle seine Kräfte in eine solche Bewegung kamen, wie hier, ähnlich dem tobenden Aufruhr des aufgebrachten Meeres; dennoch ist nichts gewaltsames, nichts außerordentliches, das, (die That selbst ausgenommen) von Raserei zeugte in der Stellung, oder in irgend

einer Muskel zu sehen, sondern alles befindet sich in jener einfachen Großheit, nach der die Alten mit so vieler Sorgfalt gestrebet haben. Was Cicero dem Sophokles in Betreff eben dieses Helden vorwirft, daß er ihn in seinen Schmerzen zu weibisch klagen *) und jammern läßt, das suchten die philosophischen Künstler auch im Aeußern durch anständige Stellungen zu vermeiden, und sie vermieden daher das Angestrengte, nach welchem die Erschöpfung der Kräfte folgt.

Ein Körper, der unter tausend andern immer der einzige seyn würde, wie der werden mußte, der durch Uebel wuchs, — doch Beschreibungen des Herkules sind bekannt, und es ist Verwegenheit, hier etwas Neues, oder das Alte so trefflich beschreiben zu wollen, wie der es konnte, der das Göttlichste davon im Torso gesehen hat. „Ich sehe hier, schreibt er, den vornehmsten Bau der Gebeine dieses Leibes, den Ursprung der Muskeln, und den

*) Siehst du wohl, sagt er bei dieser Gelegenheit, wie viele Uebel die Dichter unter uns anrichten? Sie lassen ihre größten Helden auf der Schaubühne weinen, und benehmen dadurch (indem sie so sehr gefallen, daß man sie nicht liest, sondern auswendig lernt) unsern Gemüthern alle männliche Festigkeit rc.

Grund ihrer Lage und Bewegung, und dieses alles zeiget sich, wie eine von der Höhe der Berge entdeckte Landschaft, über welche die Natur den mannigfaltigen Reichthum ihrer Schönheiten ausgegossen. So, wie dessen lustige Höhen sich mit einem sanften Abhang in gesenkte Thäler verlieren, dahier sich schmälern, und dort erweitern: so mannigfaltig, prächtig und schön erheben sich hier schwellende Hügel von Muskeln, um welche sich oft unmerkliche Tiefen, gleich dem Strome des Mäanders, krümmen, die weniger dem Gesichte, als dem Gefühle, offenbar werden."

So wie ihn die Wuth bei einem ruhigen Geschäfte ergriff, hat er die Löwenhaut über den Rücken und den Kopf, was indessen eben dazu dienet, die Schrecken seiner Gestalt zu vermehren. Sein entflammter röthlicher Körper wird eben dadurch erhoben, und zwei Klauen, die von der Haut über beide Augen herabhängen, verbreiten Furcht und Grauen. Er wälzet dieselben nach der Seite, wild und fürchterlich, und die zusammengedrängte Kraft in allen Gliedern verrathet die entsetzliche Geschwindigkeit, mit der er zu Werke geht. Er hat das Kind, welches mit aller Macht nach Hilfe ruft, und das kleine Köpfchen und beide Aermlein zurückwirft, um die Mitte mit beiden Händen gefaßt, und zusammengepreßt,

und holet, indem er den Körper zurück wendet, und mit dem rechten Fuße sich in die Höhe schwingt, nach allen Kräften aus, um es augenblicklich zu zerschmettern. Als er nachher den armen Lychas ergriff, ihn in das euböische Meer zu schleudern, wurde derselbe in den Lüften zu Stein. So sagt die Fabel, um die entsetzliche Gewalt anzuzeigen, womit jener geschleudert ward. Und hier geschieht das auf der Erde, die er mit seinen Füßen berührt. Ich weiß dem Künstler Dank dafür, daß er uns das Kind, welches bereits todt liegt, nur bis zur Hälfte gezeigt hat.

Wie man die Scene ansieht, erblickt man immer nur ihn; ihn in der Flucht, und im Bleiben, und im Entsetzen, das die Anwesenden, wie leichte Splitter, zerstäubt hat.

Die Scene geht im Zimmer vor, worin sich Megara mit ihren Kindern und deren Wärterinnen, in mütterlichem Stolze und zärtlicher Fröhlichkeit befunden hat. Das getödtete Kind liegt neben dem kleinen Zimmerfeuer, welches ganz lichtgelblicht gemalt und von sehr guter Wirkung ist.

Die Kleider der Frauenzimmer bestehen in einem langen Rocke und einem Mantel, welcher, so wie jener, in der heftigen Bewegung, verschieden zurück fällt. Die goldgelben, oder schwarzen Haare sind ihnen auf dem Scheitel

meist auseinander gekämmt und sehr einfach zusammengebunden. So haben sie auch sonst keine auffallende und gesuchte Zierde, wodurch sie den geringsten Verdacht sich zuziehen könnten, daß sie die Absicht gehabt hätten, sich verschönern zu wollen. Sie sind sämmtlich edler, ausgebildeter Natur, mit Gesichtszügen voll liebenswürdiger Einfalt, und in der Rosenblüthe ungekränkter Gesundheit. Sie sind keine Erdichtungen; aber die Schminke unserer Zeiten würde sie häßlich entstellen, und unser Kopfputz würde sie zu unausstehlichen Abentheuern machen. Alle ihre Bewegungen sind Beweise einer guten Bildung: denn bei aller der Heftigkeit ihrer Bewegungen bleiben sie groß, und in den Schranken einer gewissen Anständigkeit, die edel erzogenen Personen stets eigen ist. Ihre Gestus sind nicht reißend und verzerrt, noch weniger grinsen ihre Gesichter u. s. w.

Herkules spinnet im Dienste der Omphale.

Ob man es nicht für eine Pedanterei halten würde, wenn jemand sich, aus Achtung gegen den größten der Helden, jener guther-

zigen Meinung annehmen wollte, Herkules sey zum Spinnen gezwungen worden? Ganz gewiß, und niemand würde dabei geschäftiger seyn, als unsere Theaterphilosophen, (wer hat je von einer Philosophie der Malerei gehört, oder einem Maler zugemuthet, daß er bei der Wahl und Anordnung seiner Scene, an Menschenverstand und Ehrbarkeit denken soll?) — nach deren Ausspruch und Beispiele, die sie uns geben, dies einmal eine artige, feine und galante Handlung war, die man bei einem Herkules gar nicht gesucht haben sollte. Dies ist es nun, was den Löwenbezwinger erst liebenswürdig macht, und von ihm die vortheilhafte Meinung erweckt, daß er nicht blos die Tugenden eines großen Mannes, sondern auch eine feine, gefällige Lebensart, den Ton der großen Welt, und die Gabe besessen habe, den Beifall der Damen zu verdienen. Es wundert mich daher nichts mehr, als daß man diesen Mann mit der Keule nicht öfters auf die Bühne bringt; denn es gibt nicht bald einen andern Gegenstand, der so erquicken, so ganz dem Dinge, das man sucht, und beklatscht, ähnlich seyn, ich getraue mir zu sagen, so einträglich seyn würde, wie dieser. — Vergeben Sie mir diese Ausschweifung, meine Freunde! der Inhalt, der für uns so wichtig und wahr ist, daß ich glaube, kaum einer oder der andere,

die für das Theater arbeiten, würde den Muth haben, der Vorstellung die Wendung zu geben, die bei dieser Geschichte der Künstler gewählet hat. „Aber er mußte doch die Liebe seyn lassen, was sie ist.“ Freilich! Vielmehr, Herkules ist bis über die Ohren verliebt.

Er ist, in gewissem und entgegen gesetztem Verstande, was er bei der vorhergehenden Handlung war; rasend ist er, und seine Verlegenheit sagt uns offenbar, er sey das nur Einmal, nur jetzt in seinem Leben gewesen.

Man hatte ihm vermuthlich gesagt, daß es die Königin gerne sähe, wenn er zu diesem Dienste sich verstehen wollte, und Herkules ließ sich eben bereden, die Spindel anzunehmen, welche von einer schlauen Gespielin der Königin einer Magd abgenommen wurde. Und jener fieng kaum an, ihrem Willen zu folgen, als sie die Omphale herbeiführte, dies Wunder zu sehen. Sie zeiget ihrer Gebieterin mit einem Gesichte voll losgelassener Lustigkeit nach dem Helden hinab. Dacht' ichs nicht, sagte sie, daß er dazu sich verstehen würde! Und was der Muthwillen ihr eingibt, das sagt sie der Königin, welche sich über ihre Einfälle zu belustigen scheinet.

Es ist, als wäre sie gekommen, sich mit ihren eigenen Augen zu überzeugen, ob die Sache sich wirklich so befände. Halb sieht sie

seiner Arbeit zu, und halb horcht sie auf die schalkhaften Erzählungen ihrer Gespielin. Auf ihr Angesicht scheint nie etwas Gebieterisches gekommen zu seyn; aber, was weit empfindlicher demüthigt, wenn man dem gehorchen muß, desto mehr Leichtsinn, wobei man des Geliebten nicht zu achten scheinet, ist darauf, und jene feine, unschuldige Blödigkeit des arglistigen, weibelnden Wesens. Sie hat die Löwenhaut, die ganz verschönert aussieht, über den Kopf und um den Rücken und die Mitte gezogen, und erscheinet in einer Stellung, die sogleich die Art erkläret, womit sie den Helden behandelt. Mit dem linken Arm lehnt sie sich auf die Keule, und langt noch überdies mit der rechten hinab, um sich daran festzuhalten, und sich das Stehen gemächlicher zu machen. Sie wird ihren Helden nie mit Worten, worin etwas Zudringliches oder Befehlendes läge, beherrschen, sondern mit lauter Sanftmuth, mit zärtlichem Bitten und liebkosender Gütigkeit wird sie ihm vorschreiben, wie viele Athemzüge er holen darf, und macht' er nur eine Miene, als wenn er nicht ganz entzückt wäre, ihre Befehle zu entrichten: so wird sie von Undank und Rohheit sprechen. Sie hält sich für den Mittelpunkt der irdischen Verehrung, und glaubt, mit einem nachlässigen Winke werde sie alles in Bewegung setzen.

Diese Züge scheinen niemanden weniger, als dem Herkules entgangen zu seyn, und eben jetzt befindet er sich in einer peinlichen Lage. Er ist gleichsam bis über die Ohren erröthet, und hat den Muth nicht, jemanden anzusehen. Er heftet seinen Blick weder nach Omphale, noch auf die Erde, sondern so hin blickt er, und scheuet alles, was auch unbelebt, ein Zeuge seiner Handlungen sein kann. Er sitzt auf einem niedern Stuhle, über dessen Rückkehre ein Theil seines grünen Mantels, den er um die Mitte gewunden hat, zurück gelegt ist. In der Linken hält er den Rockenstiel, und mit den Fingern bringt er eben den werdenden Faden an den Mund, und mit der Rechten drehet und wirbelt er den Faden um die Spindel, welche er niederwärts fliegen läßt. Dies verrichtet er mit einer gewissen Verwirrung, wobei er wünscht, daß die Ordnung der Dinge sich ändern, oder er diesen Augenblick weit von dannen seyn möchte. Wenn jemand ihn sähe! Wenn einer seiner Gefährten dazu käme! Noch ist das Ehrgefühl nicht in ihm erlöscht, und auf seinem bleichelnden, fieberisch erhitzten Angesicht erscheint der Kampf, den er seit einiger Zeit wider seine eigene Empfindung gekämpft hat. Es ist ihm nicht möglich, seinen gegenwärtigen Zustand mit seinen Eigenschaften zu vereinigen, und es ist ihm,

so wähnt er, unmöglich, demselben zu entfliehen. Er fühlt sich zu stark und zu schwach zu gleicher Zeit, und fürchtet sich vor seinen eigenen Kräften, und ist auf dem Wege dumm zu werden. Schon glänzen ihm seine Haare und sein Bart von weiblichen Salben.

Hinter ihm, und ihm zur Rechten steht ein geflügelter Genius, Amor vermuthlich, der in vollem Triumph gegen Omphale lächelt, und beide Arme nicht ohne bittern Hohn von sich nach dem Herkules wirft. Da sitzt er! scheint er zu sagen. Tiefer ist er, als wir je hoffen konnten, erniedrigt.

Eine der schönsten Figuren, und die bedeutendste unter den weiblichen, nach meinem Gefühle, ist eine Frauensperson, welche hinter dem Herkules, ihm zur Linken steht. Sie hält die Arme übereinander geschlungen, und senket den Kopf seitwärts auf den Helden herab, mit einem Lächeln, welches das Innerste ihrer Gedanken anzeiget. Si• hält das Mittel zwischen der Koketterie der bereits beschriebenen Weiber, und dem plumpen Wesen der Magd, von der ich nachher reden werde. Ihr Lächeln ist nicht beißender Hohn, auch nicht ganz die Freude weiblicher Eitelkeit, einen so berühmten Helden von ihrem Geschlechte so weit herab gesetzt zu sehen, sondern eine Art von beschämendem Mitleiden. Nun, sagt sie, so ist

dann auch der —! Sie sieht ihn, wie gesagt worden, nicht blos an; sie betrachtet ihn und sein Werk, und fühlt ganz das Belachenswürdige, das den Herkules vielleicht tief verwunden müßte, wenn er aufsähe. Er aber hebt seinen Blick weder nach der Omphale, noch senket er ihn nach der Erde; sondern sohin blickt er, und scheuet alles, was auch unbelebt, ein Zeuge seiner Handlungen seyn kann. Ich halte dies für den feinsten und geistreichsten Zug in dem ganzen Gemälde. Natürlich hört er das Flüstern und den grausamen Scherz, mit dem sich Omphale, wie so ganz in Einfalt und Unschuld über ihn lustig macht; er wünscht, mitscherzen zu können; aber es geht nicht an; er kanns nicht von Herzen, und die Verlegenheit darüber macht ihn immer verlegener. Wenns nur diesmal vorüber wäre! denkt er heimlich bei sich.

Die genannte Frauensperson ist mit einem ganz geschlossenen rothen Rocke bekleidet, was ihrem etwas bleichern Gesichte überaus wohl läßt. Von der rechten Seite fließt ihr ein blaßgelber Mantel von der Schulter.

Hinter derjenigen Frau, welche die ganze Scene so angerichtet, und dann die Omphale hergeführet zu haben scheinet, erblickt man eine etwas jüngere Frauensperson in einem elben Rock, und röthlicht blauen Mantel,

welche voll Bewunderung zu seyn scheint. Sie ist mit der Omphale gekommen, das Wunder zu sehen; und da sie es sieht, kann sie sich nicht enthalten, darüber auszurufen; sie weiß nicht, wie sie in diesen Anblick sich finden soll.

Noch ist die Magd übrig, welcher von jener verschmitzten Frau die Spindel abgenommen worden. Eine gut angelegte Figur. Sie ist, in Vergleich mit den andern, ein dickes, starkes, halb rohes Mensch; sie blieb, ungeachtet der Ankunft ihrer Gebieterin, in ihrem Stuhle sitzen, an dessen Seitengestell sie sich mit der linken Hand stützt. Sie ist jetzt gleichsam in ihrem Elemente, und lacht recht herzlich, aber nicht so sehr über die Erniedrigung des Herkules, eine Erscheinung, welche sie kaum aus diesem Gesichtspunkte zu betrachten weiß, sondern vielmehr über die kleinen Ungeschicklichkeiten, welche sie, die sie die Sache weit besser versteht, den Helden begehen sieht.

Ein Künstler wird ohne Zweifel Schönheiten einer andern Art in diesen Gemälden sehen, die ich nicht berühret habe, nicht berühren wollte, weil sie nichts zur Bedeutung, nichts zum geistigen Wesen des Gemäldes beitragen, und, wo man sie hinmalt, überall das nämliche sind.

Die Frauenzimmer haben ihre Haare ganz simpel oben in Knoten zusammen gebunden, und nur die Frau, deren ich am ersten erwähnt habe, hat darüber eine Art violetner Haube gezogen.

Den Frauenzimmern, welche Mäntel haben, fließen dieselben von den Schultern in die Luft. Man muß also annehmen, daß sie diesen Augenblick gekommen, oder an einen öffentlichen Ort gestellet sind. Im ersten Gemälde strömt dem Frauenzimmer, das zur Rechten abjagt, ihr rother Schlender, über welchen sie einen blauen Mantel gezogen hat, hoch in die Luft, wodurch das Kind, welches Herkules in der Nähe dahin hebt, sehr erhoben, und das Gemälde überhaupt angefüllt und verschönert wird. Dies hat hier wohl seine guten Ursachen; aber außer dem ist es nicht überflüssig, nachdem man die Hauptsache eines solchen Gemäldes übersehen, seine Aufmerksamkeit auch auf solche scheinende Nebendinge zu richten, wodurch man lernet, nichts ohne Ursache zu thun. Es scheinet, einige Künstler haben die Regel, daß einem Maler und Dichter von jeher alles erlaubt gewesen, unrichtig verstanden, und sie glauben, es sey alles gut vollendet, wenn es nur gut gemalt ist. Daher lassen sie die Mäntel mitten in geschlossenen Zimmern rechts und links in die Luft flattern,

und einem kleinen dünnen Wölkchen, oder dem Köpfchen eines Genius muthen sie zu, große schwere Leiber durch die Lüfte zu tragen.

Eine arme Mutter kämmt ihrem Sohne den Kopf. Dieses und das folgende Gemälde ist von Barth. Murillo: beide sind auf Leinwand gemalt und 4 Fuß, 5¼ Zoll hoch; 3 Fuß 6 Zoll breit.

So sehr ich die Gemälde schätze, deren ich eben erwähnt habe, in meinem Zimmer möchte ich sie nicht sehen, und tausendmal lieber wären mir die kleinen, stillen, lieblichen Scenen, wobei das Herz, wie das müde Auge von einem guten Glase erfrischet und so leicht entlassen wird. Ich will mir die Freude machen, mit diesen nach ihrem Inhalte, und zumal im Vergleiche mit den vorhergehenden unwichtigen Begebenheiten des häuslichen Lebens zu beschließen, und will die friedfertige Hütte besuchen.

Beim ersten Anblicke will man, wenn man eben eines von einem großen Inhalte gesehen hat, eines solchen, das, wie das gegenwärtige, so wenig aus sich macht, kaum achten; aber so bald man es nun doch ansieht, sieht man es wieder und wieder an, findet daran verschiedene Dinge ganz artig, und zuletzt ruft man aus: Vortrefflich und herrlich in seiner Art!

Ein kleines, enges, armes Zimmer, worin ein irdener Wasserkrug, und dann noch einer, ein kleinerer, von welchem der Lack schon häufig gefallen ist, das ganze Hausgeräthe sind, wozu noch ein hölzerner Stuhl und ein solcher Fußschemel kömmt, worauf ein Rocken, oder ein hölzerner Stiel mit Haar zu sehen ist. Oben an der Wand ein räuchliches Lämpchen. Darin lebt und ernährt in unbemerkter Niedrigkeit ein fleißiges Weib und sorgfältige Mutter ihren heranwachsenden Sohn. Eine Wittwe vermuthlich, (weil kein Werkzeug männlicher Arbeit zu sehen ist), welche vom häuslichen Kummer und vieler Arbeit zu altern anfangt. Sie hat rauhe, breit gedrückte Hände und Finger, und die Freude scheint nicht ihre Gefährtin zu seyn. Und alles, was ihr angehört, ist ihr Sohn und ihr Rocken, womit sie sich und ihn ernährt. Den Rocken hat sie eben aus ihren Händen, und neben sich auf ein niedriges Stühlchen gelegt, und der Sohn, welcher auf der Erde sitzt, liegt ihr rückwärts im Schoose. Hierin liegt der Inhalt ihrer Sorgen und ihrer Geschäfte, und so oft sie eines stehen läßt, unternimmt sie das andere. Ein überaus rührender Anblick, wenn man seine Vorstellung zu fassen weiß! Ich wünschte mir zum Gegengemälde das Bild eines Erobereres.

Der Bub ist eben herangewachsen, daß er sich seiner Füße zum Laufen bedienen kann, und ist noch zur Arbeit nicht fähig. Die Gasse, so oft er entwischen kann, und die Spiele seines Gleichen, sind nun seine Welt. Sein Gesicht ist vom Wind, Staub und Sonnenschein braun und gelblicht, und seine bloßen Füße, mit denen er durch die Straße schlenzt, sind es desgleichen. So ganz mit allen Sorgen unbekannt ist niemand außer ihm; er weiß nichts, und fragt nichts darnach, was außer ihm vorgeht, und hat noch nie daran gedacht, daß er bettelarm ist. Er trägt gelblichte Beinkleider und ein kothfarbigtes Jäckel, das er mit einem Knopf in der Mitte geschlossen hat. Das Hemd oben am Halse ist offen, und bei dem Ermel schlampt es herunter, und ist ganz dem ähnlich, der es trägt. So lehnt und liegt er mit dem Rücken in dem Schoose seiner Mutter, die ihn eben aufgefangen, und, um ihn ruhig zu erhalten, mit einem kleinen Laiblein Brod beschenket hat. Daran hat er bereits nach allen Kräften gebissen, und pampft mit dem rechten Kinne, daß ihm der Backen schwillt. Ein kleiner Mops will davon haben; er springt mit den vordern Pfötchen auf den rechten Schenkel des Bubens, und blöckt mit aller Gierigkeit nach dem Brode. Die Mutter

nimmt an der ihr gewöhnlichen und unbedeutenden Sache nicht den geringsten Antheil, und sie fährt fort, den Kopf, den sie säubern will, fest zu halten; sohin dreht der kleine Schelm seine schwarzen Augen nach dem Hündchen seitwärts hinab, und indem er mit der linken Hand das Brod an sich drückt, streckt er die Rechte, mit einiger verstellter Verwunderung über das Begehren von sich. Hab nichts! sagt er. Was willst dann? Es ist nichts da, sagt er wieder. Und dabei hat er das Maul so voll, daß er es kaum bewegen kann, und praßt mit doppeltem Vergnügen, nachdem er einen Bettler bekommen hat.

Ich komme zur Mutter zurück. Sie hat ein schlechtes, weißes, abgetragenes Leiblein um den Oberleib, eine weiße leinene Haube, darüber ein Haupttuch, und sitzt in den Hemdermeln zugegen, welche da und da ganz schlissig und durchsichtig sind. In Vergleich mit dem Kinde, das sich um nichts bekümmert, und volle runde Backen hat, macht ihr gefaltetes Angesicht und ihre Miene voll Sorgfalt, ihr Hinabwelken im Herbste des Lebens, einen bewegenden Abstand. Und so treu und fromm ist sie; noch trägt sie an einem Finger ihrer linken Hand einen wiewohl sehr ärmlichen Ring, vermuthlich ihren Braut-

ring, und an der linken Seite ihres Leibleins hängt an einem Schnürchen ein Ablaßpfenning, der nie von ihrer Seite kömmt.

Der kleine Fruchthändler und das Mädchen.

Das Mädchen sitzt auf einem Rasen, und neben ihr zur Linken steht in einiger Vertiefung der Knabe, der verschiedene Früchte verkauft, welche er in einem Korbe vor sich hingestellt hat. Davon hat sich das Mädchen welche herausgenommen, ein paar Trauben und zwei Kitten, und hat selbe auf die Erde gelegt, und geht nun eben damit um, sie zu bezahlen, wenn anders ihr Geld dazu hinreicht.

Ein züchtiges, naives, unschuldiges Ding, das einem Thränen auspressen möchte, wenn man betrachtet, daß es so arm ist. Sie hat ihre Haare säuberlich, aber ohne die strenge Aengstlichkeit, so daß hie und da die kurzen Härchen, weil sie mit keiner Salbe gestrichen sind, abfallen; hat aber doch, dem Winde zum Spiel, ein paar Enden von einem blaßgelben Bande darein geflochten, das einst roth gewesen seyn mag. Sie ist so häuslich und

aufmerksam, daß sie zum Sitzen den rothen Ueberrock aufgenommen hat, um ihn ja nicht durch Falten, die er dadurch bekommen möchte, zu verderben. Dadurch sieht man ein kleines Beutelchen, das an einem kleinen Schnürlein den blauen Rock hinabhängt. Es ist ganz ausgeleert, und enthielt ohne Zweifel die ganze Summe, die sie seit langer Zeit sich gesparet hat. Sie hat sich manches abgedarbt, um sie zusammen zu kriegen, und trug, ehe sie davon ausgab, lieber geflickte Strümpfe, und zerrissene Schuhe, wie sie dann eben einen solchen am rechten Fuße hat, an welchem wahrlich die fünf bloßen Zehen zu sehen sind. Aber den schönen Trauben zu widerstehen, das thue, wer da kann. Wenn indessen das Geld nur auch zureicht! Ich fürchte, sie habe selbiges schon öfters gezählet, und es will nicht mehrer werden. Sie zählt es eben wieder mit ihrer Rechten in die Linke, und wenn sie sich nun das vorige Mal nicht geirrt hat! wenn es nun noch nicht mehrer ist!

Der Schalk von Buben lächelt mit verschmitzter Arglist auf das Geld, so daß das Mädchen darüber roth und ängstig werden möchte. Die Art, womit er seine Haube über das rechte Ohr nach der Seite geworfen hat, und überhaupt sein gieriges, krämerisches Aussehen läßt nichts Gutes, und am allerwenig=

sten hoffen, daß er mitleidig seyn werde. Er gibts nicht wohlfeiler; da hilft nichts; er wills nicht geben. Dann sehe ichs vor, was geschehen wird: das Mädchen wird weinen.

Die Scene geht auf einem offenen Platze an einem alten Gebäude vor, auf welchem Moos und kleine Gesträuche hervorwachsen.

Ueber die Gemälde in der Augustiner=Kirche zu München.

Es finden sich in dieser Kirche große Altarblätter vom Tintoret, Peter Candito, Rottenhammer, Rubens, Fischer, Faistenauer rc. und dieselbe ward sowohl wegen der Menge, als der Schönheit der vorhandenen Gemälde von jeher die Kunstkammer genannt. Wenn dies nicht zu viel gesagt ist, und es ist vielmehr ganz dem Werthe der Sachen gemäß; so glaube ich der Kunst keinen gleichgültigen Dienst zu leisten, wenn ich durch eine Be=

schreibung ihres Inhaltes, so wie dieser vor dem Geiste des malenden Dichters stand, mich bemühe, sowohl unsere gewöhnliche Aufmerksamkeit für selbe zu ermuntern, als vielleicht mehr dann Einem jungen Künstler zum Nachdenken über den wichtigsten, über den ersten und letzten Theil der Kunst, nämlich über Erfindung und Darstellung, Muth und Lust zu machen. Diese heiße Begierde, etwas Vollkommenes ins Leben zu bringen, ist es, was vollkommene Dinge schafft, was den Bemühungen um sie alle Beschwernisse benimmt, und die Fesseln der eingeschränkten Nachahmung zerbricht. Wo dieser Trieb in der Seele schlummert, da erwacht er beim Anblicke jener Quelle, aus der jeder schöpfen kann. Man würde nicht immer von Manieren, welche erreicht zu haben man sich glücklich schätzt, reden, wenn man früh mit der kühnen Freiheit, welche unbekümmert um die Einrichtungen anderer, sich selbst ihre eigenen wählt, vertraut und gewöhnt worden wäre, alles aus eigener Lust zu entwerfen, und sich an jedem Dinge zu üben.

Wenn ich zuweilen so nachdrücklich, als ich konnte, gewünscht habe, daß die Künstler überhaupt nicht nur etwas in seiner Art Gutes und Vortreffliches, sondern zugleich etwas Edles, etwas das die Seele nicht bloß ergötzt,

sondern auch die Sinne erhöhet und veredelt, darstellen möchten; so wünschte ich das immer am sehnlichsten bei den Kunstwerken in Tempeln. Die Kunst hat keine nähere, keine würdigere Gelegenheit, den edelsten und besten Endzweck, dessen sie fähig ist, zu befördern, als eben hier; und hätten jene Alten, deren die Größten eben so gute philosophische Dichter als Künstler waren, die Wahl der heutigen gehabt: welche Denkmäler würden sie uns hinterlassen haben? So viele Gemälde und Vorstellungen in Kirchen: so viele Beispiele und Aufmunterungen zu großen und tugendhaften Gesinnungen, und zum lebendigen Gefühle der allgemeinen werkthätigen Liebe. Was es dann auch an Gestalten, Physiognomien, Bewegungen und Zusammensetzungen Schönes und Edles gibt, läßt sich hier vereinigen.

Was ich hier nun weiter anmerken will, kann keinem der wackern Künstler, deren Werke ich beschreiben werde, zum Nachtheile gereichen. Man weiß, daß derjenige, welcher das Gemälde bezahlt, auch gewöhnlich seinen Gedanken selbst angibt, und den Maler nicht selten, (wenn ich nicht zu viel sage) für den Handwerker ansieht, der ihn ausarbeiten soll, wo dann der Fall nicht unmöglich ist, daß die Arbeit ein Meisterstück, aber der Inhalt der=

selben der Einfall eines mit dem Geiste der Kunst ganz unbekannten Mannes sey. Man kann daher nicht immer, und nur, wenn der Künstler reich und mächtig genug ist, um sein eigener Herr zu seyn, bestimmen, ob die Erfindung von des Künstlers Einsicht gekommen sey. Diejenigen, welche ein Altarblatt bestellten, worauf ein Heiliger gemalt werden sollte, scheinen allein auf die Verehrung desselben gezielet zu haben, und waren oft zufrieden, wenn er nur zum Vorschein kam, ohne sich eben um eine gewähltere Handlung, welche der rührendsten Vorstellung fähig wäre, oder um den besten Augenblick zu bekümmern. Man dachte, scheint es, gar nicht daran, das Bessere, oder nur etwas zu wählen, und wählte das Nächste; daher erblickt man die Heiligen, mit dem Kleide, das ihnen auf Erden zukam, angethan, gewöhnlich schon als Patronen im Himmel oder auch auf der Bühne ihrer Marter, wohin ich freilich auch z. B. einen heil. Stephan, wie er den geöffneten Himmel sieht, oder für seine Peiniger bittet, hinbringen, aber nicht immer geneigt seyn würde, jeden andern dahin zu stellen, bei welchem die Vorstellung bloß ein Gemälde des physischen Leidens ist. Ich wollte seine Marter in einiger Entfernung ihm zubereiten, und ihn selbst in einer vorgehenden Handlung,

wodurch er vielleicht jene sich zuzog, erscheinen lassen. Auch bei andern Heiligen wollte ich das öfters beobachten, und mir immer eine ihrer schönsten Handlungen aussuchen, um dadurch desto allgemeinere Nachahmung ins Leben zu verbreiten. Für jede große Pflicht des Lebens wäre hier der Held, dessen Beispiel hinreißen würde, in jedem schweren Kampfe das großmüthige Opfer und Muster für den, welchem unaufhörlich Muth und Ermunterung nöthig ist.

Hierüber kann ein Künstler nicht oft genug mit sich selbst, und guten Schriftstellern und Künstlern zu Rathe gehen, um den großen Geschmack des Schönsten und Würdigsten daraus zu erlernen, und mit der Philosophie, und den einfachen Regeln, worin alle guten Künste zusammen kommen, bekannt zu machen. Vieles soll man, wie der alte Meister sagt, den Augen entrücken, und Medea soll ihre Kinder nicht vor unserm Angesichte tödten.

Ein gutes Gemälde stellt einen Augenblick, aus einer Handlung entronnen, vor. Wie man also immer denjenigen, welcher die größte Wirkung thut, wählen soll: so soll man auch niemanden erscheinen lassen, der nicht zur Handlung gehört. Wenn die Sache nicht selbst spricht, wenn sie die Augen des Wanderers

nicht selbst schon nach sich zieht, was soll es dann helfen, Zuschauer dahin zu malen?

Nichts ist hierbei lehrreicher und angenehmer, als Vergleichungen anstellen, und diese kann man nirgends häufiger und nützlicher finden, als bei den Vorstellungen geistlicher Geschichten. Hier sieht man den Reichthum, die Stärke und Mannigfaltigkeit der Einbildungskraft großer Seelen, deren jede den nämlichen Gegenstand auf eine verschiedene und eigene Weise angelegt und ausgeführt hat. In den hiesigen Kirchen sind viele Gemälde des nämlichen Inhalts; aber anders ist die Himmelfahrt Mariä in der Frauenstiftskirche von Peter Candito, anders ist sie auf dem Bürgersaale von Knoll behandelt; in beiden ist sie mit Wahrheit, aber mit veränderter Anlage ausgeführt worden.

Bemühe dich bei der Betrachtung dieser Gemälde, die Absicht, warum beide Künstler so entworfen haben, zu erforschen, und von der Verbindung jeglicher Figuren und Theile eine Ursache zu finden; dann werden sich dir die Geheimnisse der Kunst bald entwickeln, und wo du bisher vielleicht nichts gesehen hast, reiche Quellen des Nachdenkens sich dir aufschließen. Sieh, wie die Charaktere der Apostel beschaffen, und in welchen von beiden selbe gemäßiget, und etwa ganz gemeiner Natur,

oder ob sie über alles Gewöhnliche erhoben, und ganz im Zustande begeisterter Wesen sind; dann wirst du die Ursache jeder Stellung und Bewegung, nicht etwa aus der bequemern Stelle, worin jede Figur sich befindet, sondern aus der innern Fassung herleiten, welche einer jeden gegeben ist. Bemühe dich, dir vom Eindringen der Freude in das ganze Wesen einer verklärten Seele, und von mehr als allem Irdischen einen Begriff zu machen, und betrachte dann, wie der Künstler dieses nach unsern Vorstellungen heftige Gefühl neuer mächtiger Empfindungen, mit der Schönheit, welche die Mäßigung und Ruhe liebet, verbunden, und was er sich zu wagen getrauet, und was er behutsam unterlassen hat. —

Dieß ist der Weg, auf welchem ich unsere jungen Künstler so selten wandeln sehe; daher wissen viele nicht, warum sie nicht so viele Personen als nur immer auf der Leinwand Platz haben, dahin setzen, und aus welchem Grunde sie eine Stellung der andern vorziehen sollen. Wenn nur an Mantel und Haaren zu erkennen ist, wer z. B. Petrus sey, und wenn dann noch wider die Zeichnung kein grober Fehler begangen, ob dann das Geringste, woraus man seine Gestalt von jeder andern wegkennen möchte, vorhanden ist, das ist gänzlich nicht ihre Sorge; daher tritt aber

die Kunst so langsam aus der Werkstatt, und wer nicht zur Zunft gehört, bekümmert sich wenig, was darin vorgeht.

Wenn wir Beschreibungen griechischer und späterer Gemälde hätten, würden wir bald den nämlichen, und noch einen größern Unterschied, als der in Büchern ist, wahrnehmen. Wir würden sehen, wie sie Idee und Anordnung immer für die Hauptsache hielten, und eben darum nicht minder glücklich waren, sich der Mittel zu bemächtigen; wie sie mit veredelter Einbildungskraft entwarfen, und mit großer Vernunft ausführten, und wie sie sich bestrebten, in ihren Tempeln, in ihren Rathsstuben, auf ihren Schaubühnen, in ihren Schriften rc. im Grunde immer das nämliche zu bewirken.

Ob einige Gemälde bloß zur eingeführten Zierde und Schau ausgestellt bleiben, oder ob sie zugegen seyn sollen, etwas anzudeuten und einzuflößen, das läßt sich fühlen, so bald man sie beschreibt, so bald man den Veranlassungen nachsinnt, woraus jede Figur ihre gegenwärtige Lage, diese ihre Bewegung und Verbindung mit andern erhalten hat. Ich habe in den folgenden Beschreibungen diese Absicht einiger Maßen zu erreichen gesucht, und will mich freuen, wenn verständige Männer der Meinung seyn sollten, daß diese geringe Mühe nicht ganz vergeblich gewesen.

I. Christus am Kreuz von Tintoretti.

Dieses Gemälde, welches sich auf dem Hochaltare befindet, ist auf Leinwand gemalt, und 31 Schuh hoch, und 19 breit.

Es ist der Augenblick gewählt, wo der Erlöser zum rechten Schächer sprach: Wahrlich, ich sage es dir, heut wirst du im Paradiese mit mir seyn. Die Figuren sind alle in Lebensgröße.

Ueber Golgatha und Jerusalem, und die Welt hängt und schreckt ein grauser Gewitterhimmel. Oben heulet der Sturm, und von unten herauf erschüttert ein Getöse, das nie gehört ward, alle Naturen und die Gebeine der Todten. Die Todten erwachen hie und da mit allem Erstaunen, und schweben zwischen Werden und Wiedervergehen beim ersten Anblicke des Lichtes. Der ganze Erdkreis bebet im Entsetzen und Erwarten dessen, was kommen wird.

Das versammelte Volk ist bereits vom Berge der Stadt zugeflohen. Nahe bei dieser sieht man Reiter und Fußgänger, Soldaten und Bürger, und Mann und Weib, vom Schrecken Gottes gejagt, in einem schrecklichen Gedränge durcheinander stürzen. Die Rosse

der Heerführer sind wild und scheu geworden, und reißen mit ihren Reitern davon. Sie schnauben Dampf aus den flammenden Nasenlöchern, und sträuben ihre Mähnen, und suchen ihres Mannes sich loszumachen. An dem Hügel herab hat eines sich aufgebäumt, und da der Reiter es meistern will, stürzt er rücklings herunter. Jenem ist die Sturmhaube bereits voran geflogen, und er fällt mit dem Kopfe unter sich gekehrt, und indem er noch eben mit dem einen Schenkel aus dem Sattel schlottert, zur Erde, daß das Hirn ihm zerschmettern möchte. Unten am Kreuze ruft eine von den Töchtern Jerusalems mit gegen Himmel empor gerichteten Händen, aus allem Jammer und Todesangst ihrer Seele. Und in Bewegung und Zerknirschung befindet sich alles in den Höhen und tiefsten Klüften. Durch zerrissene blutgestreifte Wolken fällt ein trübes Licht, wie dämmernde Schatten, fürchterlich.

Unten am hohen Kreuze hängt zwischen den zwei Missethätern Christus, indem zum Menschenheile sein Blut fließt. Der ihm zur Rechten hängt, ein großer stattlicher Mann, noch in voller Kraft seines Alters, mit einem Gesichte, dem mans ankennt, er sey nicht verhärtet im Verbrechen, sey mehr verführt und hingerissen zur Sünde, als geleitet vom

ruchlosen Herzen geworden; dieser hat bereits sich mit seinem Mitsünder über die Unschuld und Hoheit des Erlösers besprochen, und ihn wegen seiner Verhärtung bestrafet; und sieht nun voll von Vertrauen, und von süßester Freude und Trost erfüllt, hinab nach Jesu. Er bestrebt sich: (schöner läßt sich das nicht beschreiben, als es Klopstock gethan hat).

„Und nun kehrt er sich ganz zum Gottversöhner, bestrebt sich
„Gegen ihn tief sich hin zu neigen. Ihm fließen die Wunden
„Heftiger, als er es thut; allein er achtet des Blutes nicht;
„Nicht der offneren Wunden; er neigt zum Versöhner sich nieder,
„Ruft: Ach, Herr, wenn du zu deiner Herrlichkeit eingehst,
„Dann erinner dich meiner! Mit göttlich strahlendem Lächeln
„Sah dem erschütterten Sünder der sterbende Mittler ins Antlitz:
„Heut, ich sag es dir, wirst du im Paradiese mit mir seyn!
„Und er vernahm mit heiligem Schauer die Worte des Lebens.
„Ganz empfand er sie, ganz war seine Seele durchdrungen;
„Und vor Seligkeit zittert er laut. —

Dieß wird, glaube ich, niemanden, der das Gemälde selbst ansieht, entgehen, das Gefühl des gegenwärtigen, stärkenden Trostes, und

das Vergessen des nahen Todes bei dem Mörder, der Gnade fand, und das Auge voll Gottheit und Stärkung, mit welchem der Gottmensch ihn ansieht. Jener wird sein Auge nicht wegwenden, bis es ihm brechen wird.

Der Verbrecher zur linken Hand kehret verwildert von beiden sich weg, ein versteinerter Sünder.

Nicht weit vom Kreuze, herab den Hügel, erblickt man Maria, wie sie, betäubt vom Leiden, in die Arme einer ihrer Gespielinnen fließt, welche mit den Freunden Jesu zugegen sind, ihre Schmerzen mit ihr, wo möglich, zu theilen.

Oben vom hohen Himmel schaut, und hält die Welt, welche sinken will, schaut mit allen Engeln umgeben, auf den Sohn Gott Vater herunter. Und seine Rechte streckt sich zum Segen aus. —

Und dieß ist das erste herrliche Gemälde, über das in der That jedermann in Verwunderung geräth, der es zum erstenmal anblickt. Das Hauptlicht in demselben fällt auf Christum, dessen schöner Körper mit aller Verklärtheit des göttlichen Dulders erscheinet. Dieser Altar stehet gerade nach Osten.

II. Ueber die Auferweckung Lazari, von Augustin Heindl.

Dieses Gemälde befindet sich in der sogenannten Becken-Kapelle, welche auf der Epistelseite die erste ist. Es ist an der Wand südwärts zu sehen, und es mag beiläufig 12 Fuß hoch, und nicht viel weniger breit seyn. Es sind auf demselben bei dreißig Figuren, worunter 23 sichtbare Köpfe sind.

Die Juden, die mit Christo zum Grabe gingen, und unter sich sprachen: Konnte, der den Blinden die Augen aufthat, nicht verschaffen, daß auch dieser nicht stürbe? — haben sich hier zusammengedrängt, mit der heißesten Erwartung, was Christus thun würde. Sie wußten, er habe ihn so lieb gehabt; aber Lazarus lag schon vier Tage im Grabe.

Christus steht allmächtig und mit einer Miene voll Mitleid, auf dem geöffneten, schönen Grabe, leget seine Linke auf das Herz, und seine Rechte strecket er über den Todten zum Segen aus. Und diesen Augenblick erwacht Lazarus ins Leben.

Auf seinem Gesichte und seinem ganzen Körper ruht noch die Verwesung und die Zerstörung des Todes. So, wie er eben anfängt, den ersten Odem zu ziehen, und auf einmal

wieder hier ist, wieder unter seinen Freunden, so nahe bei Christus ist, scheint er dessen nicht gleich mächtig zu seyn. Er ist noch wie schwebend zwischen tausend dunkeln Gefühlen, und ganz von einem Freudenschrecken erschüttert. Er hat den Mund geöffnet, zum Preisen, zum Dankrufen, reden will er, und redet nicht.

Unter den Juden sind einige, wie versteinert; es ist ihnen dunkel vor den Augen geworden, und sie wissen nicht, wie sie das sehen, was sie mit ihren Augen erblicken. Ehrfurcht und heiliges Entsetzen wurzelt sie in die Erde. Andere, die mit lebendigerm Glauben, daß Christus die Auferstehung und das Leben sey, schon hieher kamen, blieben sich gegenwärtiger, und glühen vor Freude und Liebe, und Dank gegen den Meister. — Diese Vorstellung ist durchgehends schön behandelt, wie sie dann des größten Ausdrucks fähig ist.

III. Die heil. Dreifaltigkeit, von Rubens.

Das Ganze mag etwa 12 bis 16 Schuh hoch, und 6 bis 8 breit seyn; die Figuren

sind in Lebensgröße. Beim Anblicke dieses Gemäldes wird wohl niemand, auch wenn er kein gelehrter Kenner ist, anstehen, es für das Schönste in dieser Kirche zu halten, um dahin immer wieder, und wieder zurück zu kommen. Es ist darin so alles erquickend, und am rechten Orte beisammen, daß, wo man hinblickt, man immer das Ganze, und immer in neuerer Schönheit, wie eben von sanfter Gluth geschmolzen, zu sehen bekömmt. Zusammensetzung und Stellungen haben ganz und gar nichts Ungewöhnliches, sondern, wie man diese Vorstellung immer zu sehen bekömmt, sitzt Gott Vater an der Seite des göttlichen Sohnes; seine Linke läßt er, wie sie selbst willig hinabsinkt, auf einer Wolke liegen, und seine Rechte, worin er den Scepter hält, auf dem Schooße. Ein goldgelber Mantel flattert in kleinen Brüchen rund um ihn, und bis an den Fuß, welchen man unten bei der Weltkugel, worauf er ihn stützt, hervor kommen sieht. Alles ist groß und still, gleich der geebneten Fläche des besänftigten Weltmeeres; aber eben diese Ruhe verbreitet über ihn das göttliche Ansehen, das in seinem ganzen Wesen, und vornehmlich aus seinem göttlichen Angesichte strahlt. Dieß übertrifft weit die gesunde, kräftige Farbe eines wohlbehaltenen Greises, und an den großen Zügen desselben, so wie

überhaupt aus dem Baue des ganzen Kopfes und Nackens erkennt man eine gewaltige Stärke. Haar und Bart, und Augenbraunen sitzen so kräftig und voll um sein Haupt, daß man gleich sieht, wie viel er könne, und was er mit seinem Wink vermöge. Dennoch verursacht sein Anblick keine Furcht, sondern Vaterhuld und Majestät sind wie zusammen geflossen. So hat er diesen Blick gegen den göttlichen Sohn gewendet, welcher in seiner Rechten das Kreuz hält, und die Linke hernieder beugt, als wäre er eben in einem Gespräche mit dem Vater begriffen. Es ist seltsam, wie man hier, wie es Anfangs scheinet, im Gewöhnlichen sieht, was man gewöhnlich nicht zu sehen bekömmt, etwas Außerordentliches, das Ehrfurcht und Andacht einflößt, je länger mans ansieht. —

IV. Die heil. Ursula und Cordula, von Peter Candit.

(Diese, so wie die folgenden Gemälde, sind an Größe fast alle gleich).

Die zwei Martyrinnen stehen, mit den Instrumenten ihrer Marter, an beiden Seiten des Gemäldes in Lebensgröße zugegen. Die

heil. Ursula auf der Evangelienseite hält in der Rechten zwei Pfeile, und in der Linken einen Lorbeerzweig. Desgleichen hält auch die heil. Cordula einen Zweig in der Linken; und indem sie die Rechte mit sehr vieler Anmuth auf das Herz legt, hebt sie ihr Haupt und Auge gegen Himmel, von welchem herab Christus der Herr den Segen gibt. Zwischen den beiden großen Figuren erblickt man in der Ferne die Hunnen, wie sie die eilf tausend Jungfrauen erschlagen. In der Mitte derselben erscheint die heil. Ursula von neuem, mit der Krone auf dem Haupte.

V. Der heil. Bischof Nikolaus, von Pfalach.

Auf diesem Gemälde sieht man oben den heil. Nikolaus in seinem völligen Bischofsornate, mit vielen Engeln oder Genien umgeben, von denen einige ihm den Stab, andere die Bischofshaube, und wieder andere das Buch mit drei Aepfeln halten. Unten ist die schöne Begebenheit mit den drei adelichen armen Töchtern gemalt, welche dieser, vorzüglich wegen seinen Wohlthaten bekannte Heilige,

aussteuerte, indem er heimlich in ihre Zimmer Geld geworfen. Die Figuren sind länger als einen Fuß, und die Anordnung ist sehr artig. Man sieht die drei Mädchen bei dem Lichte eines Kohlenfeuers, das in einer Ecke brennt, in einem sehr armen Zimmer, welches indessen, wie ihre häusliche Kleidung, sehr rein und nett ist, eben mit wirthschaftlicher Arbeit beschäftigt. Im Hintertheile des Zimmers spinnt eine, indeß eine andere weiter heraus mit ungemeiner Emsigkeit nähet. Sie haben ein sehr züchtiges, jungfräuliches Ansehen, und wollen gerne ihrer Hände nicht schonen Tag und Nacht, und sich gern mit Wenigem behelfen, um sich bei Ehren zu erhalten. Dieß ist sehr rührend, und wird es noch mehr durch die Gegenwart des Vaters, der ihnen durch angstvolle Geberden seine Verlegenheit zu erkennen gibt, und sich wohl gar dabei solcher Vorstellungen bedienet, welche ihre Seelen verwunden. Auf der Seite sieht man den heiligen Nikolaus (auch hier mit dem Bischofsmantel und Mütze gekleidet) sich zum Fenster herein lehnen, und die Gabe in der Hand halten.

VI. Die Verklärung Christi auf Tabor, von Fischer.

Ich brauche nicht zu sagen, daß hier die Apostel Petrus, Jakobus und Johannes die Hauptpersonen sind; denn die übrigen, zumal Christus, liegen da zu sehr außer aller Kunst, sind zu unerreichbar. Jesus ist bereits über dem Berge Tabor erhoben, und mit dem Lichtkleide umgeben, und neben ihm sind bereits auch schon Moses und Elias erschienen. Die Apostel befinden sich im ersten Freudenschrecken über die Stimme aus der Wolke: „Dieß ist mein geliebter Sohn ꝛc.“

Die größte Wirkung machte dieß Wort auf Petrus. Der Schrecken hat ihn zurückgestürzt. Er streckt beide Hände noch aus, wie ein Mensch, der sich dessen, was ihm begegnen soll, noch unbewußt ist; schreien, danken, anbeten, Jubel rufen will er, und die Worte versagen ihm. Es ist zu viel für ihn, in dieser Herrlichkeit, dieser Glückseligkeit Fülle. Herr, Herr, Gott, barmherzig und gnädig, Gott! bebet er mit stammelndem Munde.

Ruhiger und inniger empfinden, ihm gegenüber, die himmlische Erscheinung Jakobus

und Johannes. Jener hat die Arme auseinander gebreitet, ist ganz durchdrungen von Ergebenheit und den heißen Gefühlen des Gebets und eifernder Ehrfurcht. Mein Herr, ruft er, mein Herr und mein Gott! Die schönste Figur ist nach meinem Gefühle Johannes; ein noch jüngerer stattlicher Mann in der vollen Kraft der Jahre. Er ist die ruhigste, und doch die feurigste Person im Gemälde. Ihn setzt diese Erscheinung nicht außer sich, und mit Vorgefühlen dieser Art war er längst bekannt. Wenn ihm gleich des Glanzes zu viel ist, so will er doch desselben, so viel sein irdisches Aug kann, genießen; er hebt die linke Hand vor die Augen, und richtet seinen Blick mit verschlingender Schärfe dahin. Sein ganzes Gesicht ist entflammt, und er ist nicht auf Erden; er ist höhern Freuden entflogen. — Die Gewänder dieser Apostel sind die gewöhnlichen.

VII. Der heil. Wolfgang, Veit und Georg, von Passetti aus Verona.

Diese drei Heiligen befinden sich in Lebensgröße auf einem Gemälde, und zwar ohne

die geringste Verbindung unter sich. Jede Figur ist für sich ein besonders Gemälde.

In der Mitte derselben befindet sich der heil. Martyrer Veit bis auf den entblößten Oberleib in dem Kessel, unter welchem kein Feuer zu sehen ist. Er stellet auch die erste Person dieses Gemäldes vor; denn nach ihm richten die Engel, welche sich in der Höhe befinden, ihre Blicke voll Ermunterung und Mitleid, so, daß man annehmen muß, der Heilige leide wirklich die Marter. Er ringet seine ausgestreckten flehenden Hände gegen den Himmel empor mit einem Gesichte ganz lebendigen Glaubens, über dessen Stärkung und Erwartung der nahenden Glückseligkeit er die Qualen kaum zu fühlen scheint. Von der Rechten zur Linken hängt ihm eine grüne Schärpe den Leib herab, wodurch das Nackte sehr vortheilhaft erhoben wird.

Ihm zur Rechten befindet sich der heilige Bischof Wolfgang, mit seinem Kirchenornate, nämlich dem feierlichen Mantel und der Bischofsmütze bekleidet. Er sitzet in der bequemsten Stellung, stützet sich mit dem rechten Ellenbogen an der Seite auf, und legt seine linke Hand darüber zurück, wobei sich, indem er rechts gegen Himmel sieht, der Körper etwas wenden muß. Es ist eine große, sehr prächtige Figur, voll Würde und Vater=

wesen, mit einer Gestalt, an der man unter jeder andern Kleidung einen Mann von großem Verstande erkennen würde.

Zur Linken stehet der heilige Ritter Georg, mit einer Pantomine, wodurch er zu erkennen gibt, wie sehr er für die Ehre Gottes eifere. Er hält ein großes Ritterschwert in seiner Linken, und greift mit der Rechten nach dem Hefte desselben mit einer großen Kraft, welche auch in seinem schönen, rüstigen, hinangezogenen Körper zu erkennen ist, um damit anzudeuten, daß er selbiges unerschrocken bei Silena zum wohlthätigen Dienste gebrauchet; auch nachher, da es wider ihn gezogen werden sollte, nicht gefürchtet habe. Uebrigens ist die Gruppe, womit das ganze vereiniget ist, mit vielem Verstande entworfen, und wie zu Einem Stücke gemacht.

Auf der Nord- und in dieser Kirche auf der Evangelien-Seite befindet sich:

I. Ein schönes Altarblatt, von Peter Candit.

Die heil. Anna und Maria sitzen auf einer Bank; jene hält (zwischen ihnen beiden) das Jesukindlein, welches aufrecht steht; und Ma-

ria hat mit ihren beiden Händen das linke Aermlein des göttlichen Kindes ergriffen, und küßt es mit einer unbeschreiblichen Andacht und Inbrunst. Eine stille liebliche Scene ganz herzlicher, himmlischer Wonne und Zärtlichkeit. So, wie hier die Mutter Anna gebildet ist, stelle ich mir in Gedanken jene tugendsame Frau vor, die, wem sie bescheret ist, viel edler, dann die köstlichsten Perlen, ist. — Sie ist, wie eines Kaufmannes Schiff, das seine Nahrung von Ferne bringet. — Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit, und auf ihrer Zunge ist holdselige Lehre. In Wahrheit, ein Gesicht voll Erfahrung und häuslichen Ansehens, und nun ihr frommes, zufriedenes Lächeln, das auf ihren heitern Zügen, wie das Erquicken eines ganz unbewölkten Sommerabendes, erscheinet. Maria ist voll Ehrfurcht und himmlischer Demuth; es ist der Welterlöser, dessen Hand sie jetzt küßt; es ist der Herr, und siehe, sie ist seine Dienerin. Ihr bleiches Angesicht verkündiget ein Herz ganz von flammender Liebe und stillem Kummer über das Werden in der Zukunft; deren Geschichte, ihr so klar bekannt, ist erfüllet. Doch hier sehe jeder selbst, der Augen hat, und ein Herz hat, das stärkende, mit sich selbst aussöhnende Wohlthun einer solchen Vorstellung zu empfinden.

Wäre die Kunst durch Talent und Geschick mein Antheil geworden: in stillen Begeisterungen wollte ich meinen Geist dann geübt haben, bis die Gestalt mir erschienen wäre, bei deren erstem Anblicke die junge bleiche Römerin, wiewohl sie in in ihrem Leben die schönsten Gestalten gesehen hatte, bewundernd still stand und ausrief:

— — — Sag, o sage, wer bist du? Wie du auch seyest, noch nie habe ich diese Hoheit gesehen.

Es sollen hier nicht nur die schönsten Theile vereinigt seyn, um des Ausdrucks der geistigsten Eigenschaften fähig zu seyn, sondern die Empfindungen, welche darauf erscheinen, sollen der Inbegriff alles dessen seyn, was das erste irdische weibliche Wesen vom Großen und Guten in sich fassen kann. Ich wünschte, daß hierüber einmal etwas gesagt würde, das die Maler nach dem Theile der Philosophie führte, der ihnen vorzüglich mangelt. Eine hohe unumschränkte Liebe und Wohlwollen gegen das ganze Menschengeschlecht, ein besänftigtes Wesen, von allen beleidigenden Merkmalen ungestümerer Leidenschaften befreiet, eine durch reife Betrachtung, Beleuchtung und Fertigkeiten in Ausübung des Guten gebildete Natur soll auch in den Gestalten der Heiligen das Ziel des Ausdruckes seyn, welchen

zu erreichen, jeder, der so etwas unternimmt, sich bestreben soll; allein dazu gehört viel voraus, was man bei tausend gezeichneten akademischen Figuren, und bei Ovids Verwandlungen, dem gewöhnlichen Buche, das die wenigen Künstler, welche lesen, in die Hände nehmen, niemals lernen wird.

Ich komme nun wieder zu meinem Gemälde, das nun freilich, so geendet, auch schon sehr herrlich seyn würde; aber noch ist der heil. Mutter Anna zur Rechten die heil. Elisabeth zu sehen, welche in ihrem linken Arme ein Brodkörbchen hält, und mit der Rechten einem Bettler Allmosen ertheilet. Auch stehen hinter der schönen Gruppe der heil. Personen drei Engel in Lebensgröße, welche Andacht und Ergebenheit ausdrücken.

II. Der h. Thomas von Villa Nova, von Feistenauer.

Der Heilige trat in den Orden des heil. Augustinus, und ward zum Erzbischofe zu Valenza erwählet. So bald er als Erzbischof vorgestellet worden, war das erste, was er that, daß er die Gefangenen in eigener Person be-

suchte, ihnen den thätigsten Beistand versprach, und die finstern elenden Kerker erweitern ließ. Es gezieme sich nicht, waren seine Worte, daß man Gefangene so unbarmherzig behandle. Am nämlichen Tage schickte er ein Geschenk von etlichen tausend Kronen, welches ihm das Domkapitel machte, nach einem Spitale. Er lebte überaus mäßig und streng, und was ihm angehörte, verwendete er auf verlassene Waisen, Findlinge, Hausarme und arme Handwerker. Mit einem Worte, er war ein Herr, wie deren etliche jedes Land glücklich machen würden. Und was dann damals war, das bitten die Figuren auf dem Gemälde, daß es wieder seyn möchte.

Auf einer Seite schleppen zwei Kerl einen todtkranken Bettler nach dem Spital, einer hat ihn bei den Schultern, der andere bei den Füßen unter den Knien gefasset, so daß der ganze entblößte Körper zusammen und hinabgekrümmt wird. Er strenget seine letzten Kräfte an, sein Haupt empor zu heben, und mit brechenden Augen um Hilfe zu rufen. — Auf der andern Seite befindet sich ein halb nackter, äußerst dürftiger Mann, mit Krücken unter den Schultern, und hinter diesem hebt eine Mutter, mit einem Gesichte voll Angst und Schmerz, ihr nacktes Kind vor sich empor zu dem wohlthätigen Heiligen, der

oben, als Bischof gekleidet, in den Lüften auf einer leichten Wolke erscheinet, welche viele Genii umflattern. Sein Schweben im Freien ist sehr ungezwungen und leicht.

III. Maria, genannt vom Troste, von Rotthammer.

Maria erscheint oben mit vielen Heiligen umgeben, und unten umgibt den h. Augustin eine zahlreiche Menge von Heiligen seines Ordens. Von vielen siehet man nur die Gesichter, welche indessen, besonders die der Nonnen, die auf der einen Seite beisammen stehen, sehr charakteristisch sind.

IV. Die heil. Catharina, von Rotthammer.

Sie war eine adeliche Jungfrau, berühmt wegen hoher Gaben des Geistes, und ward der Religion wegen enthauptet. Auf dem Gemälde ist die Vorstellung dieses letzten Zeitpunktes gewählet.

Sie knieet in der Mitte desselben auf einem hohen Gerüste, und erwartet den tödtlichen Streich, vermöge dem in dem folgenden Augenblicke der Kopf auf das Blutgerüst fallen wird. Sie ist mit einem schönfarbigen rothen Kleide angezogen, und über die Schultern entblößt. Die Hände sind ihr auf den Rücken, aber kein Tuch vor die Augen gebunden, und man kann ihr ins Gesicht sehen. Sie beuget ihren Kopf seitwärts, und ein wenig nach der Erde, so, daß der Nachrichter des Streiches nicht fehlen kann. Die goldgelben Haare sind ihr theils in einen Knoten gewunden, theils fallen sie seitwärts den Nacken hinab. Ihr Gesicht ist nicht entstellt, und nur eine kleine Blässe erscheinet wie ein leichter Hauch über ihrem schönen Gesichte, und ihren süßen Augen, welche geweint zu haben scheinen. Da sie neben dem Nachrichter die einzige Person auf der Bühne, und in dieser grausamen Erwartung des tödtlichen Beiles ist, das jener eben mit aller Kraft niederschlägt; so ist dieser Anblick überaus schauderhaft.

Um die Bühne ist alles mit heidnischem Volke zu Pferd und zu Fuß besetzt; darunter sehen einige sehr stolz, andere sehr nachdenkend hin, und ein Jüngling wendet sein Angesicht weg, und bedeckt mit seinen Händen die Augen.

V. Der h. Nikolaus von Tolentin, und St. Sebastian, von Ulrich Lott.

Vor diesem Gemälde stand ich oft viele Stunden, ehe ich noch wissen konnte, was ein Gemälde sey. Hier ist etwas, so anziehender, leidender Natur, daß man das Gemälde nie ansehen kann, ohne dabei zu verweilen, ein Bauernbube, der das Fieber hat.— Doch ich will ehe die andern Personen vorausschicken. Es war so leicht nicht, hier eine gute Einrichtung zu treffen, da der Gegenstand so bald Eckel erwecken kann. Es sind fünf kranke Personen, welche die Hilfe der Heiligen anrufen, die in der Höhe zu sehen sind. An der einen Seite sitzet auf der Erde ein wohlgebildetes, aber sehr blasses, und vermuthlich an einer langwierigen Krankheit leidendes Weib. Sie sieht nicht empor, sondern strecket die blaßgelben Hände vor sich aus, welche ihr über die Kniee sinken, wo sie selbe wieder zusammen hält. Sie scheinet von innerm Uebel ganz kalt zu seyn, erwartet aber getrost mit andern, daß sie genesen werde. — Hinter ihr steht und ruft ein kranker Bauersmann mit lautem Schreien, wozu er beide Arme gegen

die Höhe strecket, nach den Heiligen, und das, wie man aus seinem Eifer siehet, mit dem lebendigsten Vertrauen. Vor ihm knieet ein anderer armer, älternder, nackter Mann, stützt sich in dieser Stellung mit zurück nach der Erde gedrehten Händen, und seine Andacht ist sehr herzlich, mit der er den Heiligen klaget, daß er verlassen und elend sey. Auf der einen Seite hinter dem genannten Knaben liegt einer auf der Erde zusammen gefallen; er drehet den Kopf gegen die Höhe mit einem Blicke, der den letzten seiner Nöthen gleichet. Aber nun der Bauernknabe! Er hat eben das Fieber, und ein Tolentinbrod in der Hand, dessen Genuß ihn heilen sollte. Er hält vorn die Arme, seinen Hut unter dem linken, bei der Brust zusammen, blickt andächtiglichst nach dem Brode in seiner Hand, und ziehet seinen ganzen Körper ein, um sich des Frostes zu erwehren. Er steht, die Schultern ein Bischen hinauf, und den Kopf gegen das Herz gezogen, ganz gebeugt da, und seine Kniee und Beine, an welchen die Kleider faltern, schlottern und wanken ihm. Er hat den Mund dem Brode entgegen geöffnet, hält die Hand, worin er es faßt, fester mit der andern, und thut sehr kümmerlich, daß er es zum Munde führe. Er schnattert vor Kälte, daß ihm die Zähne klappern. Schon sind ihm

die Beine eingefallen, und die Haupthaare dünne geworden. Er hat ein kurzes graulichtes Jöppel an, und schmieget und zieht sich in selbiges hinein überall grämlich und armselig. Man kann ihm sein Mitleid nicht versagen, und blicket oft, wenn man schon vorüber ist, dahin wieder zurück, als wollte man sich nach ihm umsehen, ob er sich noch nicht besser befinde.

VI. Der h. Hieronymus, von Saraceno.

Der fast ganz nackte Hieronymus sitzt in seiner Zelle, und zu seinen Füßen ruhet ein Löwe, neben welchem ein Todtenkopf liegt. Er hat ein aufgeschlagenes Buch auf seinem rechten Knie gestützet, und erklärt, und lehret als ein Mann, der in langer Einsamkeit dem künftigen Auftönen der Posaune zum Weltgerichte nachdachte, Worte der ernsten Ewigkeit. Neben und hinter ihm stehet auf seinen Stab gelehnet der h. Einsiedler Anton, und ihm zur Linken die h. Büßerin Magdalena, in einer noch ganz wohlgehaltenen Gestalt. Sie legt ihre flachen Hände auf dem Herzen zusammen, hier im Gemälde nicht so fast aus

Zerknirschung, als um ihr Oberkleid, welches (zumal auf eine Büßerin) zu frei hinabfallen möchte, fest zu halten; eine sonst gar nicht ungewöhnliche Erscheinung der Magdalena auf Gemälden, welche freilich sehr malerisch, aber, wie mir deucht, so eben nicht die anständigste ist; doch was erlaubt man sich auf der Leinwand nicht? Da müssen gewiß alle Scharfrichter entblößt erscheinen; und wer sich nur ein Bischen auf das Nackte verstehet, ziehet, wo es ihm nur einfällt, seinen gemalten Leuten die Kleider aus.

In der Tiefe dieses Gemäldes, und bereits in einiger Entfernung sieht man, ganz von den vorigen Personen abgesondert, den heiligen Franziscus von Asis, wie er von einer Begeisterung hingerissen, seine offenen, ausgebreiteten Arme, (die Hände, als wolle er die fünf Wundmale empfangen, flach hinauf gekehret), gegen Himmel wendet.

Nun sind noch zwei große Gemälde übrig, welche ich zuletzt verspahret habe, weil sie, historisch betrachtet, die Hauptgemälde, auch an Personen die reichsten sind. Sie haben etwa 8 Fuß in der Höhe, und bis 16 in der Länge oder Breite. Beide sind von Fischer gemalt, und sie befinden sich auf den beiden Seiten zwischen der hintern Kirchenthüre.

VII. Der heilige Johann, der Evangelist,

wie ihn zu Rom Kaiser Domitian zwinget, einen Becher voll des schärfsten Giftes zu trinken.

Es ist öffentlicher Gerichtstag, und die Bekenner Christi werden bereits durch verschiedene Martern gequälet; da, wo Domitian selbst zu Gericht sitzt, sieht man vornehmlich drei, welche vor seinen Augen durch das Gift sterben sollten. Nicht weit von ihm steht ein zerstümmelter Götze, zu dessen Anbetung man sie vermuthlich noch einmal hatte bewegen wollen.

Von den dreien hat einer das schnellwirkende Gift bereits getrunken. Er ist rückwärts zur Erde gesunken, und ist ganz dem Tode nahe, wenn er ihn nicht schon bestanden hat. Zwei Kerls beschäftigen sich mit ihm; und so, wie sie ihn eben auf die Erde niederlassen, und die Stricke, mit denen er gebunden war, abnehmen, schwanket ihm der Kopf etwas rückwärts, und die linke Hand kommt auf dem Herzen zu liegen. Man ist gewisser Maßen froh, den, der ausgelitten hat, zu sehen, wenn man die Augen auf den heftet, welcher, nicht weit von ihm, das Gift wirklich trinkt.

Er ist bis auf die Hälfte des Leibes entblößt, und die Hände sind ihm auf den Rücken gebunden, wo sie einer festhält. Der, welcher ihm das Gift in einem Becher reichet, hat ihn mit seiner Linken bei den Haaren ergriffen, und, indem er ihm den Kopf zurückzerret, gießet er ihm das Gift langsam und mit grausamer Sorgfalt ein, daß kein Tropfen seitwärts rinnen möge, und in den Mund sieht er ihm hinein, um zu sehen, wie jeder Tropfen gegen das Herz rinnet. Er beuget sich hierüber, und betrachtet jede Bewegung auf seinem Angesichte, und jede Zuckung des sich nahenden Todes. Den Martyrer scheinet das Gefühl des Giftes bereits ergriffen zu haben. Die Todesblässe senket sich auf sein Angesicht, und auf seine Augen, welche zu erstarren anfangen, und allgemach das Sonnenlicht verlieren. Schon zittert seine Seele auf den bleichen Lippen, und der leidet mehr, der ihn theilnehmend ansieht.

Dieß ist Johannes, welcher erst seine beiden Freunde sterben sehen, und hiemit die Schrecken der Marter peinlicher fühlen soll. Er wird beiderseits von zwei Kerlen, die ihm durch die Arme greifen, so in ihrer Mitte gehalten, daß er seinen Blick auf den Sterbenden heften muß. Er stehet noch in seiner schönen langen Kleidung da, die man ihm nun bald abnehmen wird, wenn die Reihe an

ihn kömmt. In der linken Hand hält er den Giftbecher, und die Rechte streckt er über selbigen, oder auch über den Leidenden zum Segen aus, als nach welchem er mit einem zärtlichen Mitleiden hinsieht. In seiner simpeln Gestalt herrschet viel Ansehen und Einfalt des Herzens, und brennende Liebe, und sein Wort muß der noch halten, dem Himmel und Erde vergehen.

Er ist dem Wütherich gegenüber gestellt, und dieser beuget sich ein wenig herunter, voll Grimm und Erstaunen über die standhafte Art, wie er die Kämpfer dem Tode entgegen gehen siehet. Die neben und um ihn stehen, drücken mehr und weniger ihres Tyrannes Bewegungen aus. Diese Figuren sind alle in Lebensgröße.

Auf der andern Seite des Gemäldes siehet man tief in die Stadt auf einen Platz, wo ein anderes Gericht gehalten wird. Es ist hier eine große Menge Volkes versammelt, und die Richter erscheinen zu Pferd. Der h. Martyrer sitzt in einem Kessel, und faltet seine Hände gegen Himmel.

Auf diesem ganzen Gemälde sind bei 18 größere Figuren zu sehen, und die Verrichtung einer jeden ist bedeutend, und mit großem Verstande behandelt.

VIII. Die Enthauptung des h. Johannes, des Täufers.

Als Herodes die Tochter der Herodias, seines Bruders Weibes, tanzen sah, versprach er ihr mit einem Eide zu geben, was sie fordern würde. Und wie sie dann schon von ihrer Mutter unterrichtet war, sprach sie: Gib mir her auf einer Schüssel das Haupt Johannis, des Täufers. Und der König ward traurig; doch um des Eides willen, und derer, die bei Tische zugegen waren, befahl er, es ihr zu geben. Also schickte er hin und enthauptete den Johannes im Kerker. Also brachte man das Haupt in einer Schüssel, und gab es dem Mägdlein, und sie brachte es ihrer Mutter.

Diese Geschichte hat der Künstler in zwei Vorstellungen buchstäblich ausgeführt. Auf einer Seite des Gemäldes sieht man den Kerker, worin Johannes diesen Augenblick enthauptet worden. Der Rumpf seines Körpers sinkt (beide Arme voran) eben vorwärts auf die Erde, und hinter ihm stehen zwei Henkersknechte, deren einer noch den Strick hält, womit dem Heiligen die Hände auf den Rücken gebunden sind. Vor ihnen stehet der Scharfrichter mit dem abwärts gekehrten und blutigen

Schwerdte in der Rechten, und mit der Linken hat er das Haupt bei den Haaren ergriffen, und setzt es so der Prinzessin, welche mit einem Gefolge von Frauenzimmern zugegen ist, auf den Teller; er ist ganz erhitzt von dem, was er verrichten mußte, und sein Aug ist hervorquillend und gräßlich. Auf den Gesichtern derer, welche das Mägdlein begleiten, ist hie und da Mitleid und Entsetzen zu sehen; sie selbst aber scheinet für nichts anderes, als für Putz und Ueppigkeit Gefühl zu haben. Sie blicket dem Scharfrichter nicht ohne Dreistigkeit ins Gesicht, und erwartet von ihm, was sie zu fordern hieher gekommen war. Bei dieser Vorstellung sind bei 18 Figuren in Lebensgröße.

Den einen und größern Theil des Gemäldes nimmt die zweite Vorstellung ein. Man siehet den Speisesaal, und im Grunde an der Tafel den König, und an seiner linken Seite die Herodias, und um sie herum die gegenwärtigen Gäste. Um den Tisch stehen einige Wachen, und ein Paar Pagen tragen Speisen. — Diesen Augenblick tritt das Mägdlein, mit dem Haupte des Johannes auf dem Teller, zum Saale herein. Es ist ein schrecklicher, gräßlicher, aber für den Künstler ein herrlicher Augenblick. Der ganze Saal ist in Bewegung.

Herodes fährt erschrocken zusammen, wobei er, indem er inwendig erschüttert wird, die Hände auseinander wirft. So war ihr denn doch Ernst, denkt er, und hat noch immer gewünscht, daß ihre Bitte sie gereuen möchte; denn er achtete den Johannes hoch. An ihn schmieget und klammert sich mit beiden Händen das feige, wollüstige Weib, und weiß nicht, wo sie vor Angst sich verbergen soll. Sie ist ganz bleich vor Entsetzen, und scheint sich zu weigern, daß man das Haupt näher bringe. Das Betragen der Anwesenden ist mit vieler Einsicht und Menschenkenntniß erfunden und geordnet. Ein Paar scheinen ohne sonderliche Bewegung zu seyn, Leute, voll blinder Ehrfurcht, welche nichts für Unrecht halten, was sich ihr Herr als recht erlaubet. Nächst dem Könige aber sitzt einer, dessen finsterer, ernsthafter Blick diese That nicht so heimlich beurtheilet: ein anderer, am vordern Theile der Tafel, scheint als ein kluger Hofmann, unter einer heitern Miene, (denn er sitzt dem Fürsten gegenüber) einen tiefen Ernst zu verbergen. Und so ist keine Person, welche nicht zur Sache mithält, in dem Gemälde zugegen, und der erfinderische Geist des Fischers leuchtet überall hervor. Einen guten Kontrast zum Ganzen machen zwei noch sehr junge Pagen, deren einer den Schlepp der Prinzessin

nachträgt, und der andere mit einem Hund spielet, über welchen er sich vorwärts hinein legt. Sie bekümmern sich um die ganze Begebenheit nicht einen Augenblick, und lachen einander recht herzlich an. Man sieht es jenem an, daß er nachtreppeln würde, es möchte zum Himmel oder zur Hölle gehen. Ein dritter, schon reifer an Jahren, trägt eben ein Gerücht zur Tafel, und blicket ganz durchdrungen von Wehmuth und Entsetzen nach dem Teller hin; und ein anderer, der ein Körbchen wegträgt, ist ganz zerschlagenen Gemüths; er hänget den Kopf nach der Seite herab, und des Schreckens und der Betrübniß ist ihm zu viel auf einmal geworden.

Etwas für die Künstler.

Hier haben Sie den Abdruck von Mechels Grabmahl des Marschalls von Sachsen, das in Straßburg aufgerichtet worden. Ich weiß nicht, ob der Abdruck treu ist; denn, wahrlich! um das Ding reise ich nicht nach Straßburg. Der Meißel des Künstlers mag so vortrefflich seyn, als er will, so kann ich die Komposition ohne Eckel nicht ansehen. Daß doch die Franzosen nie mehr die edle Einfalt fühlen können! Wie wunderbar komponirt nicht die Natur! Hätte der edle Feldherr ganz allein gestanden mit dem ruhigen Schritt in den Sarg, so würde kein fühlendes Herz ohne Thränen, ohne Erhebung ihn haben sehen können. Was in aller Welt soll aber nun da die Madam Gallia zur Linken mit dem kleinen Buben; der Tod Bettuche mit dem offnen Maul; der gebundne Adler, und die andern Wappenzeichen, die die französische

Prahlerei so geschmacklos dahinlegt? Und wer am Ende, lieber B. wer kann den weinenden Herkules ertragen? Herkules, der im ganzen Glanz seiner Unsterblichkeit kommen, mit offnem Arm dem Helden entgegen gehen, sich freuen mußte, seinen Sohn zu sich aufzunehmen, und mit ihm die ewige Jugend zu leben! — Ich wundre mich nicht, daß hie und da ein Künstler, der sein ganzes Leben hingebracht hat, seiner Faust Geschick zu geben, sich hinreißen läßt, eine Komposition zu machen, in der er Figuren auf Figuren häuft, um seine geschickte Faust zu zeigen, und daß er darüber die Wirkung des Ganzen vergißt; aber daß die Nation nun um das Werk herumsteht, und, anstatt zu sagen: Wie künstlich! ausruft: Wie sublim poetisch! Das würde mich wundern, wenn wenigstens nicht die Franzosen schon so lang dafür bekannt wären, Empfindung zu heucheln. — Da steht denn nun wieder ein Werk, das die Kunst und die Fühllosigkeit, die Größe und die Schwäche unsrer Zeit beweist. — Noch was, B. ist mir bei dem Werk eingefallen. Man sagt, die Statue sähe dem Marschall ähnlich. Sein Gesicht ist aber nicht erhaben; wenigstens dünkt michs. Was glauben Sie? Sollten die Statuen, um den Eindruck zu veredeln, nicht ein bischen lügen dürfen? Ist

selbst der ruhige Blick, das einzige Gute, was ich an der Statue sehe, nicht vielleicht eine Lüge? — Einige bemerken, daß der Held einen Sprung in den Sarg thun muß, weil der Deckel die untersten Stufen deckt. Das verzeihe ich dem Künstler lieber, als die weinenden, frostigen Allegorien, die ein für allemal nichts taugen, wo die Sache von selbst spricht. Wer kennt den Marschall nicht? Wer weiß nicht, daß Frankreich um ihn zu weinen Ursache hat? Wer braucht die Wappenzeichen, um sich seiner Thaten zu erinnern? Und der Herkules — Schadet die Figur des Mannes, der alles allein that, nicht am Ende dem, dem so viel Tausende helfen, mehr als sie ihm nützt? Zwar ein weinender Herkules schadet niemand. —

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Einleitung von Dr. E. Grosse 1

<u>Schriften über die bildende Kunst</u>

Erinnerung an den Schriftsteller u. Künstler 1
Die Familie Christi von van Dyk in Schleißheim 16
Die Himmelfahrt Mariä im Bürgersaal von Knoller 28
Die Geburt Jesu von Caravaggio 43
Christus am Kreuze von Antonio 66
Madonna von Hickel 84
Sterbe- 105
Jesus gereist im Tempel von Heß 117
Ein Muß von Langenhöffel 126
Zwei Gemälde von Dorner 130
Von den ökonomischen Vortheilen, welche wir aus den zeichnenden Künsten ziehen können 161
An die Künstler meines Vaterlandes (die Natur zu betrachten) 178
Über den Zustand der Künste in Bayern. 219
Vaterländische Kunstgeschichten 244
Von den Ursachen des geringen Einflusses der schönen Künste auf die Denkungsart u. Sitten des Volks 252
Fresko Gemälde auf der äußern Seite der Gemäldegallerie in München betreffend 280
Betrachtungen über unsere Kirchenzierden in Rücksicht auf den Endzweck der Kunst 288
Über einige Gemälde aus der Gallerie zu München 305
Der Kindermord von Rubens 313
Christus sitzt zu Gericht 326
Herkules Heimat 34

Über die Gemälde in der Augustinerkirche zu München 364
Christus am Kreuz von Tintoretti 372
Auferweckung des Lazarus v. Haindl 376
Dreifaltigkeit von Rubens 377
Ursula u. Cordula von Candid 379
Nikolaus von Schellach 380
Verklärung Christi von Fischer 382
Wolfgang von Passeti 383
Altarblatt von Candid 385
Thomas v. Villanova von Sustermans 388
Maria u. Catharina von Wolfgang 390
Nikolaus von Tolentin von Ulrich Loth 392
Hieronymus von Tarragona 394
Johann Evangelist 396
Enthauptung Johannis 399
Chaos für die Künstler 403

derei
ckeler
hstädt

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Westenrieder, Lorenz <<von>>,

Lorenz v. Westenrieder's sämmtliche Werke

Bd.: 1

Kempten 1831

Opp. 578-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10604770-0